echte

eft

Bibliothek

Ph. U.
52 ib

Bayerische Staatsbibliothek
<36647690830012

IMMANUEL KANT
VERMISCHTE SCHRIFTEN

MIT EINLEITUNG, ANMERKUNGEN, PERSONEN- UND SACHREGISTER NEU HERAUSGEGEBEN

VON

KARL VORLÄNDER

DER PHILOSOPHISCHEN BIBLIOTHEK BAND 50
LEIPZIG 1922 / VERLAG VON FELIX MEINER

Kants Sämtliche Werke

In Verbindung mit
Hermann Cohen, O. Buek, O. Gedan, W. Kinkel, F. M. Schiele, Th. Valentiner u. a.
herausgegeben von

Karl Vorländer

Neun Bände und ein Supplementband (enthaltend **Vorländers** Kantbiographie und **Cohens** Kommentar zur Kritik der reinen Vernunft).

Preis auf holzfreiem Papier in vornehmen Halbleinen-Geschenkbänden M. 1000.—
(Hochvalutiges Ausland 100 Schweizer Franken)
Mit Einleitungen, Anmerkungen und Sachregistern.

Die in der nachstehenden Inhaltsübersicht angegebenen Einzelpreise für gebundene Exemplare verstehen sich für den biegsamen grünen Einband der „Philosophischen Bibliothek".

BAND I:

Kritik der reinen Vernunft (1781). Elfte Auflage. Mit ausführlichem Namen- und Sachregister herausgeg. von Th. Valentiner. 1919. M. 55.—, geb. M. 80.—

Das ausführliche Sachregister erfüllt einen der brennendsten Wünsche jedes der Philosophie Beflissenen. Das neue Register bestrebt sich in erster Linie, das Studium und Verständnis des schwierigen Werkes zu erleichtern. Alle wichtigen Begriffserläuterungen, die Kant irgendwo gibt, sind in vollem Wortlaut wiedergegeben. Und wenn eine größere Zahl verschiedenartiger Erläuterungen vorlag, ist versucht worden, sie in möglichst übersichtlicher Weise anzuordnen.

BAND II:

Kritik der praktischen Vernunft (1788). 6. Auflage. 1920. Herausgegeben von K. Vorländer M. 25.—, geb. M. 40.—

Kritik der Urteilskraft (1790). 4. Auflage. 1913. Herausgegeben von K. Vorländer M. 50.—, geb. M. 70.—

BAND III:

Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik (1783). 6. Auflage. Herausgegeben von K. Vorländer. 1921. M. 25.—, geb. M. 40.—

Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (1785). 5. Auflage. Herausgegeben von K. Vorländer. 1920. M. 15.—, geb. M. 25.—

Metaphysik der Sitten (1797). 3. Auflage. Herausgegeben von K. Vorländer. 1919 M. 45.—, geb. M. 65.—

1. Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. 2. Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre.

VERLAG VON FELIX MEINER IN LEIPZIG

IMMANUEL KANT

VERMISCHTE SCHRIFTEN

MIT EINLEITUNG, ANMERKUNGEN, PERSONEN- UND SACHREGISTER NEU HERAUSGEGEBEN
VON

KARL VORLÄNDER

DER PHILOSOPHISCHEN BIBLIOTHEK BAND 50
LEIPZIG 1922 / VERLAG VON FELIX MEINER

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Vorwort des Herausgebers.

Mein Doppelamt als Oberschulrat und Universitätslehrer in Münster, verbunden mit starker eigener philosophischer Arbeit, ließen mich anfangs zaudern, als der Herr Verleger mich aufforderte, auch den letzten Band der Kantischen Schriften (von der lateinischen Textausgabe der Dissertationen abgesehen) für die *Philosophische Bibliothek* neu zu bearbeiten: zumal da es sich bei solchen Ausgaben im wesentlichen um rein philologisch-historische Arbeit handelt. Allein die Anhänglichkeit an die Kantausgabe der *Philosophischen Bibliothek*, der ich seit nunmehr über zwanzig Jahren einen großen Teil meiner Arbeitskraft gewidmet, von der ich weitaus die meisten Bände selbst herausgegeben habe, so daß sie gemeinhin wohl als die Vorländersche Kantausgabe zitiert wird, bestimmten mich doch zuzusagen, namentlich da ich die schwierige Aufgabe der Herausgabe einer gänzlich neuen Auswahl des Briefwechsels (der in der alten Kirchmannschen Ausgabe gleichfalls in Band 50 Aufnahme gefunden hatte) einem so trefflichen Kantkenner wie meinem Freunde Otto Schöndörffer in Königsberg überlassen durfte.

Freilich die beinahe ein halbes Jahrhundert alte Kirchmannsche Ausgabe von 1873, die seitdem nur einen einfachen Neudruck (1898) erfahren hatte, bedurfte einer fast völligen Erneuerung. Zunächst der Text, der ja bei sämtlichen Kirchmannschen Kantbänden bekanntlich einen bloßen Abdruck der zweiten Hartensteinschen Ausgabe (von 1868) dargestellt hatte. Seitdem ist durch zwei neue vorzügliche Kantausgaben, vor allem die der Berliner Akademie der Wissenschaften, dann ihr folgend die von Ernst Cassirer (Verlag Bruno Cassirer) in Verbindung mit einer Anzahl anderer Kantforscher herausgegebene, durch Rückgang auf die Urtexte, unter Vergleichung mit sonstigen Ausgaben und Verbesserungsvorschlägen, eine wissenschaftliche Textgrundlage für die meisten der in

unserem Bande vereinigten ‚Vermischten Schriften' erst geschaffen worden. Es wäre Torheit von mir gewesen, bloß um des Ruhmes der Originalität willen, ganz dieselbe textkritische Arbeit noch einmal leisten zu wollen. Ich habe es deshalb vorgezogen, für die im Text unter I—IX folgenden Kantischen Schriften im wesentlichen den gereinigten Text dieser beiden neuesten Ausgaben zugrunde zu legen und zwar, nach längerer Überlegung und nachdem ich den Herausgeber, den mir befreundeten Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau (Charlottenburg), um Erlaubnis gebeten, denjenigen der Cassirer-Ausgabe, weil ich mit deren Editions-Grundsätzen am meisten übereinstimme. Auch ich bin nämlich der Meinung, daß zwar die alten Wortformen und die, namentlich in den vorkritischen Schriften uns oft recht altertümlich, zuweilen fast fremdartig anmutende Sprache Kants möglichst erhalten werden muß, dagegen Rechtschreibung und Zeichensetzung des Originals beizubehalten, eine ganz falsche Pietät bedeuten und nur störend wirken würde. Orthographie und Interpunktion unserer Ausgabe entsprechen also dem heutigen Gebrauche. Neben der Cassirerschen und der Akademie-Ausgabe habe ich übrigens auch mir erreichbare Original-Ausgaben, z. B. von I, V und X, herangezogen; überhaupt mir in jedem einzelnen Falle von — glücklicherweise nicht häufigen — Textdifferenzen die eigene Entscheidung vorbehalten.

Die chronologische Ordnung der Schriften habe ich, unter Verbesserung der Kirchmannschen Nachlässigkeiten in der Datierung[1]), beibehalten. So zerfällt der Band jetzt in drei Abschnitte: A. Schriften aus der vorkritischen Zeit (von 1764 bis 1777). B. Schriften aus der kritischen Zeit (1785 bis 1803). C. (Anhang): Stücke aus dem Nachlaß. Öffentliche Erklärungen. Denkverse. Auf diese Weise wird freilich einzelnes stofflich Zusammengehörige, wie die drei Abhandlungen III, V und VI, die sich auf das Rasseproblem beziehen, etwas auseinandergerissen. Auch IV und X (Pädagogik) gehören ja inhaltlich zusammen. Und die Bruchstücke aus dem Nachlaß (XI) hätte man vielleicht mit I verbinden können, dem sich ihr größter Teil der Sache nach anschließt. Allein bei „vermisch-

[1]) Die erste Ausgabe der „Beobachtungen" fällt in das Jahr 1764, nicht 1766; die Abhandlung „Von den verschiedenen Rassen der Menschen" ist 1775 und 1777 herausgegeben worden, die „sieben kleinen" Aufsätze fallen in die Jahre 1788—91, nicht 1781—91.

ten" Schriften, zumal so verschiedener Art wie hier, wird immer eine andere Anordnung als die zeitliche schwierig sein, und so habe ich aus guten Gründen die letztere beibehalten.

Im einzelnen habe ich die Kirchmannsche Abhandlung II, d. h. die paar Notizen über den „Ziegenpropheten" Komarnicki, in den zugehörigen Zusammenhang gebracht, nämlich der Einleitung zu der jetzigen Nr. II (‚Versuch über die Krankheiten des Kopfes') einverleibt, wie dies auch bereits von Buchenau und M. Köhler in ihren Ausgaben geschehen ist. Von den drei auf das Dessauer Philanthropin bezüglichen Artikeln ist der letzte aus dem Jahre 1778, als höchstwahrscheinlich nicht von Kant herrührend, gestrichen. Der für Borowski niedergeschriebene kleine Aufsatz von 1790 ‚Über Schwärmerei und die Mittel dagegen' [bisher IX] ist mit den aus der gleichen Zeit stammenden sieben anderen [bisher X] unter einem Titel (VII) vereinigt worden. Kants Anhang zu Sömmerrings Schrift ‚Über das Organ der Seele' (1796) [VIII] wurde genau mit dem Original nach dem Abdruck in der Akademie-Ausgabe von Kants Briefwechsel (Band 3) verglichen. IX hat den richtigeren Titel ‚Eine Vorrede und eine Nachschrift' erhalten. Bei den in der Akademie-Ausgabe noch nicht veröffentlichten Vorlesungen ‚Über Pädagogik' (X) mußte ich mich leider an die ziemlich unzulängliche Rinksche Ausgabe halten, habe aber den Text wenigstens mit einer der beiden Rinkschen Urausgaben vergleichen können. Der Brief an Fräulein von Knobloch über Swedenborg [bei Kirchmann XIII] ist schon, weil inhaltlich in diesen Zusammenhang gehörend, in meiner Einleitung zu den ‚Träumen eines Geistersehers' (Band 46b der Philosoph. Bibl.) veröffentlicht worden. Sehr bedauert habe ich, die ‚Bruchstücke aus dem Nachlaß' (XI) noch nach der alten nachlässigen Edition Schuberts in den Druck bringen zu müssen. Indes kann es noch eine Reihe von Jahren dauern, bis wir durch Erich Adickes einen zuverlässigen Abdruck aus Kants Handexemplar in der Akademie-Ausgabe erhalten[1]).

Ob überhaupt die Kantausgabe der *Philosophischen Bibliothek* später vielleicht eine Auswahl von dem in den drei bisher in der Akademie-Ausgabe erschienenen starken Bänden bereits etwa zweitausend Seiten füllenden Kantischen Nachlaß

[1]) Über diesen Punkt sowie über alles Nähere zu den im Vorigen genannten Schriften vgl. meine unten folgende Einleitung.

bringen soll, das ist eine schwierige Frage, die an dieser Stelle nicht zu lösen ist.

Im übrigen habe ich auch dieser meiner Kantausgabe, wie bei allen bisherigen Bänden derselben — was dann auch bei fast sämtlichen anderen zahlreichen Neuausgaben philosophischer Schriftsteller aller Völker und Zeiten in der *Philosophischen Bibliothek* mehr oder weniger leitendes Prinzip geworden ist —, neben einem den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Text, den Hauptwert auf die sachlichen Beigaben: Einleitung, Anmerkungen, Personen- und Sachregister, gelegt. Meine Einleitung konnte sich diesmal, da die vorliegenden ‚Vermischten Schriften' fast sämtlich populären Charakter tragen und daher der Erklärung kaum bedürfen, verhältnismäßig kurz halten, im wesentlichen auf das Literarhistorische sich beschränken.

So möge denn auch dieser letzte Kantband, der den Abschluß meiner mehr als zwei Jahrzehnte umfassenden Tätigkeit als Kantherausgebers bildet, hinausgehen, um die Kenntnis und die Sinnesart des Denkers zu verbreiten, dessen Philosophie auch heute noch das beste Mittel gegen unphilosophische ‚Schwärmerei' [VII], ‚Mystizismus' [IX] und alle ähnlichen Abirrungen von dem geraden Wege der Vernunft bietet!

Münster i. W., Weihnachten 1921.

Karl Vorländer.

Inhalt.

Seite

A. Schriften aus der vorkritischen Zeit (1764—1777) 1—106

I. Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. 1764 3

1. Abschnitt. Von den unterschiedenen Gegenständen des Gefühls vom Schönen und Erhabenen . . . 5

2. Abschnitt. Von den Eigenschaften des Erhabenen und Schönen am Menschen überhaupt 9

3. Abschnitt. Von dem Unterschiede des Erhabenen und Schönen in dem Gegenverhältnis beider Geschlechter 27

4. Abschnitt. Von den Nationalcharakteren, insoferne sie auf dem unterschiedlichen Gefühl des Erhabenen und Schönen beruhen 44

II. Versuch über die Krankheiten des Kopfes. 1764 61

III. Von den verschiedenen Rassen der Menschen. 1775 (1777) 77

IV. Zwei Aufsätze, das Philanthropin betreffend. 1776/77 99

B. Schriften aus der kritischen Zeit (1785—1803) . 107—251

V. Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse. 1785 109

VI. Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie. 1788 129

VII. Acht kleine Aufsätze aus den Jahren 1788—1791 161

VIII. Über das Organ der Seele (Brief an Sömmerring). 1796 175

IX. Eine Vorrede und eine Nachschrift. 1800 . 183

X. Über Pädagogik, herausgegeben von F. Th. Rink. 1803 189

Vorrede des Herausgebers 191

Einleitung 193

Von der physischen Erziehung 208

Von der seelischen Erziehung 221

Von der praktischen Erziehung 237

C. Anhang: Stücke aus dem Nachlaß. Öffentliche Erklärungen. Denkverse 253—313

XI. Bruchstücke aus Kants Nachlaß 255

XII. Öffentliche Erklärungen 299

XIII. Denkverse zu Ehren verstorbener Amtsgenossen 309

Personenregister 314

Sachregister 317

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitung.

A. Schriften aus der vorkritischen Zeit.

Kants Schriften aus den sechziger Jahren tragen einen wesentlich anderen Charakter als die des vorhergehenden Jahrzehnts. Bewegen sich diese, wenn auch mit einer gewissen Selbständigkeit, so doch im ganzen mehr oder weniger noch in den Bahnen der Leibniz-Wolffschen Zeitphilosophie, so zeigen sich jene deutlich von dem freieren Zuge aus dem Westen beeinflußt: die strenger philosophischen mehr von der Skepsis Humes, die hier zunächst folgenden populäreren mehr von dem gefühlsmäßigen Denken Rousseaus. Man weiß, wie stark gerade Jean Jacques Rousseau auf Magister Kant eingewirkt hat. Sein Bild war das einzige, das die sonst kahlen Wände seiner Wohnung schmückte, die Lektüre des Emile (1762) hielt ihn mehrere Tage hintereinander, ganz gegen seine Gewohnheit, von seinem regelmäßigen Spaziergange ab, ja der Genfer Autodidakt hat ihn nach seinem eigenen Bekenntnis geradezu „zurechtgebracht", nämlich vom bloßen Gelehrten zum Kämpfer für die Menschheit gewandelt. Am deutlichsten sind diese Rousseauschen Einflüsse ersichtlich aus seinen privaten Aufzeichnungen in den sechziger Jahren. Und wo findet man diese? In seinem später (unter XI) noch näher zu besprechenden Handexemplar derjenigen Schrift, die wir hier an erster Stelle zu betrachten haben: den 1764 erschienenen

I. Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen.

Wer bloß den kritischen Kant mit den schweren Satzgefügen seiner Hauptwerke kennt, der wird erstaunt sein, hier kurzen, leichtverständlichen Sätzen voll Geist und Laune, Heiterkeit und Menschenkenntnis zu begegnen; weshalb denn auch ein Rezensent ihn mit dem S. 10 der Schrift zitierten berühmten französischen Sittenschilderer La Bruyère verglich, ein

anderer gar meinte, Kants Schrift gehöre nicht bloß in die Studierzimmer der Gelehrten, sondern auch auf die — Toilettentische der Damen! Sie ist eben in einer Zeit entstanden, wo Immanuel Kant in Königsberg als der „galante Magister" bezeichnet wurde und in regem Verkehr mit allen Kreisen der Gesellschaft stand, auch den Umgang mit Damen, darunter einer der gefeiertsten Schönheiten der Stadt, der jungen Frau des Geheimen Kommerzienrats Jacobi, keineswegs verschmähte (vgl. das dritte Kapitel meines ‚Kants Leben', 2. Auflage Leipzig 1922). Und er hat seine Schrift, wie er selbst gleich auf der ersten Seite sagt, mehr mit dem „Auge eines Beobachters als des Philosophen", wie es heißt, in dem waldumrauschten Forsthause seines Freundes Wobeser zu Moditten bei Königsberg geschrieben.

Der Inhalt ist weniger (was man aus dem Titel schließen könnte) ästhetischer als vielmehr moralphilosophischer oder, wie man damals sagte, anthropologischer Natur: ähnlich, wie der Philosoph ihn in den zu Anfang der siebziger Jahre begonnenen und seitdem stetig beibehaltenen populären Vorlesungen über ‚Menschenkunde' (Anthropologie) zu behandeln pflegte (vgl. meine Einleitung zu Band 44 der Philosoph. Bibl.). Nur der einleitende erste Abschnitt (S. 5—9) erörtert die beiden Hauptbegriffe der damaligen Ästhetik, das Erhabene und das Schöne, wie sie sich dem fühlenden Menschen in Natur und Kunst darstellen. Der folgende (S. 9—27) behandelt beide als Eigenschaften des Menschen überhaupt, der dritte (S. 27—44) in Beziehung auf die beiden Geschlechter, der vierte und letzte (S. 44—59) in bezug auf die verschiedensten Völker der Erde, besonders die wichtigsten europäischen Kulturnationen. Von besonderem Interesse für Kants philosophische Entwicklung ist die Bemerkung S. 15, wonach er schon damals die Tugend freilich auf Grundsätze gründen will, diese Grundsätze aber doch in dem Bewußtsein eines Gefühls erblickt: dem von der Schönheit und der Würde der menschlichen Natur. Sonst dürfte kaum etwas in der allgemeinverständlichen Schrift näherer Erklärung bedürfen. Bezüglich der zahlreichen interessanten Einzelheiten verweisen wir auf unser Personen- und Sachregister. In unserem Urteil werden wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ja vielfach mit ihm nicht mehr übereinstimmen: weder mit seinem altfränkischen poetischen Geschmack (der ihn u. a. Vergil dem Homer vorziehen läßt) noch

mit seiner Verachtung der mittelalterlichen Kunst noch mit seiner „galanten“, aber doch stark an Noras Gatten (in Ibsens „Puppenheim“) erinnernden Beurteilung des weiblichen Geschlechts.

Die Schrift wurde, wie ihr Herausgeber in der Akademie-Ausgabe (P. Menzer) aus den Fakultätsakten festgestellt hat, bereits am 8. Oktober 1763 dem Dekan der philosophischen Fakultät zu der vorschriftsmäßigen Zensur vorgelegt und muß schon zu Beginn des folgenden Jahres erschienen sein. Denn Hamann arbeitet bereits am 1. Februar 1764, wie er seinem Freund Lindner in Riga schreibt, an einer Rezension derselben, welche am 30. April in ziemlich ausführlicher Gestalt in den Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen, die er selber damals herausgab, erschien. Hamann wollte — mit Recht — an dem „Herrn Magister“ eine „besondere Fruchtbarkeit lebhafter Einfälle eines teils exempelreichen teils scholastischen Witzes“ bemerkt haben, „worunter viel glückliche Züge hervorleuchten, die nicht nur Nachdenken und Beifall verdienen, sondern auch Unterscheidungskraft erfordern“. Sie war und blieb auch eine Lieblingsschrift Herders, derentwegen er Kant neben Mendelssohn und Sulzer, Winckelmann und Burke als Autorität in Sachen des Geschmacks betrachtete; Stellen daraus waren auch später noch seinem Gedächtnis immer gegenwärtig.

So ist es denn kein Wunder, daß nach zwei Jahren (1766) eine neue und nach fünf weiteren (1771) eine dritte Auflage erschien. Die beiden ersten waren bei dem rührigen, vielleicht allzu rührigen Verleger der Königsberger Zeitung Joh. Jakob Kanter, in dessen Haus der Philosoph um diese Zeit mehrere Jahre hindurch gewohnt hat, herausgekommen; mit der dritten ging die Schrift in den Verlag von Friedrich Hartknoch (Riga) über. In den neunziger Jahren, nachdem Kants Name Weltberühmtheit erlangt hatte, folgten noch verschiedene Nachdrucke. Auch in die mit Kants Erlaubnis von seinem Anhänger Tieftrunk in Halle 1799 herausgegebene Sammlung seiner ‚Vermischten Schriften‘ (Band II, S. 347—434) wurde sie aufgenommen. Außer in den Gesamtausgaben von Rosenkranz und Schubert (1838 ff.), Hartenstein I (1838 f.) und II (1867 ff.), von Kirchmann (1868 ff.), dem zweiten Band der Akademie-Ausgabe (von P. Menzer, Berlin 1905, 2. Auflage 1912) S. 205—256, der Cassirerschen Ausgabe Band II (von

Artur Buchenau 1912) S. 243—300, sind die ‚Beobachtungen' neuerdings auch in zwei Sonderausgaben veröffentlicht worden: von A. Pieper (Berlin-Steglitz 1910) und als Teil von ‚Kants Populären Schriften', hrsg. von P. Menzer, 1911.

Von der dritten Auflage (1771) sind drei verschiedene, jedoch nur in ganz unwesentlichen Kleinigkeiten voneinander abweichende Drucke erschienen. Die korrekteste Auflage ist die erste (1764), der denn auch unsere Ausgabe, ebenso wie die besten neueren (Akademie- und Cassirersche) in der Hauptsache folgen. Doch sind alle auch nur einigermaßen in Betracht kommenden Abweichungen der übrigen unter dem Texte angegeben.

Im gleichen Jahre 1764 erschien anonym der folgende Aufsatz Kants:

II. Versuch über die Krankheiten des Kopfes.

Er hatte eine merkwürdige Veranlassung, über die Hamann in dem mehrgenannten Hauptunterhaltungsblatte der Königsberger, den ‚Gelehrten und Politischen Zeitungen', vom 10. Februar 1764 berichtete, wovon Borowski in seiner Lebensbeschreibung Kants, Beilage I (S. 206—208) folgenden Auszug gibt:

„Es ward aus dem sogenannten Baumwalde im Amte Alexen ein Abenteurer, ohngefähr 50 Jahre alt, — ein neuer Diogenes und ein Schaustück der menschlichen Natur, nach Königsberg gebracht. Er suchte das Lächerliche und Unanständige seiner Lebensart mit einigen Feigenblättern aus der Bibel zu bemänteln. Dieserwegen und weil er bis dahin, außer einem kleinen achtjährigen Knaben, eine Herde von 14 Kühen, 20 Schafen und 46 Ziegen umherführte, erhielt er den Namen eines Ziegenpropheten von der ihn angaffenden Menge. Außer der Zierde eines langen Barts, wies er sich, in rauhe Tierhäute gekleidet, die er um den nackten Körper umschlug, — ohne Unterschied der Jahreszeiten barfuß und mit unbedecktem Haupte. Ebenso der Junge. Ein Paar Kühe dienten ihm zum Angespann; von der Milch der Schafe, wozu bisweilen Butter und Honig kam, nährten sich beide. Nur an hohen Festtagen erlaubte er sich, das Fleisch seiner Herde zu kosten, welches er in Honig sottete. Er genoß davon nichts, als die rechte Schulter und Brust, das übrige verschenkte er oder verbrannte es nach 3 Tagen zu Asche. An der Verwandlung dieser mensch-

lichen Gestalt war eine vor 7 Jahren erfahrene Krankheit schuld, die in Unverdaulichkeit und Magenkrämpfen bestand. Nach einem zwanzigjährigen Fasten wollte er Jesum mehrere Male gesehen haben. Er hatte ihm das Gelübde einer siebenjährigen Wallfahrt getan, an welcher nur noch zwei Jahre fehlten. Da man ihn bei Alexen im Walde antraf, hatte er bereits den größten Teil seiner Herde verloren. Er kam mit seinem Buben und mit der Bibel in der Hand an, aus welcher er jedem, der ihm etwa Fragen vorlegte, bald einen passenden, oft aber auch ganz unpassenden Spruch zitierte. Jeder ging hin und betrachtete den Abenteurer und seinen Buben. Auch Kant, der sein Gutachten über die sonderbare Erscheinung zu geben von mehreren aufgefordert ward, ging hin und machte folgendes Räsonnement bekannt."

Das „Räsonnement" Kants, das in der Zeitung mit den Worten: „Nach dem Urteil eines hiesigen Gelehrten möchte in obiger Nachricht von unserem begeisterten Faunus . . ." eingeführt wurde, lautete wie folgt:

„Bei dem Anschauen und Anhören des begeisterten Faunus und seines Buben möchte für solche Augen, welche die rohe Natur gerne ausspähen, die unter der Zucht der Menschen gemeiniglich sehr unkenntlich wird, das Merkwürdigste — der kleine Wilde sein, der in den Wäldern aufgewachsen, allen Beschwerlichkeiten der Witterung mit fröhlicher Munterkeit Trotz zu bieten gelernt hat, in seinem Gesichte keine gemeine Freimütigkeit zeigt und von der blöden Verlegenheit nichts an sich hat, die eine Wirkung der Knechtschaft oder der erzwungenen Achtsamkeiten in der feineren Erziehung wird, und kurz zu sagen (wenn man dasjenige wegnimmt, was einige Menschen schon an ihm verderbt haben, die ihn lehren Geld fordern und naschen) ein vollkommenes Kind in demjenigen Verstande zu sein scheint, wie es ein Experimentalmoralist wünschen kann, der so billig wäre, nicht eher die Sätze des Herrn Rousseau den schönen Hirngespinsten beizuzählen, als bis er sie geprüft hätte. Zum wenigsten dürfte diese Bewunderung, zu welcher nicht alle Zuschauer fähig sind, weniger zu belachen sein, als diejenige, darin jenes berufene schlesische Kind mit dem goldenen Zahn viele deutsche Gelehrte versetzt hat, ehe sie durch einen Goldschmied der Mühe überhoben wurden, mit der Erklärung dieses Wunders sich länger zu ermüden."

Der „Faunus" war ein Pole und hieß Jan Pawlikowicz Zdonozyrskich Komarnicki. Am 5. Februar fand auf Anregung des Verlagsbuchhändlers J. J. Kanter (s. o.) eine „philosophische Karawane" zu dem „Ziegenpropheten" statt. Leider wurde er nebst dem „kleinen Wilden" bald darauf auf Veranlassung der Polizei über die Grenze gebracht, und man hat von beiden nichts mehr gehört. Nicht ohne Grund bedauert Borowski (a. a. O. S. 211), daß man auf Kants Bemerkungen damals nicht noch mehr geachtet und unter den Augen des Philosophen weitere „Beobachtungen dieses Knaben, dergleichen selten vorkommt, angestellet worden wären". Kant jedenfalls hatte weit mehr Interesse, als an dem Ziegenpropheten, an dem ohne alle Kultur in den Wäldern aufgewachsenen frischen achtjährigen Buben, der den Namen Patrick führte und ihm als Naturkind im Sinne Rousseaus beachtenswert dünkte.

Am Schlusse des Zeitungsberichts hieß es dann: „Wir kündigen hiemit zugleich den ersten Originalversuch in unsern nächsten Blättern an und versprechen uns für die Zufriedenheit unserer Leser mehrere Beiträge von der Gefälligkeit dieses scharfsinnigen und gelehrten Gönners." Diese „Beiträge" wurden nun in den Nummern 4 bis 8 der mehrfach genannten Königsberger Zeitung vom 13. bis 27. Februar 1764 unter der Überschrift:

Versuch über die Krankheiten des Kopfes

veröffentlicht, jedoch ohne den Namen des Verfassers. Als solcher ist Kant, wenigstens in der Öffentlichkeit, erst durch die Aufnahme des Aufsatzes in die „Sammlung einiger bisher unbekannt gebliebener kleiner Schriften von Immanuel Kant", herausgegeben von F. Th. Rink (Königsberg, bei Nicolovius 1800), sodann durch den erwähnten Anhang in Borowskis Kantbiographie von 1804 bekannt geworden.

Mit dem Abenteurer Komarnicki und seinem Buben steht der „Versuch" — das Wort ist hier im Sinne des englisch-französischen „Essay" zu verstehen — freilich in keinem unmittelbaren Zusammenhange mehr. Er stellt vielmehr eine geistvoll-satirische, mitunter sogar recht derb gehaltene Plauderei über die „Gebrechen des menschlichen Kopfes" dar; von ihren geringeren Graden: der Dummheit des „stumpfen Kopfes" (d. i. einseitiger Beanlagung), der Einfältigkeit, Torheit und Narrheit, an bis zu den eigentlichen Krankheiten des Blöd-

sinns, der Verrücktheit, des Wahnsinns und Wahnwitzes, endlich dem Aberwitz, der Tobsucht und Raserei. Die Welt, d. h. die des beschränkten und stumpfsinnigen Spießbürgers, hat freilich oft genug auch bloße Idealisten, wie den gerechten Aristides, den edlen Epiktet, den gefühlbegeisterten Jean Jacques Rousseau für halbverrückte Phantasten gehalten. Und doch ist, wie hier (S. 72) der angeblich so nüchterne Kant sagt, ohne Enthusiasmus niemals in der Welt etwas Großes ausgerichtet worden! Zum Schluß weist er in auffällig derber Form darauf hin, daß für manche Störungen des Gemüts das beste Heilmittel ein vom Arzte eingegebenes — Abführmittel sei; während anderseits die „Diät des Gemüts" als Aufgabe des Philosophen bezeichnet wird: ein Lieblingsgedanke unseres Kant, der später in seiner lateinischen Rektoratsrede (1786 oder 1788) ‚Über die Heilung des Körpers, soweit sie dem Philosophen zukommt', und noch später (1798) in der berühmten Abhandlung ‚Von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein' (Band *46d* der *Philosophischen Bibliothek*) seinen Ausdruck findet.

Der von uns zugrunde gelegte Text ist von A. Buchenau mit dem von der Königsberger Universitätsbibliothek zur Verfügung gestellten seltenen Originaldruck verglichen worden.

In das folgende, bekanntlich an schriftstellerischen Äußerungen unseres Philosophen ganz besonders arme Jahrzehnt führt uns die Abhandlung:

III. Von den verschiedenen Rassen der Menschen.

Kant hat in den ersten Jahren seiner Magisterzeit (1755 bis 59) häufig der Ankündigung seiner Vorlesungen eine Programm-Abhandlung beigefügt; in den sechziger Jahren dagegen nur einmal. Das letztemal Ostern 1775, nunmehr als ordentlicher Professor, als Einladung zu seinem seit 1756 vier Jahrzehnte hindurch jedes Jahr gehaltenen populären Kolleg über Physische Geographie. Auch sie ist allgemeinverständlich gehalten und will mehr eine „nützliche Unterhaltung" als eine „tiefe Nachforschung" sein. Auch sie behandelt ein erdkundliches Thema, das den Philosophen noch mehrfach (vgl. die Nummern V und VI dieses Bandes) schriftstellerisch beschäftigt hat: das Problem der Menschenrassen. Wenn auch die einzelnen Aufstellungen Kants gegenüber dem heu-

tigen wissenschaftlichen Standpunkt längst veraltet sind, so gibt er doch nicht bloß manche interessante, durch seine bekannte eifrige Lektüre von Reisebeschreibungen[1]) ihm bekannt gewordene Tatsachen, sondern macht auch einige philosophisch wichtige Bemerkungen.

Dahin gehört der die ganze, übrigens verhältnismäßig nicht ausgedehnte Abhandlung durchziehende Grundgedanke, daß alle anscheinend neuen Arten lebender Wesen „nichts anderes als Abartungen und Rassen von derselben Gattung sind, deren Keime und natürliche Anlagen sich nur gelegentlich in langen Zeitläuften auf verschiedene Weise entwickelt haben" (3. Abschnitt, S. 94). Solche „besonderen Keime oder natürliche Anlagen" müssen in jedem organischen Geschöpf vorhanden gewesen sein. Denn „äußere Dinge" — als solche werden bald darauf Luft, Sonne und Nahrung angeführt — können zwar „wohl Gelegenheits-, aber nicht hervorbringende Ursachen von demjenigen sein, was notwendig anerbt und nachartet". Der bloße „Zufall oder physisch-mechanische Ursachen" vermögen weder einen organischen Körper hervorzubringen noch in dessen Zeugungskraft etwas „dem Tiere Fremdes" hineinzubringen. Es sind Probleme, die uns durch den Darwinismus vertraut geworden, von Kant aber in Kritik der teleologischen Urteilskraft (vgl. unsere Einleitung zu Band 39 der Philosoph. Bibl.) weiter erörtert worden sind.

Von prinzipiell-methodischem Interesse ist ferner die längere Anmerkung S. 94 über den Unterschied der den jetzigen Zustand der äußeren Natur schildernden Naturbeschreibung von der „uns noch fast gänzlich fehlenden" Naturgeschichte, die uns die Veränderungen der Erdgestalt, der Pflanzen und Tiere durch natürliche Wanderungen und ihre daraus entstandenen „Abartungen" von der ursprünglichen Stammgattung lehren würde. Sie würde, meint Kant, vermutlich eine Menge scheinbar verschiedener Arten „zu Rassen ebenderselben Gattung zurückführen" und „das jetzt so weitläufige Schulsystem der Naturbeschreibung in ein physisches System für den Verstand verwandeln" (vgl. auch S. 88f.). So zieht die ganze Abhandlung denn auch den Schluß: Man müsse „eine Geschichte der Natur wagen", als eine neue, „abge-

[1]) Die meisten waren ausländisch, von ihm in der Regel erst nur in deutschen Übersetzungen gelesen; vgl. die Anmerkungen unter dem Text.

sonderte" Wissenschaft, „die wohl nach und nach von Meinungen zu Einsichten fortschreiten könnte".

Endlich tritt, neben diesen von Kant später fortgeführten naturphilosophischen, zum ersten Mal auch ein später gleichfalls, besonders in der ‚Idee zu einer allgemeinen Geschichte usw.' (1784)[1]) weitergeführter geschichtsphilosophischer Gesichtspunkt hervor: daß „in der Vermengung des Bösen mit dem Guten die großen Triebfedern liegen, welche die schlafenden Kräfte der Menschheit ins Spiel setzen und sie nötigen, alle ihre Talente zu entwickeln und sich der Vollkommenheit ihrer Bestimmung zu nähern".

Der letzte Gedanke findet sich allerdings noch nicht in der ersten Gestalt der Abhandlung als Universitätsprogramm (1775), sondern erst in ihrer späteren vom Jahr 1777. Kant übergab sie nämlich in beträchtlich erweiterter Gestalt, vielleicht auf Anregung seiner Berliner Freunde Markus Herz oder J. E. Biester, einem von deren aufklärerischen Freunden, dem bekannten Popularphilosophen J. J. Engel zum Abdruck in dessen Zeitschrift ‚Der Philosoph für die Welt', wo sie denn auch im Jahre 1777 veröffentlicht wurde. Da sie in dieser Bearbeitung zahlreiche Zusätze und Verbesserungen erfahren hat, auch die späteren Erörterungen über eine etwaige Fortführung des Themas (s. unten) auf *sie* Bezug nehmen, so ist sie von uns zur Textgrundlage gemacht; daneben aber sind sämtliche Varianten der ersten Ausgabe, sofern sie nicht ganz bedeutungslos waren, unter dem Text bzw. am Schlusse (S. 95—98) angeführt worden.

Unter Bezugnahme auf sie wünschte u. a. der durch Goethes ‚Dichtung und Wahrheit' bekannte Leipziger Verleger Joh. Gottl. Imman. Breitkopf am 21. März 1778 von unserem Philosophen eine „*Naturgeschichte*" in größerem Maßstabe oder doch einen Beitrag dazu in Verlag zu nehmen. Kant, damals mit den letzten Umbildungen seines großen kritischen Werks beschäftigt (wovon Breitkopf freilich nichts wissen konnte), antwortete gleich am 1. April, jedoch ausweichend. Er lehnte zwar nicht ganz ab, erklärte sich aber „voritzt noch mit dringender Arbeit von ganz anderer Art beschäftigt". Außerdem liege eine solche Naturgeschichte, die ihn „in neue ausgebreitete Belesenheit verflechten würde", doch „gewisser-

[1]) Vgl. meine Einführung in Bd. 47 I der Phil. Bibl.

maßen außer seinem Felde"; sie sei nicht sein „Studium", sondern nur sein „Spiel". Doch könne er gegebenenfalls später vielleicht zu einem „allgemeinen" Teil jenes in Aussicht genommenen Unternehmens einen Beitrag liefern, „nämlich mehr durch Ideen als deren Ausführung". Als Engel ihn ein Jahr später um einen neuen womöglich wieder populär-naturwissenschaftlichen Aufsatz bat — der Philosoph hatte ihm durch Biester die Wahl zwischen einem solchen und einem philosophischen Inhalts gelassen —, versprach Kant ihm eine Fortsetzung der Abhandlung von den Menschenrassen etwa bis Weihnachten des Jahres (1779). Durch Zimmermanns ‚Geographische Geschichte der Menschen' sei er zu neuem Überdenken des Themas veranlaßt worden. Vor „langweiligen Wiederholungen des von mir und anderen schon Gesagten", vor „windigten Hypothesen" oder auch „scholastischer Trockenheit" brauche Engel sich nicht zu fürchten. Der Stoff sei reichhaltig und schon an sich populär; überdies sei er jetzt imstande „den Gesichtspunkt, aus welchem man die Varietäten der Menschengattung betrachten muß, so deutlich zu bestimmen, daß dadurch in kurzem auch in diesem Felde etwas mit Sicherheit wird ausgemacht werden können". Ein Anhang, betreffend die moralische Charakteristik der verschiedenen Menschenrassen, werde den Geschmack der nicht naturwissenschaftlich interessierten Leser befriedigen. Sobald einmal diejenige Arbeit, die ihn nun schon so lange an „der Ausfertigung aller anderen Produkte des Nachdenkens, die sich indessen sehr angehäuft haben", gehindert habe, vollendet sein werde: so werde es ihm eine „angenehme und leichte Beschäftigung" sein, mit demjenigen herauszurücken, was sich inzwischen bei ihm angesammelt habe. Da er „eine so lange Zeit über so mancherlei Gegenstände gebrütet habe", so besitze er Vorrat genug davon für seine ganze übrige Lebenszeit". (Kant an Engel, 4. Juli 1779.)

Da aber jene „Arbeit" die ‚Kritik der reinen Vernunft' war, so lag sie, wie ihr Urheber sich an einer anderen Stelle einmal geäußert hat, allen anderen literarischen Veröffentlichungen „wie ein Stein im Wege". Und so kam es zu der geplanten Fortsetzung erst sechs Jahre später (s. unter V). Wer von unseren Lesern das Rasseproblem einmal an der Hand eines Mannes wie Kant im Zusammenhange durchdenken will, tut gut, die beiden folgenden, von uns unter IV wieder-

gegebenen pädagogischen Zeitungsaufsätze des Philosophen zunächst zu überschlagen und gleich zu Nr. V und VI überzugehen. Übrigens gehört in diesen Zusammenhang auch Kants in Band 49 der Philosoph. Bibl. unter XIV veröffentlichte Rezension einer ihrer Zeit vorauseilenden Schrift des italienischen Anatomen Moscati über die Ähnlichkeit des Körperbaus von Menschen und Tieren (1771).

IV. Die zwei das Dessauer Philanthropin betreffenden Aufsätze. (1776—1777.)

Schon der vorige Aufsatz (III), das einzige von Kant unter seinem Namen veröffentlichte literarische Erzeugnis der siebziger Jahre, beweist, daß der Philosoph sich auch in diesem der Arbeit an seinem großen Hauptwerk gewidmeten Zeitraum, wie es bei seinen umfassenden geistigen Interessen eigentlich selbstverständlich ist, doch auch mit anderen als den erkenntniskritischen Fragen beschäftigt hat. Daß die frühere entgegengesetzte Vorstellung irrig war, daß Geist und Herz des Philosophen vielmehr allen neuen geistigen Bewegungen der Zeit gegenüber, selbst in dieser Periode jahrelangen inneren Ringens mit den schwierigsten philosophischen Problemen, offen blieben, das haben dem, der es noch nicht wußte, unter anderem Erich Adickes' Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß in der Akademie-Ausgabe gezeigt. Hier geht uns nur sein Verhältnis zur pädagogischen Reformbewegung an. Indem wir bezüglich des Näheren auf unsere ausführlichere Darstellung in ‚Kants Leben' (2. Auflage) S. 102—108 verweisen, heben wir hier nur das Wichtigste hervor, zugleich einiges Neue hinzufügend.

Kants Begeisterung für Rousseaus Erziehungsroman, den Emile, gleich nach dessen Erscheinen (1762) haben wir schon kennen gelernt. So ist denn auch seine lebhafte Teilnahme für das erste in Deutschland auf den neuen Grundsätzen beruhende Erziehungsinstitut begreiflich. Es war das Dessauer Philanthropin, das der von Rousseau und Comenius begeisterte Basedow, mit einigen Gesinnungsgenossen und unterstützt von dem dortigen Fürsten, im Jahre 1774 begründet hatte. Zur Unterstützung seiner Anstalt ließ er seit 1776 das ‚Philanthropinische Archiv' erscheinen, dessen genauerer Titel an der Spitze von Kants erstem Aufsatz (s. u. S. 101) zu finden ist. Von einer weiteren Schrift, die der Philosoph ebenfalls er-

wähnt, setzen wir gleichfalls den sehr bezeichnenden ausführlichen Titel hierher: „Für Kosmopoliten Etwas zu lesen, zu denken und zu tun. In Ansehung eines in Anhalt-Dessau errichteten Philanthropins oder Pädagogischen Seminars von ganz neuer Art, die schon alt sein sollte. Ein Antrag an Eltern, an Studierende, an solche, welche die Notwendigkeit guter Werke praktisch glauben, an Wohltäter zur Pädagogie geschickter Genies und an Staatsmänner, die ihren Monarchen von etwas anders als von Finanzen und Miliz Vorstellung tun dürfen. Mindestens zum Anlasse einiger Diskurse aufgesetzt oder wiederholt von Joh. Bernh. Basedow, Fürsorger des Philanthropins in Dessau.“ Leipzig 1775.

Durch die eindringlichen Aufrufe Basedows wurde nun auch unser Philosoph zu praktischem Eingreifen bewogen. In einem Briefe vom 28. März 1776 an Wolke, den eigentlichen Leiter der Dessauer Anstalt, meldete er den noch nicht ganz sechsjährigen Sohn seines Freundes Motherby als Zögling an. Diesen höchst lesenswerten Brief, der ein sehr lebendiges Bild von Kants und Motherbys mit dem „Geist des Philanthropins“ ganz „einstimmigen Erziehungsgrundsätzen“ enthält, fügte er nun ein gedrucktes „Blatt“ bei, als einen „klaren Beweis von der Achtung, darin Dero Institut in hiesigen Gegenden zu kommen anhebt“. Es war der von ihm selbst geschriebene, aber nicht unterzeichnete Artikel in den ‚Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen‘ vom gleichen Tage (28. März 1776), den wir im Text als ersten der beiden Aufsätze bringen. Kants noch in Hartensteins zweiter Ausgabe von 1867 bezweifelte Verfasserschaft ist vor allem durch seinen erhaltenen eigenhändigen Entwurf gesichert, der, früher im Besitze des Königsberger Kantkenners Rudolf Reicke, jetzt in dem der dortigen Universitätsbibliothek sich befindet, und von dem Buchenaus Ausgabe (an der Spitze von Bd. II der Cassirer-Ausgabe von Kants Werken) das Faksimile wiedergibt.

Bei der Lektüre fällt der geradezu begeisterte Ton auf, in dem Kant von der seit Jahrhunderten von guten und schlechten Köpfen ersehnten Erziehungsanstalt, mit der „eine ganz neue Ordnung menschlicher Dinge anhebt“, und ihren „ruhmwürdiden“ Leitern redet. Er erklärt es für die Pflicht eines jeden Menschenfreundes, den noch zarten Keim zu hegen und zu pflegen, damit die Früchte des Baumes „sich bald in alle Länder und bis zur spätesten Nachkommenschaft verbreiten“. Der

„wichtige Tag" des 13. Mai sollte eine öffentliche Besichtigung der Anstalt und ihres ganzen Betriebes bringen, die denn auch an diesem und dem folgenden Tage stattfand und einen guten Verlauf nahm, wenn auch die aus Weimar erwarteten Herren Wylandt [!] und Goethe infolge einer Erkrankung ihres Herzogs, „dessen Protegés jetzt beide sind", nicht erschienen waren (A. Rode an Kant, 7. Juli 1776). In seinem Artikel forderte Kant zum Senden von Zöglingen („Pensionisten") und fähigen Lehramtskandidaten nach Dessau auf, um „in kurzem allerwärts gute Schulen zu haben", zur pekuniären Unterstützung vermögender Gönner, und zum Studium der Basedowschen Schriften und Schulbücher seitens aller Privat- und öffentlichen Lehrer.

Gleichwohl hatte der Artikel nicht den gewünschten Erfolg. Zwar erbot sich der reiche Königsberger Kaufmann Fahrenheit, einige junge Lehrer des Philanthropins auf seine Kosten zu unterhalten; trotzdem litt das Institut auch unter Campe, der nach Basedows Rücktritt die Leitung übernommen hatte, unter pekuniären Schwierigkeiten. Kant fühlte sich dadurch veranlaßt, am 27. März 1777, also fast genau ein Jahr nach dem ersten, in einem zweiten, diesmal mit K. unterzeichneten und später mit seinem vollen Namen in die von Basedow und Campe herausgegebenen ‚Pädagogischen Unterhandlungen' übergegangenen Artikel derselben Königsberger Zeitung nochmals mit großer Wärme für das „Dessauische Edukationsinstitut" einzutreten, das „der Menschheit und also der Teilnehmung jedes Weltbürgers gewidmet" sei. Ganz radikal erklärt hier der sonst so besonnene Mann: Es sei vergeblich, das Heil von einer allmählichen Verbesserung der Schulen zu erwarten. Sie müßten vielmehr „umgeschaffen werden, wenn etwas Gutes aus ihnen entstehen" solle, denn jetzt seien sie „insgesamt im ersten Zuschnitt verdorben", weil alles in ihnen — und nun folgt ein ganz Rousseauscher Gedanke — „der Natur entgegenarbeite". Nicht eine „langsame Reform", sondern „eine schnelle Revolution" der Erziehung sei vonnöten. Dazu müsse aber die eine Schule, welche die neue Methode in sich verkörpere, als Musterschule ausgebaut, von allen Kennern beachtet, von allen Menschenfreunden unterstützt werden. Die ihr anfangs etwa noch anhaftenden Mängel, die von den Vertretern „des sich auf seinem Miste verteidigenden alten Herkommens" (so kräftige Worte ge-

braucht hier Kant) in Schmähschriften hämisch vergrößert würden, werde das Philanthropin seiner Einrichtung nach bald von selbst abwerfen. Da indes „die Regierungen jetziger Zeit zu Schulverbesserungen kein Geld zu haben scheinen" — wie leider auch in unserer Zeit! —, so sei man auf die Beiträge „edeldenkender Personen in allen Ländern" — er rechnet besonders auf die Mitglieder des geistlichen und Schulstandes und auf Eltern aller Art — angewiesen, die zunächst die neue pädagogische Zeitschrift durch einen freiwillig ein wenig erhöhten Abonnementsbeitrag unterstützen möchte; pränumerieren könne man, außer in der Kanterschen Buchhandlung, auch „bei Herrn Professor Kant in den Vormittagsstunden von 10 bis nachmittags gegen 1 Uhr".

Auch Kants zweiter Artikel hatte nur geringen Erfolg: zehn Königsberger und fünfzehn „littauische", also Landabonnenten waren das magere Ergebnis. Namentlich die Landgeistlichkeit verhielt sich sehr gegnerisch, auch zogen einzelne wankelmütige Eltern ihre Söhne wieder aus der Anstalt zurück. Der Philosoph, der dies in einem ausführlichen Briefe vom 26. August d. J. Campe mitteilt, blieb gleichwohl der mit solcher Entschiedenheit von ihm ergriffenen Sache treu, warb u. a. einen früheren Schüler nicht bloß als Abonnentensammler für die Zeitschrift, sondern auch als Lehrer für Dessau, wo dieser (Regge) leider schon im folgenden Jahre starb. Ja, er hat im August 1778 auch noch einen dritten Artikel in der jetzt von dem reformierten Prediger Dr. Crichton redigierten Königsberger Zeitung veranlaßt und dazu mit schlauer Taktik diesen frommen Theologen, der 1763 eine Schrift über das Thema, „ob der Teufel Wunder tun könne" (!), veröffentlicht hatte, und von dem Kant selber am 4. August an Wolke vertraulich schreibt: sie beide seien in ihren Prinzipien „himmelweit auseinander" — jener (Crichton) betrachte die S c h u l - wissenschaft als das einzig Notwendige, er (Kant) die Bildung des M e n s c h e n seinem Talente und seinem Charakter nach —, selber angestiftet. Er wußte, in der richtigen Erkenntnis, daß „die, so ihren Beifall verweigern, solange sie nur die zweite Stimme haben, gemeiniglich ihre Sprache ändern, wenn sie das erste und große Wort führen können", den etwas eitlen Herrn Hofprediger durch einen höchst schlauen Brief, den man bei dem sonst so offenherzigen Kant mit besonderem Vergnügen liest, für das dessen Grundsätzen eigentlich ganz ent-

gegengesetzte Institut so zu gewinnen, daß dieser nicht bloß die öffentliche Ankündigung und Abonnentensammlung übernahm, sondern auch seine, wie Kant ihm suggeriert hatte, sehr einflußreiche „Feder“ dafür in Bewegung setzte.

Denn aller Wahrscheinlichkeit nach von Crichton rührt der dritte Artikel her, der zugunsten des Philanthropins am 24. August 1778 in der Königsbergischen Zeitung erschien und von R. Reicke anfangs für Kantisch gehalten worden ist. Er paßt jedoch gar nicht zu der Art des Philosophen, mit seinem Wortreichtum und insbesondere in der theatralisch-pathetischen Aufmachung, wie zum Schluß das Philanthropin selber redend eingeführt wird. Wir haben daher auch von einem Wiederabdruck desselben, ähnlich wie die Akademie- und die Cassirersche Ausgabe, abgesehen.

Die beiden von Kant herrührenden Artikel vom 28. März 1776 und 27. März 1777, die unsere Ausgabe bringt, sind lange vom Staub der Vergessenheit bedeckt gewesen. Den zweiten hat zuerst Karl von Raumer im zweiten Bande seiner Geschichte der Pädagogik, beide zusammen mit dem dritten, nicht von Kant stammenden Rudolf Reicke in seinen *Kantiana* (Königsberg 1860, S. 70—81) veröffentlicht, von wo sie dann in die neueren Ausgaben übergegangen sind.

Kants Interesse für die Erziehungsreform ist auch später nicht erlahmt (vgl. unten X). Wir wenden uns jetzt den Aufsätzen aus der kritischen Zeit (seit 1781) zu.

B. Schriften aus der kritischen Zeit.

V. Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse. (1785.)

Wir verweisen zunächst auf unsere Einleitung zu III (oben S. XVIII f.) zurück. Danach beabsichtigte der Philosoph schon Ende der siebziger Jahre, seine Schriftstellerei über das Rassenproblem fortzusetzen. Dazu kam, daß die Abhandlung von 1775 (bzw. 1777) vielfach falsch aufgefaßt worden war (vgl. die Einleitung des vorliegenden Aufsatzes, unten S. 109). Jetzt, nachdem er die *Kritik der reinen Vernunft* (1781) veröffentlicht und zwei Jahre später (1783) die erläuternden *Prolegomena* ihr nachgesandt hatte, besaß er freiere Bahn zur Bearbeitung der zahlreichen Nebengedanken, die sich während der langen Zeit seines literarischen Feierns in seinem Kopfe

aufgespeichert hatten. Er wählte für sie, wie ich schon in meiner Einleitung zu Band 471 der Philosoph. Bibl. S. VIIf. ausgeführt habe, das Organ der Berliner Aufklärer, seines Anhängers Biester *Berlinische Monatsschrift*. In ihr hatte er November 1784 seine erste geschichtsphilosophische Abhandlung veröffentlicht, im folgenden Monat seine berühmte Antwort auf die Frage: Was ist Aufklärung? gegeben. Im Frühjahr 1785 folgten an derselben Stelle die weiteren Abhandlungen: Über die Vulkane im Monde und Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks. In dem Schreiben vom 31. Dezember 1784, mit dem er Biester die beiden letztgenannten Aufsätze einsandte, kündigte er bereits zwei neue über andere Gebiete an: „Da ich beständig über Ideen brüte, so fehlt's mir nicht an Vorrat, wohl aber an einem bestimmten Grunde der Auswahl, imgleichen an Zeit, mich abgebrochenen Beschäftigungen zu widmen“ (indem ihm damals seine neue Begründung der Ethik vor der Seele schwebte).

Eine der neuen Abhandlungen ist die vorliegende. Sie sucht, wie schon ihr Titel besagt, den Rassenbegriff bestimmter zu fixieren. Nur auf diesen, nicht auf seine zufällige Anwendung auf die wirklich vorhandenen Rassen komme es dem Philosophen an; die Erklärung des Ursprungs der letzteren sei für ihn nur „Nebenwerk“. Er sucht ihn in dem, was der betreffenden Gattung „unausbleiblich anerbt“. Im allgemeinen läßt er sich im weiteren Verlauf seiner Erörterungen dann doch zu viel auf allerlei „Nebenwerk“ ein. Er war sich dieser Schwäche seiner Schriftstellerei als gewissenhafter Selbstkritiker denn auch selber bewußt: „Ich habe in dergleichen Aufsätzen zwar mein Thema jederzeit vollständig durchgedacht, aber in der Ausführung habe ich immer mit einem gewissen Hange zur Weitläuftigkeit zu kämpfen, oder ich bin sozusagen durch die Menge der Dinge, die sich zur vollständigen Entwicklung darbieten, so belästigt, daß über dem Weglassen manches Benötigten die Vollendung der Idee, die ich doch in meiner Gewalt habe, zu fehlen scheint. Man versteht sich alsdann wohl selbst hinreichend, aber man wird andern nicht verständlich und befriedigend genug“ (an Biester, 31. Dezember 1784).

Auch in diesem Falle sind die Einzelauffassungen Kants, wie seine Überschätzung der Hautfarbe als Rassenmerkmal, die Annahme ursprünglicher, in ihrem Wesen unveränder-

licher Keime, seine merkwürdige Phlogiston-Theorie (S. 124 ff.) und anderes, durch die modernen, an Darwins Namen anknüpfenden Abstammungstheorien natürlich längst überholt; weshalb wir auf sie auch nicht weiter einzugehen brauchen.

Die Abhandlung erschien im Novemberheft der Monatsschrift, S. 390—417. Biester rühmte sie als „trefflich" (an Kant, 3. Dezember 1785). Aber sie fand auch Widerspruch. Das gab dem Verfasser zwei Jahre darauf Anlaß zu einem weiteren Aufsatz:

VI. Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie. (1788.)

Über die unmittelbare Veranlassung sind wir von der allerbesten Quelle informiert, nämlich von dem Autor selbst in einem Briefe an K. L. Reinhold vom 28. Dezember 1787. Sie war doppelter Art. Einmal nämlich hatte Georg Forster der „Jüngere" (1754—94), mit seinem Vater, dem bekannten Geographen und Naturforscher Teilnehmer an James Cooks Weltumseglung 1772—75, in dem Oktober- und Novemberheft 1786 in Wielands ‚*Teutschem Merkur*' einen Aufsatz *Noch etwas über die Menschenrassen* veröffentlicht, in dem er gegen Kants *Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse* (1785) sowie gegen dessen weiteren Aufsatz *Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte* (1786) allerlei Einwände erhoben. Kant hatte natürlich das Bedürfnis, zu entgegnen. Dazu kam jedoch ein zweiter Grund ganz anderer Natur. Der aus der Geschichte der Philosophie (vgl. z. B. die meinige Bd. II S. 261 der 6. Auflage) bekannte Schwiegersohn Wielands, Karl Leonhard Reinhold in Jena, hatte sich kurz vorher dem Philosophen als Verfasser der ebenfalls zuerst im *Teutschen Merkur* (1786/87) erschienenen *Briefe über die Kantische Philosophie* zu erkennen gegeben und zugleich um ein öffentliches Zeugnis gebeten, ob er (Reinhold) die Kritik der reinen Vernunft richtig verstanden habe (an Kant, 12. Oktober 1787). Der Philosoph, seinerseits sehr erfreut über die „herrlichen" *Briefe*, die durch ihre populäre Darstellung in der Tat dem Kritizismus zuerst breite Bahn in weiteren Kreisen geschaffen haben, zeigte sich natürlich gern bereit, diesem Wunsche zu willfahren. Und da er nun, teils „wegen Amtsarbeiten" — er war in den Jahren 1786 bis 1788 zweimal Rektor, einmal Dekan —, „teils wegen der öfteren Unpäßlichkeiten, die dem Alter ankleben", bis dahin

immer noch nicht dazu gekommen war, „seine Hypothese gegen Herrn Forster zu erläutern“, so beschloß er jetzt zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Forster zu entgegnen und gleichzeitig, wie er Reinhold am 28. Dezember 1787 schreibt, „die genaue Übereinkunft Ihrer Ideen mit den meinigen und zugleich meinen Dank für das Verdienst, welches Sie um deren faßliche Darstellung haben, . . . wenigstens mit einigen Zeilen bekannt zu machen“. Beides geschah in der gleichzeitig mit diesem Schreiben an den Teutschen Merkur eingesandten Abhandlung *Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie,* die in den beiden ersten Heften des *Teutschen Merkur* vom Jahre 1788 (S. 36—52 und 107 bis 136) erschien.

Die Motive zu Forsters Aufsatz gehen aus dessen Brief an seinen Freund, den später (s. Nr. VIII) mit Kant selbst in Verbindung getretenen Göttinger Anatomen S. Th. Sömmerring vom 8. Juni 1786 hervor. Kant, obwohl „ein so vortrefflicher Kopf“, habe sich gleichwohl von dem „verzweifelten Paroxysmus“ der „Philosophen von Profession“ verleiten lassen, die Natur nach seinen „logischen Distinktionen modeln zu wollen“. Er (Forster) wolle, wie er später schreibt, keineswegs eine neue Einteilung der Menschenrassen geben, sondern bloß Kants „unrichtigen Begriff widerlegen“, und sei neugierig, was man im Publikum darüber sagen werde. Herder und Lichtenberg äußerten sich sehr beifällig; Herder bezeichnete bei dieser Gelegenheit schon damals seinen früheren Lehrer Kant als „Archisophisten und Archischolastiker“. Der Aufsatz selbst, in Gestalt eines offenen Briefes an Biester im Juli 1786 von Wilna aus, wo Forster damals Naturwissenschaft dozierte, geschrieben, ist von größter Hochachtung gegen den „vortrefflichen“ Kant, den „wahrhaft großen und verdienstvollen Mann“, getragen. Und zugleich doch von freimütigem, selbständigem Urteil. Mit Recht macht er, wozu er ja als einer der ersten Weltumsegler eine besondere Berechtigung besaß, als Grundlage aller Rassenforschung das Ausgehen von gesicherten Erfahrungen geltend, weist dem Philosophen die ungenaue Benutzung einer Reisebeschreibung Carterets nach und hält ihm auch sonst allerlei sachliche Gründe, auf die wir hier nicht eingehen können, entgegen. Interessant noch für uns Heutige ist, daß er, unter Berufung auf Camper, Herder und Sömmerring, vor allerlei für die damalige Zeit kühnen Schlüs-

sen nicht zurückscheut, wie: daß Mensch und Affe „unglaublich nahe aneinander grenzen“, daß überhaupt „alles in der Schöpfung durch Nüancen zusammenhängt“ (a. a. O. S. 77 f.). Auch nicht vor dem Verdachte der Ketzerei gegenüber einem „alten Buche, wogegen niemand schreiben darf“ (gemeint ist offenbar das erste Buch Mose). Er hofft jedoch zum Schluß: eine „echte philosophische Jury“ werde ihn nicht schuldig sprechen (S. 166).

Auch Kant behandelt in seiner Entgegnung den jungen, erst 34jährigen Geheimrat persönlich mit großer Hochschätzung als einen Mann „von vorzüglichem Talente, jugendlicher Kraft und aufblühendem Ruhme“. Er fühlt sich vor allem mit ihm in dem Urgrundsatze einig, daß „in einer Naturwissenschaft alles natürlich müsse erklärt werden“; weshalb er von einem theologischen Zeitgenossen (Büsching) sogar als ein „Naturalist“, obschon „von eigener Art“ erklärt worden sei. Allein er hält doch an den Aufstellungen seiner vorigen Abhandlung fest. Für uns von Wert sind ausschließlich seine philosophisch-methodischen Ausführungen: seine zwei Jahre später in der Kritik der Urteilskraft (Bd. 39 der Philosoph. Bibl.) weiter ausgeführte Unterscheidung zwischen „Theorie“ (Kausalität) und Zweckbestimmung (Teleologie) in der Naturwissenschaft, wovon der ersteren unbedingt „das Recht des Vortritts“ gebühre; das Beginnen mit der Methode, deren Beobachtung bedeute: „Erfahrung methodisch anstellen“, womit das von Forster mit Recht getadelte Hineintragen von vorgefaßten Ideen in die Beobachtung nicht notwendig verbunden sei. Er hält ferner an seiner dem Grundsatze reinlicher „Scheidung des Ungleichartigen“ entsprechenden Unterscheidung zwischen Naturbeschreibung und der wissenschaftlich erst in den Anfängen steckenden Naturgeschichte fest; der Rassenbegriff gehöre zu der letzteren. Ob die Menschheit von einem einzigen Paare abstamme, läßt er dahingestellt; jedenfalls behaupte er sie nicht als ein durch die biblische Autorität bezeugtes Faktum, sondern bloß als eine Idee. Materielle Grundkräfte aufzustellen, gehe über die Erfahrung hinaus. Er (Kant) leite alle Organisation von organischen Wesen und deren ursprünglichen Anlagen (Blumenbachs „Bildungstrieb“) ab. Berechtigt sei der Zweckbegriff eben bloß als „Idee“.

Das bringt ihn dann zum Schluß ganz natürlich von der Naturforschung zur Ethik — denn es gibt Zwecke der Natur

und der Freiheit —, und damit von Forster zu Reinhold, dem er für die „lichtvolle“, ja „anmutige“ und klare Darstellung seiner (der Kantischen) Gedanken in den „Briefen über die Kantsche Philosophie“ öffenltich seinen Dank auszusprechen sich gedrungen fühle.

Zu dem wichtigen Briefe Kants an Reinhold vom 28. Dezember 1787 (s. oben) fehlte bisher eine erst 3 Tage später hinzugefügte Nachschrift, die in Band 13 der Akademie-Ausgabe veröffentlicht werden wird, deren Kenntnis uns durch die Güte der Verlagshandlung schon jetzt vermittelt worden ist. Danach hat der Verfasser diese drei Tage benutzt, um „einige Einschaltungen und Noten unter dem Text, welche mir nötig schienen, der beiliegenden Abhandlung beizufügen“. Wieland dem er vorher durch Reinhold seinen „innigsten Dank für das mannigfaltige Vergnügen“ hatte sagen lassen, „das mir seine unnachahmlichen Schriften gemacht haben“, werde hoffentlich kein Bedenken tragen, die „polemische“ Abhandlung in seinen ‚Merkur‘ aufzunehmen. Denn er (Kant) habe sich „sorgfältig gehütet, einen solchen Ton, der überhaupt mir nicht natürlich ist, hierbei anzunehmen und nur Mißverständnisse durch Erläuterungen zu heben gesucht“. Er bittet ferner um einen besonders sachverständigen Korrektor und Zusendung der Korrektur durch die Post. Wieland nahm natürlich Kants Abhandlung mit Freude „als eine vorzügliche Zierde seines Merkurs“ auf und bedauert nur, daß der neue Jahrgang mit einem anderen Namen als demjenigen Kants, nämlich mit einem schon gedruckten Stück aus — Schillers „Abfall der Vereinigten Niederlande“ habe eröffnet werden müssen, wodurch dann auch die zweite Hälfte von Kants Aufsatz in das nächste (Februar-) Heft habe verlegt werden müssen (Reinhold an Kant, 19. Januar 1788). Die Korrektur der ersten Hälfte hatte Reinhold selbst besorgt, die der zweiten dagegen durch ein Versehen des Druckers nicht erhalten. Wieland sei nur durch den Respekt vor Kants Zeit abgehalten worden, „Ihnen selbst zu schreiben, wie sehr er Ihnen für diese wesentliche Zierde seiner Zeitschrift verbunden ist, und wie sehr er sich freut, daß sein Tochtermann, den er den Sohn seines Herzens nennt“ — eben Reinhold selbst — „an Ihrer Hand zuerst dem lesenden Publikum vorgeführt ist“ (Reinhold an Kant, 1. März 1788). Kant dankt dann sofort für die Bemühung, die sich Reinhold um die „ziemlich nüchterne Abhandlung“ gegeben, und ver-

sichert nochmals dessen „verehrungswürdigen Herrn Schwiegervater“ seiner „größten Hochachtung und Ergebenheit“ (Kant an Reinhold, 7. März 1788).

Das Manuskript von Kants Abhandlung befindet sich im Besitze der Berliner Staatlichen Bibliothek. Es ist nach dem Bericht H. Maiers in der Akademie-Ausgabe (VIII S. 489f.) teils von Kant selbst, teils von einem Abschreiber geschrieben, aber auch dieser letztgenannte Teil von Kants Hand durchkorrigiert und an einzelnen Stellen durch neu hinzugefügte Anmerkungen (vgl. oben Kants Brief vom 31. Dezember 1787) ergänzt. Maier hat die Varianten in der Akademie-Ausgabe veröffentlicht. Auch unsere Ausgabe bringt alles Wesentliche. „Druck“ bedeutet den ersten Abdruck im *Teutschen Merkur* vom Jahre 1788 (Januarheft S. 36—52, Februarheft S. 123 bis 136).

Wer Kants Naturphilosophie, genauer Philosophie der organischen Naturwissenschaft (Biologie) studiert, darf an dieser wichtigen Abhandlung nicht vorübergehen, wenngleich er die erneuten Einzelerörterungen über die Rassenfrage übergehen mag.

VII. Acht kleine Aufsätze aus den Jahren 1788—1791.

Über die äußere Veranlassung der sieben ersten zuerst in der Schubert-Rosenkranzschen Kantausgabe (1838ff.) veröffentlichten kleinen Aufsätze Kants über verschiedene philosophische Themata: theoretische (so der erste, dritte, siebente), physikalische (der sechste) und religionsphilosophische (der zweite, vierte, fünfte) haben wir das Nötige auf S. 162 der Ausgabe selbst gesagt[1]). Sie enthalten für den Kantkenner nichts Neues von Belang, sondern gleichen den Apokryphen, die „gut und nützlich zu lesen“, aber „der heiligen Schrift“ — in diesem Falle den Kantischen Hauptwerken — „nicht gleichzuachten sind“.

Wir haben ihnen des ähnlichen Charakters wegen die, uns durch ihren frischeren Ton allerdings besser gefallende, kleine Abhandlung gegen die damals, ähnlich wie auch in unserer Zeit, wiederum überhandnehmende Schwärmerei beigefügt,

[1]) Über seinen Anhänger Kiesewetter, für den sie bestimmt waren, vgl. das Personenregister zu meinem ‚Kants Leben‘.

die Kant seinem einstigen Zuhörer, dem Kirchenrat Borowski zuliebe für dessen Schrift ‚Cagliostro' 1790 niederschrieb (vgl. Borowskis vorgedruckte Bemerkung unten S. 172).

VIII. Über das Organ der Seele.

Samuel Thomas Sömmerring, geboren 1755 zu Thorn, wurde schon mit dreiundzwanzig Jahren Professor der Anatomie in Kassel, acht Jahre später in Mainz; er war ein naher Freund Georg Forsters, der sich denn auch in seiner Diskussion mit Kant (s. VI), ebenso wie dieser, auf ihn bezog. Nach Aufhebung der Mainzer Universität war Sömmerring eine Zeitlang praktischer Arzt in Frankfurt und wurde dann 1805 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach München berufen, wo er u. a. einen elektrischen Telegraphen konstruierte. Sein letztes Lebensjahrzehnt (1820—30) verlebte er wieder in Frankfurt, wo ihm 1897 ein Denkmal errichtet ward. Von seinen zahlreichen Werken ist das umfangreichste *Vom Bau des menschlichen Körpers* (5 Bände, 1791—96), von dem er mindestens einen Band der 2. Auflage (1800) auch Kant zuschickte; das berühmteste aber die kleinere, *unserm Kant gewidmete* Schrift *Über das Organ der Seele*, die 1796 zu Königsberg erschien und die Vermutung aufstellte, daß das „Organ" der Seele in der in den Hirnhöhlen enthaltenen Feuchtigkeit (dem sogenannten „Gehirnwasser") liege.

Diese Schrift sandte er, wohl noch im Manuskript, im Sommer 1795, dem Manne, dem er sie zueignete, Immanuel Kant zu; anscheinend bereits mit der Bitte, sein Urteil darüber öffentlich kundzugeben. Das geht aus dem folgenden Briefe Kants an Sömmerring vom 10. August 1795 hervor, mit dem der Philosoph seine ‚Beilage', d. h. seine eigene Ausarbeitung über Sömmerrings Schrift begleitete: „Sie haben, teuerster Mann, als der erste philosophische Zergliederer des Sichtbaren am Menschen, mir, der ich mit der Zergliederung des Unsichtbaren an demselben beschäftigt bin, die Ehre der Zueignung Ihrer vortrefflichen Abhandlung, vermutlich als Aufforderung zur Vereinigung beider Geschäfte zum gemeinsamen Zwecke, bewiesen. Mit dem herzlichen Danke für dieses Ihr Zutrauen lege ich den Entwurf, von der Vereinbarkeit einerseits und der Unvereinbarkeit beider Absichten andererseits, hiermit bei; mit der Erklärung, davon nach Ihrem Gutbefinden allen beliebigen, allenfalls öffentlichen, Gebrauch zu machen.

Bei Ihrem Talent und blühender Kraft, Ihren noch nicht weit vorgeschrittenen Jahren, hat die Wissenschaft von Ihnen noch große Erweiterung zu hoffen; als wozu ich Gesundheit und Gemächlichkeit von Herzen wünsche, indessen daß der Ablauf der meinigen von mir nur wenig mehr erwarten läßt, als die Belehrung anderer noch so viel als möglich zu benutzen."

Zu dem dann von Sömmerring als Anhang seiner Schrift, die im folgenden Jahre bezeichnenderweise zu Königsberg erschien, veröffentlichten Beitrag Kants liegen nicht weniger als drei sehr ausführlich ausgearbeitete Entwürfe vor: ein Zeichen, welche Mühe sich der Philosoph mit dem ihn (und ja auch uns noch) interessierenden Gegenstand gegeben hat. Die beiden ersten fanden sich in dem auf dem Königsberger Staatsarchiv aufbewahrten Nachlaß von Kants Freund J. G. Scheffner in einem Konvolut „Kantsche Reliquien" und wurden von ihrem Entdecker, dem verdienten Kantforscher Artur Warda, mit ausführlicher Besprechung in der *Altpreußischen Monatsschrift* Band 40 (1903) S. 84—120 abgedruckt, werden auch in Band 13 der Akademie-Ausgabe von Kants Werken zum Abdruck kommen. Sie sind viel ausgedehnter als der an Sömmerring übersandte und in unserer Ausgabe folgende Text; der erste Entwurf umfaßt (in der Akademie-Ausgabe, deren Aushängebogen uns freundlichst vom Verlage zur Verfügung gestellt wurden) sechs, der zweite sogar acht enggedruckte Seiten. Wer in Zukunft Kants Stellung zu dem von Sömmerring aufgeworfenen Problem genauer untersuchen will, wird an ihnen nicht vorübergehen können. Übrigens sind sie sämtlich erst kurz vor der Fixierung des endgültigen, Sömmerring übersandten Wortlauts entstanden: der erste trägt das Datum des 26. Juli 1795. Der dritte, 1898 von Rudolf Reicke in seinen *Losen Blättern aus Kants Nachlaß* S. 73f. mitgeteilte, offenbar späteste Entwurf oder Teil-Entwurf bringt inhaltlich nur unwesentliche Abweichungen von unserem Text.

Für Kant war das von Sömmerring gestellte Problem ein Beitrag zu dem ‚Streit der Fakultäten', der schon damals, drei Jahre vor dem Erscheinen der so betitelten Schrift (*Band 46d* der *Philosophischen Bibliothek*) seine Gedanken beschäftigte: in diesem Falle zwischen der philosophischen und medizinischen, genauer zwischen Psychologie und Physiologie, dem „Sichtbaren" und dem „Unsichtbaren". Die Frage nach einem „Sitz der Seele" ist nur für den Mediziner eine örtliche, sie ist

für den Philosophen lediglich eine Verstandesfrage. Was Kant von diesem Standpunkt aus sagt, wie er sich auch in die physiologische Denkweise des Frankfurter Anatomen hineinzuversetzen weiß, das zu lesen ist höchst interessant; wie denn überhaupt der kleine Aufsatz zu den lehrreichsten und geistvollsten von Kants kleineren Schriften gehört. Mit jener flüssigen Materie (dem sogenannten „Gehirnwasser"), das Sömmerring in der Gehirnhöhle festgestellt haben wollte, ist nach unserem Philosophen nicht bloß eine mathematisch-mechanische, sondern auch oder vielmehr an ihrer Statt eine chemisch-dynamische Organisation als vereinbar zu denken, zumal da jedes Wasser nach den neuesten (damaligen!) Untersuchungen in verschiedene luftartige Stoffe zerfalle, die vielleicht von den Nerven zersetzt werden; so wäre denn die Organisation als ein beständiges Werden aufzufassen. Wie dem jedoch auch sein mag: bei aller Anregung, die er den Entdeckungen der Anatomie und Physiologie verdankt, muß der Philosoph die Frage nach einem Seelensitze aus seinem Bereiche verweisen.

Sömmerring begrüßte natürlich mit „innigstem Dankgefühl" Kants ehrenvolle Würdigung seiner Schrift und machte „mit dem größten Jubelgefühl" von Kants Erlaubnis der Veröffentlichung seines Beitrags Gebrauch, wie er dem Philosophen bereits am 22. August d. J. erwidert. Auch in der Sache suchte er, der „Physiker", der übrigens auf der Höhe der naturwissenschaftlichen Kenntnisse seiner Zeit stand, dem „Metaphysiker" möglichst entgegenzukommen. Beide, meint er, suchten ja im Grunde nur eine Wahrheit; den Ausdruck eines „Sitzes" der Seele habe auch er zu vermeiden gesucht, Kants Idee einer dynamischen Organisation unter Hinweis auf die Zusammensetzung des Wassers sei ihm sehr sympathisch usw.

Auch Kant gab bereits am 17. September des nämlichen Jahres einem Schreiben des Verlegers Nicolovius an Sömmerring einen neuen Einschluß an seinen „teuersten Freund" mit, in dem er ihm einen neuen Einfall über das Gehirnwasser als Vermittlungsorgan zwischen den verschiedenen Sinnesnerven mitteilt und von der „Harmonie unserer beiderseitigen Denkungsart" spricht. Eine Antwort des Frankfurter Gelehrten auf diesen Brief ist nicht erhalten. Wohl aber ein kurzes Begleitschreiben vom 27. Februar 1796 zur Übersendung der mittlerweile erschienenen Schrift ‚Über das Organ der Seele',

das außerdem einen anatomischen Atlas über das Gehirn ankündigt und zugleich den Philosophen auch der Zustimmung zu seinen — politischen Ansichten versichert. „Wir freuen uns hier sämtlich auf die französische Ausgabe Ihres unübertrefflichen Werks zum Ewigen Frieden, welches uns hier mehr am Rhein interessieren muß. Gewiß wünschen wir ihm von ganzer Seele volle Beherzigung."

Darum ist es auch unwahrscheinlich, daß Kant einige Jahre später ein absprechendes Urteil über Sömmerrings wissenschaftlichen Standpunkt geäußert haben soll, wogegen er sich in einem Briefentwurf vom 4. August 1800 an Sömmerring wehrt, in dem er vielmehr dem „geliebten und hochgeschätzten Freund" für die Übersendung so „kostbarer literarischer Geschenke", wie dessen ‚Hirn- und Nervenlehre' und zweierlei anatomischer Bildertafeln, seinen herzlichsten Dank ausspricht. Der Entwurf, der zugleich in dem Satzbau seiner letzten Absätze ein erschütterndes Bild von Kants abnehmenden Geisteskräften darbietet, bricht mitten in seinem Gedankengange ab. Es ist vermutlich gar nicht zu einem wirklich abgesandten Briefe gekommen; wenigstens hat sich ein solcher im Nachlaß Sömmerrings nicht gefunden.

IX. Eine Vorrede und eine Nachschrift.

In das Jahr 1800, das siebenundsiebzigste Lebensjahr des Philosophen, führen auch die beiden letzten schriftstellerischen Erzeugnisse hinein, die er selbst noch hat drucken lassen. Sie bilden allerdings nur zwei Anhängsel zu den Schriften anderer, umfassen auch zusammen nur drei bis vier Druckseiten, bilden aber trotzdem keinen unwürdigen Abschluß von Kants Schriftstellertätigkeit.

1. Vorrede zu Jachmanns Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie.

Ein junger Gelehrter C. A. Wilmans hatte in einer Hallenser Dissertation von 1797 eine Ähnlichkeit zwischen der Kantischen Religionslehre und einem „reinen Mystizismus" herausfinden wollen. Schon Kant selbst hatte das in seinem ‚Streit der Fakultäten' (Band 46d der Philosoph. Bibliothek) zurückgewiesen. Sein früherer Zuhörer und späterer Biograph Reinhold Bernhard Jachmann, der auch in seiner Lebensbe-

schreibung des Philosophen ausdrücklich behauptet, niemals „in den mündlichen Gesprächen Kants irgendeine mystische Vorstellung bemerkt, noch weniger in seiner Pflichterfüllung und in allen Verhältnissen seines Lebens irgendein mystisches Gefühl an ihm wahrgenommen" zu haben[1]), fühlte sich nun noch zu einer besonderen Verteidigung seines Lehrers gegen jenen Vorwurf veranlaßt in seiner Schrift ‚Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie in Hinsicht auf die ihr beigelegte Ähnlichkeit mit dem reinen Mystizism'. Königsberg, bei Fr. Nicolovius, 1800. Zu dieser Schrift schrieb Kant auf Wunsch des Verfassers eine kurze ‚Einleitung', die jedoch weit mehr gibt, als man nach dem Thema der Jachmannschen Schrift vermutet.

Sie enthält nämlich nicht mehr und nicht weniger als eine vortrefflich an den Schlußpunkt seiner literarischen Tätigkeit passende Begriffsbestimmung der Philosophie in ihren beiden Hauptbedeutungen: als Wissenschaftslehre einer-, als Weltanschauungs- („Weisheits"-)Lehre anderseits. Sie kennzeichnet gleichzeitig die Methode der letzteren sehr hübsch und deutlich als „ein Erklimmen durch innere Kraft der praktischen Vernunft von unten hinauf", im Gegensatz zu der „dem Menschen von oben herab eingegossenen Weisheit" der Inspirations-Theologen. Die Mystik aber, die ja auch in unserer Zeit in manchen Kreisen wieder Mode zu werden beginnt, nennt er geradezu „das gerade Gegenteil aller Philosophie", indem sie sich, „aller Arbeit vernünftiger, aber mühsamer Naturforschung überhoben", in einen „süßen Zustand" seligen Genießens hineinträume. Solche „Afterphilosophie" dürfe man nicht aufkommen lassen, sondern müsse man „austilgen".

Mit Jachmanns Schrift war auch Kants Vorrede ganz verschollen, bis Rudolf Reicke sie neu entdeckte und in den ‚Neuen Preußischen Provinzialblättern', sodann in seiner für jeden Kantliebhaber wertvollen ‚*Kantiana*', Beiträge zu I. Kants Leben und Schriften (Königsberg 1860), S. 81 f. abdruckte. Einen ausführlichen Entwurf dazu hat A. Warda in der *Altpreußischen Monatsschrift* 1899, S. 329—351 veröffentlicht.

[1]) Über Kants religiösen Entwicklungsgang und seine persönlichen religiösen Ansichten überhaupt vgl. meine Einleitung zu der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (2. Auflage 1919).

2. Nachschrift zu Mielckes Littauisch-deutschem und deutsch-littauischem Wörterbuch.

Im gleichen Jahre 1800 hatte der Kantor Christian Gottlieb Mielcke in Pillkallen ein schon früher von einem ostpreußischen Pfarrer (Ruhig) herausgegebenes Littauisch-deutsches und deutsch-littauisches Wörterbuch, durch zahlreiche Wörter, Redensarten und Sprichwörter vermehrt, neu erscheinen lassen (Königsberg, im Verlag der Hartungschen Hofbuchdruckerei) und sich von Kants altem Freund, dem Kriegs- und Domänenrat Heilsberg, ferner dem Berliner Prediger Jenisch und Kant selbst einen literarischen Beitrag dazu erbeten. Derjenige des letzteren steht hinter den beiden anderen und ist als „Nachschrift eines Freundes" bezeichnet. Auch sie ist erst durch Reickes ‚Kantiana' 1860 wieder bekannt geworden.

Auch diese kurze Nachschrift ist, trotz ihrer entlegenen Stelle im Wörterbuch eines ostpreußischen Dorfkantors, von Wert für die Kenntnis sowohl von dem geschichtlichen Verständnis als der politischen Gesinnung des Königsberger Philosophen. Der häufig als Vertreter eines abstrakten Weltbürgertums verschriene Denker zeigt hier ein warmes historisch-nationales Verständnis für die Bewahrung „der noch unvermengten Sprache eines uralten, jetzt in einem engeren Bezirk eingeschränkten und gleichsam isolierten Völkerstammes", nämlich der ihm benachbarten, ihm schon von seiner Hauslehrerzeit in Judtschen bekannten preußischen Littauer. Und er lobt diesen Stamm als freimütig, stolz und treu, von Kriecherei entfernt, vielmehr „gewohnt, mit seinen Obern im Tone der Gleichheit und vertraulichen Offenherzigkeit zu sprechen".

* *

Wir dürfen diese Bemerkungen zu den letzten Druckschriften des großen Philosophen wohl mit dem Satze beschließen, den wir ihnen an anderer Stelle[1]) gewidmet haben:

„So unbedeutend ihr äußerer Anlaß erscheint und so gering der Raum ist, den diese letzten schriftstellerischen Äußerungen Kants einnehmen, so würdig schließen sie doch die literarische Tätigkeit, die dieses große Menschenleben er-

[1]) K. Vorländer, Kants Leben. Leipzig. F. Meiner, 1911, 2. Auflage 1922, S. 191.

füllte: in der theoretischen Bestimmung der Aufgaben der Philosophie, und in der Hervorkehrung der praktischen Grundstimmung seines Wesens: des persönlichen und politischen Unabhängigkeitsgefühls."

X. Über Pädagogik.

Wir haben Kants rege, ja begeisterte Teilnahme an der pädagogischen Reformbewegung seiner Zeit bereits in der Einleitung zu IV (s. oben S. XIX ff.) kennen gelernt. Ungefähr zu gleicher Zeit wurde ihm Gelegenheit gegeben, seine Ansichten über Erziehung auch offiziell seinen Zuhörern vorzutragen. Zwar hatten auch schon vorher vereinzelte Lehrer der Albertina eine Vorlesung über Pädagogik gehalten. Aber erst im Jahre 1774 wurden solche durch den für den pädagogischen Fortschritt interessierten Unterrichtsminister von Zedlitz offiziell eingeführt, und zwar in der Weise, daß die sieben ordentlichen Professoren der philosophischen Fakultät, miteinander abwechselnd, in jedem Semester ein zweistündiges öffentliches Kolleg über praktische Pädagogik (*Collegium Scholastico-Practicum*) halten sollten. So kam auch Kant in jedem siebenten Semester an die Reihe und hat nachweisbar viermal: Winter 1776/77, Sommer 1780, Winter 1783/84 und — weil wohl eine Professur ausgefallen war — Winter 1786/87 über Pädagogik gelesen[1]). Für den Winter 1790/91 hat er sie noch angekündigt, aber nicht mehr gehalten, weil nach der Einrichtung eines pädagogischen Seminars (*Seminarium Scholasticum*) im Jahre 1790 das Kolleg von jetzt an dessen Leiter Professor Wald überlassen wurde.

Als Kompendium (ein solches war behördlich vorgeschrieben, mochte sich der Vortragende auch noch so weit davon entfernen) benutzte unser Philosoph das ihm so nahe liegende (vgl. S. XXI) Basedowsche Methodenbuch, erst von 1780 das anscheinend offiziell vorgeschriebene Lehrbuch der Erziehungskunst seines Kollegen Friedrich Samuel Bock. Übrigens wurden diese leicht verständlichen Vorlesungen über praktische Pädagogik stark besucht, auch diejenigen Kants in der Regel von sechzig bis siebzig Zuhörern.

[1]) Vgl. die Akten bei Emil Arnoldt, Gesammelte Schriften, Bd. V und bei Walter Schwarz, Immanuel Kant als Pädagoge, Langensalza 1915, S. 48 ff.

Seit 1798 hat Kant keine Schriften aus seiner Feder selbst mehr herausgegeben. So rührt denn die Herausgabe seiner ‚Vorlesungen über Pädagogik' von seinem durch ihn damit beauftragten früheren Schüler und späteren Kollegen und Tischfreund Friedrich Theodor Rink her. Denn als Abdruck eines von Kant für seine Vorlesungen ausgearbeiteten Heftes kennzeichnet sich die von Rink herausgegebene und dann später in die Gesamtausgaben von Rosenkranz und Schubert, Hartenstein und von Kirchmann übergegangene Schrift schon durch den ganzen, recht losen Aufbau. Häufig tritt hier das von ihm bekanntermaßen in seinen Vorlesungen geübte entwickelnde Verfahren hervor, nach welchem die anfangs aufgestellten Begriffe und Erklärungen allmählich erweitert und verbessert wurden (Jachmann). Auch Wiederholungen derselben Gedanken finden sich an einzelnen Stellen. So ist auch die Gliederung — nur ganz wenige Überschriften sind vorhanden — wenig übersichtlich und durchgebildet. Immerhin treten deutlich hervor:

A. eine sehr ausführliche Einleitung (in unserer Ausgabe S. 193—206) über die allgemeinen Grundlagen der Erziehungslehre,
B. ein Hauptteil (die „Abhandlung", S. 206—248), der von der speziellen Erziehung handelt, und
C. ein Schluß (S. 248—251), der dem angehenden Jüngling einige Ratschläge über sexuelle Verhältnisse, Standesunterschiede u. a. ins Leben mitgeben will.

Der Hauptteil (B) zerfällt wieder in

I. einen Abschnitt über physische Erziehung (S. 207 bis 237), der jedoch diesen Begriff viel weiter ausdehnt, als wir es gewohnt sind, indem er sich nicht bloß auf die körperliche Erziehung im engeren Sinn (S. 207—221) beschränkt, sondern auch auf die „Kultur der Gemütskräfte" (S. 221—237) erstreckt und eigentlich schon mit S. 231 der moralischen Erziehung sich zuwendet,

und

II. einen solchen über praktische Erziehung (S. 237 bis 248), der nach wenigen kurzen Bemerkungen über Gewöhnung an Geschicklichkeit und Weltklugheit (S. 237 f.) die Erziehung zur Sittlichkeit (S. 237—244) und wahrer Religiosität (S. 245—248) zum Gegenstande hat.

Trotz dieser wenig buchmäßigen losen äußeren Form, trotz des populären, auf die vielfach noch sehr jugendlichen Zuhörer zugeschnittenen Stilcharakters und Inhalts — es entbehrt nicht eines humoristischen Einschlags, wenn wir den berühmten Weltweisen und alten Hagestolz ausführlich seine Ansichten über die erste Nahrung der kleinen Kinder, über deren Windeln und Wiegen, über Gängelwagen und Schnürbrust entwickeln hören —, ist doch auch dieses Geisteserzeugnis Kants, wie nicht anders zu erwarten, voll tiefer Einsichten und treffender Bemerkungen. Namentlich in dem ersten, allgemeinen Teile. Mehr möchten wir wohl von ihm über die einzelnen Unterrichtsfächer hören. Aber dabei ist zu bedenken, daß Kant nie an einer öffentlichen höheren Lehranstalt unterrichtet hat, und daß das noch auf tiefer Stufe stehende Volksschulwesen ihm erst recht unbekannt war, ebenso wie die ebenfalls noch ganz im argen liegende Bildung des weiblichen Geschlechts. Trotz dieses fragmentarischen Charakters ist Kants „Pädagogik" wertvoll und noch viel zu wenig bekannt, auch in der Literatur verhältnismäßig wenig behandelt worden. Von neuester Literatur (zu der in Ueberweg III genannten) erwähnen wir die auf eigenen archivalischen Studien beruhende, aus einer Preisschrift der Königsberger philosophischen Fakultät hervorgegangene Arbeit von *Walther Schwarz, Immanuel Kant als Pädagoge,* Langensalza 1915. Bezüglich der Einzelheiten verweise ich auf das unserer Ausgabe beigegebene Sachregister.

Unserem Text liegt die Originalausgabe von 1803 zugrunde, und zwar in dem von W. Schwarz, der überhaupt erst die Existenz zweier verschiedener Originaldrucke von verschiedenem Format und Seitenzahl festgestellt hat, als besser bezeichneten Abdruck. Wir haben uns nicht veranlaßt gefühlt, an der nun einmal vorliegenden und von Kant gestatteten Ausgabe Rinks etwas zu ändern, solange die Kantischen Originalaufzeichnungen, die hoffentlich die Akademie-Ausgabe in absehbarer Zeit bringen wird, falls sie noch vorhanden sind, noch nicht erschienen sind. Außer dem Abdruck in den Gesamtausgaben existieren noch Sonderausgaben von *Willmann, I. Kant, Über Pädagogik* (3. Auflage 1874) und von *Vogt, I. Kant, Über Pädagogik* (Langensalza 1878) mit willkürlicher Paragraphen-Einteilung und ausführlicher (nicht sehr wertvoller) Einleitung.

C. Anhang.

XI. Bruchstücke aus dem Nachlaß.

Wir wollen selbstverständlich an dieser Stelle keine Geschichte des Kantischen Nachlasses überhaupt oder auch nur ausführlichere Nachrichten über ihn geben, die sich bei der Masse des vorhandenen Berichtsstoffes leicht zu einem Buche auswachsen könnten; sondern verweisen in dieser Hinsicht auf die mit vorzüglicher Sorgfalt erfolgende Veröffentlichung desselben in der Akademie-Ausgabe von Kants Gesammelten Schriften durch Erich Adickes, von der bisher drei starke Bände (XIV—XVI) vorliegen und eine Reihe weiterer noch zu erwarten sind. Wir teilen hier vielmehr nur die Geschichte der bereits in den bisherigen Gesamtausgaben veröffentlichten und so auch von uns wiedergegebenen „Bruchstücke aus dem Nachlaß“ mit.

Sie befanden sich, nach dem Berichte ihres ersten Herausgebers, des Königsberger Professors Wilhelm Schubert (in Band XI S. 218ff. der Ausgabe von Rosenkranz und Schubert), unter demjenigen Teil der von dem Philosophen hinterlassenen Papiere, der an den Königsberger Verlagsbuchhändler Nicolovius gekommen, aber von diesem nicht einmal geordnet und katalogisiert worden war. So wurde nach dem Tode von Nicolovius (1835) nur ein Teil derselben, die von Schubert zufällig als Originalpapiere von Kants Hand erkannt worden waren, von der Königsberger Universitätsbibliothek angekauft; „ein anderer war in die unübersehbare Masse der Makulatur eines vieljährigen Verlegers hineingeraten, die zentnerweise an mehreren Tagen verkauft und von Gewürzkrämern (!) erstanden wurde“ (Schubert a. a. O.). So ist man damals unter Zusehen oder doch stillschweigender Duldung der Stadt und Universität Königsberg mit dem Nachlaß ihres berühmtesten Sohnes umgegangen! Es ist deshalb auch nur einem bloßen günstigen Zufall zu verdanken, daß wenigstens ein wertvoller Teil dieser „Makulatur“, den Prediger Andersch zufällig bei einem Krämer entdeckte und später Schubert „mit bereitwilliger Zuvorkommenheit als Eigentum überließ“, gerettet wurde. Es war ein mit Papier durchschossenes und, wie Schubert berichtet, „von Kant ganz voll etwa in den Jahren 1765—75 beschriebenes“ Exemplar der von uns als Nr. I vorliegenden Bandes abgedruckten *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und*

Erhabenen (1764). Ob Kant es für seine „Vorlesungen“ (über welchen Gegenstand?) benutzt hat, wie Schubert meint, ist sehr zweifelhaft. Leider hat derselbe Gelehrte „mit Absicht“ (!) daraus „nicht mehr als einige“ — glücklicherweise doch recht reichliche — „Proben“ veröffentlicht, weil — das meiste davon später von Kant selbst „in der Kritik der Urteilskraft, in der Anthropologie, in der Tugendlehre und in den kleineren praktischen Abhandlungen in der Berliner Monatsschrift benutzt (!) worden“ sei! Glücklicherweise ist das in Schuberts Besitz gewesene, dann in den der Königsberger „Königlichen und Universitätsbibliothek“ übergegangene Exemplar wenigstens erhalten geblieben und wird — leider erst in Band XX (der letztherausgegebene ist Band XVI) — der Akademie-Ausgabe veröffentlicht werden, nur wenige, bereits in Band XIV zur Veröffentlichung gekommene Bemerkungen physikalischen Inhalts ausgenommen. Denn allmählich war besagtes Handexemplar der ‚Beobachtungen‘, dessen Aufzeichnungen nach Adickes' Vermutung „vielleicht zunächst als Nachträge zu der Schrift gedacht“ und in einer späteren (nicht bloß „zweiten“; s. unten Einleitung zu I) Auflage „verwertet werden sollten“, zu einer „allgemeinen Materialiensammlung“ mit Bemerkungen aus allen möglichen Gebieten geworden. Eine Neuausgabe ist um so dringender, als Schubert die Fragmente, was uns von ihm nicht wundert, „in äußerst nachlässiger Weise, vielfach entstellt“ wiedergegeben hat (E. Adickes in Akademie-Ausgabe XIV, S. XXI und XXVIII). Bis dahin müssen wir uns mit dem bisherigen Text, dem die Schubertsche Ausgabe notgedrungen zugrunde gelegt werden mußte, behelfen. Denn Etwas ist immer besser als Nichts.

Das müssen wir um so mehr sagen, als wirklich diese Aufzeichnungen, auch in der inkorrekten Gestalt, die ihnen ihr erster Herausgeber leider gegeben, gleichwohl inhaltlich außerordentlich viel des Interessanten bieten, und zwar, ähnlich den ‚Beobachtungen‘ selbst, aber in noch weit höherem Grade als sie, aus so vielen Gebieten des menschlichen Lebens, daß eine Inhaltsübersicht ganz unmöglich ist. Wir haben möglichst viele Gegenstände als Stichworte in unser Sachregister aufgenommen, aber auch dies ist natürlich nicht erschöpfend. Immerhin gehen durch den größten Teil der „Bruchstücke“ (S. 257—290) mit ihrem geistreichen Gedanken-Allerlei, so scheint uns, zwei verbindende Fäden hindurch:

einmal die nahe Verwandtschaft mit dem Inhalte der ‚Beobachtungen' (über ihn vgl. unsere Einleitung zu I); und zweitens Gedanken, die durch die Lektüre Rousseaus, vor allem seiner beiden Abhandlungen über den Vorzug der „Natur" vor der „Zivilisation" und über „die Ungleichheit unter den Menschen", in dem Kant der sechziger Jahre angeregt worden sind.

Dieser Teil ist offenbar bald nach der ersten Herausgabe der ‚Beobachtungen' und unter dem starken Eindruck Rousseaus, also etwa in dem Jahrzehnt 1764 oder 1765 bis 1775, von Kant in sein Handexemplar genannter Schrift eingetragen worden. Ganz anders steht es mit den von uns zum ersten Male abgesonderten Bruchstücken aus der kritischen Zeit (unten S. 291—295). Sie stammen offenbar auch gar nicht mehr aus dem Handbuch, zumal ein Teil von ihnen (über den Adel) von Adickes in Band XV der Akademie-Ausgabe veröffentlicht und von uns natürlich auch zur Verbesserung des Textes benutzt worden ist. Inhaltlich stellen sie Vorarbeiten zu zwei politischen Schriften des Philosophen: der Abhandlung über *Theorie und Praxis* (1793, von mir in Band 47 I der *Philosophischen Bibliothek* veröffentlicht) und politischen Teilen der *Rechtslehre* (Band 42) dar.

Endlich haben wir unter die ‚Bruchstücke aus dem Nachlaß' auch, weil ihrem Inhalte nach hierhin gehörig und gerade mit dem politischen Inhalt der letzten ‚Bruchstücke' in gewisser Hinsicht verwandt, eine außenpolitische Betrachtung Kants aufgenommen, welche den Zweck von Napoleons Expedition nach Ägypten zum Gegenstande hat. Daß Kant ein eifriger Politiker war, insbesondere seit dem Beginn der französischen Revolution, ist bekannt, und gerade ich habe an den verschiedensten Stellen darauf hingewiesen[1]). Er verfolgte alle Ereignisse der inneren und äußeren Politik seiner Zeit mit regster Teilnahme und fand, nach einer mündlichen Mitteilung an den badischen Theologen Abegg, „keine Geschichte lehrreicher als diejenige,

[1]) Kant und Marx, Kap. I. Tübingen 1911. — Kants Stellung zur Französischen Revolution in ‚Philos. Abhandlungen zu H. Cohens 70. Geburtstag', Berlin 1912. — Kant als Politiker, im ‚März' vom 17. Mai 1912. — Kant über England, ‚Hilfe' 1915. — Kant als Deutscher (Darmstadt 1919), 3. Abschnitt. — Kant und der Gedanke des Völkerbunds, Leipzig 1919. Vgl. auch meine Einleitung zu Band 47 I der Philosophischen Bibliothek.

die ich täglich in den Zeitungen lese“, wo „ich sehen kann, wie alles kommt, vorbereitet wird, sich entwickelt“. Häufig überraschte er seine Freunde durch den Scharfsinn, mit dem er kommende Ereignisse voraussah, „so daß man oft eine mit den Geheimnissen der Kabinette bekannte diplomatische Person reden zu hören glaubte“ (Wasianski), und er warf dann öfters „Vermutungen und Paradoxen hin“, namentlich auch in Hinsicht auf die „ihm durch seinen Umgang mit höheren Offizieren nicht unvertrauten, militärischen Operationen, die ganz pünktlich eintrafen“.

Zuweilen hieb er aber natürlich mit seinen kühnen Vermutungen auch daneben; so in unserem Falle. Der Vertraute seiner letzten Lebensjahre, Wasianski, berichtet zufällig gerade über diesen Punkt genaueres in seiner Biographie des verstorbenen Freundes (S. 26f.): „Merkwürdig war seine Meinung, daß Bonaparte nicht die Absicht haben könne, in Ägypten zu landen. Er bewunderte die Kunst desselben, mit der er seine wahre Absicht, in Portugal landen zu wollen, so sehr zu verschleiern suche. Wegen des großen Einflusses Englands auf Portugal betrachtete er dieses Land als eine englische Provinz, durch deren Eroberung England der empfindlichste Streich beigebracht werden könnte, indem dadurch“ — man erkennt aus dem folgenden auch seine Einsicht in w i r t s c h a f t l i c h treibende Momente — „die Einfuhr englischer Manufakturwaren in Portugal und die Ausfuhr des Portweins, dieses unentbehrlichen Lieblingsgetränks der Engländer, aus Portugal verhindert werden müßte. Gewohnt, manche Tatsachen a priori zu demonstrieren, bestritt er die Landung in Ägypten auch da noch, als die Zeitungen sie schon als glücklich vollendet ankündigten und hielt dieses Unternehmen für völlig unpolitisch und von keiner langen Dauer.“ Womit er dann ja auch tatsächlich recht behielt.

Übrigens hatte Kant, in seinen jüngeren Jahren ein Freund der Engländer, sich schon seit dem Unabhängigkeitskrieg der Nordamerikaner in einen scharfen Gegner der englischen Politik verwandelt, worin er durch deren Feindschaft gegen die französische Revolution bestärkt wurde. In seinem Nachlaß charakterisiert er einmal den e n g l i s c h e n S t a a t als „das Verderblichste, Gewaltsamste, Herrschsüchtigste und Kriegserregendste unter allen“ (Akad.-Ausg. XV, Nr. 1336), und zu dem oben genannten Abegg äußerte er sich am 5. Juli 1798

dahin: „Die Engländer sind im Grunde die depravierteste Nation. Die ganze Welt ist ihnen England, die übrigen Länder und Menschen sind nur ein Anhängsel, ein Zugehör. Ich hoffe, es wird glücken, daß sie gedemütigt werden.“ Die französische Revolution dagegen und auch weiter die Koalitionskriege der französischen Republik begleitete er von Anfang an mit Sympathie.

XII. Öffentliche Erklärungen.

Von den sieben „öffentlichen“, d. h. in öffentlichen Zeitschriften — und zwar in diesem Falle sämtlich in dem *Intelligenzenblatt* der Kant nahe stehenden Jenaischen *Allgemeinen Literaturzeitung* — abgedruckten Erklärungen, die wir, dem Brauche der bisherigen Gesamtausgaben folgend, im Texte wiedergeben, sind die Nummern 1, 3 und 7 ohne philosophisches Interesse und können daher kurz erledigt werden.

Nr. 1 und 3 enthalten Vermahnungen des Philosophen gegen den unbefugten Nachdruck seiner Schriften: eine Unsitte, die im damaligen Heiligen Römischen Reiche Teutscher Nation dermaßen grassierte, daß Kant sich schon 1785 veranlaßt gesehen hatte, eine besondere Abhandlung *Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks* zu schreiben (vgl. dazu meine Einleitung in Band 471 der Philosoph. Bibl., S. XLVIII bis L). Nr. 1 hatte den Erfolg, daß der Betreffende, der Hildburghauser „Hofbuchhändler“ Hanisch, seinen Plan aufgab, während Nr. 3 auf die schon erfolgte Herausgabe von Kants kleinen Schriften durch den Nachdrucker Haupt in Neuwied zurückkam, der freilich in einem langen Schreiben vom 8. Januar 1793 den Philosophen flehentlich um Verzeihung seines „jugendlichen Leichtsinns“ bat, aber seine Plünderung Kants doch ausführte, und auch einen späteren, angeblich „im Österreichischen“ (Linz), in Wirklichkeit zu Zeitz in Thüringen 1795 herausgekommenen Nachdruck nicht verhindert hat. Von sachlichem Interesse ist, daß der Philosoph in Nr. 3 seine „ältesten und unbedeutendsten“ Schriften als „mit meiner jetzigen Denkungsart nicht mehr einstimmig“ bezeichnet. — Nr. 7 endlich, die Streitsache zwischen Kant oder eigentlich seinem Anhänger und Herausgeber (vgl. auch *‚Über Pädagogik‘* Nr. X) und dem Verlagsbuchhändler Vollmer wegen angeblich unrechtmäßiger Herausgabe von Kants Vorlesungen über Phy-

sische Geographie, hat eine lange und sehr unerquickliche Vor- und Nachgeschichte, die sich von 1797 bis 1805 hinzog und für beide Teile (Vollmer einer-, Rink anderseits, denn der greise Kant hat sich in seinen letzten Jahren nicht mehr eingehender darum kümmern können) wenig rühmlich abschloß. Eine aktenmäßig genaue Darstellung des ganzen für Kants Philosophie durchaus gleichgültigen Handels wird der Erläuterungsband der Akademie-Ausgabe (XIII, S. 526—532) bringen. Einiges bietet auch schon P. Gedans Einleitung zu der Ausgabe der *Physischen Geographie* in der *Philosophischen Bibliothek* (Bd. 51).

Eines literarischen Interesses entbehrt auch heute noch nicht Nr. 4. Hippel, der bekannte Verfasser des Büchleins ‚Über die Ehe' (1774), ‚Lebensläufe nach aufsteigender Linie' (1778), ‚Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber' (1792) und anderer damals vielgelesener Schriften, hatte in die beiden ersten dieser Schriften manche Kantische Gedanken aus dessen vorkritischer Zeit gemischt, die entweder er selbst oder (in noch mehr Fällen) Zuhörer Kants in dessen Vorlesungen über Logik, Moral, Naturrecht, ganz besonders aber dem populären Kolleg über Anthropologie nachgeschrieben hatten. Daraus hatte sich nach Hippels Tod im Jahre 1796 das Gerücht entsponnen, daß Kant der eigentliche Verfasser der genannten anonym herausgegebenen Hippelschen Werke sei. Die Sache machte viel Aufsehen und erregte allerlei Streit in der literarischen Welt, bis ihr dann Kants Erklärung im *Allgemeinen literarischen Anzeiger* vom 5. Januar 1797, die fast unverändert im Intelligenzblatt der *Allgemeinen Literaturzeitung* vom 21. Januar d. J. abgedruckt wurde, ein Ende machte. Eine archivarisch genaue und bis ins kleinste gehende Darstellung der ganzen Angelegenheit hat mit bekannter Sorgfalt Amtsgerichtsrat Artur Warda (Königsberg) in der *Altpreußischen Monatsschrift* Bd. 41 (1904), S. 61—93 unter der Überschrift „Kants Erklärung wegen der von Hippelschen Autorschaft" gegeben. Dort sind auch zwei ausführliche handschriftliche Entwürfe Kants, aus deren einem Schubert einige bezeichnende Sätze veröffentlicht hat (in unserer Ausgabe S. 304 Anm.), abgedruckt. Wir möchten aus dem von Warda unter den Scheffnerschen Papieren neu aufgefundenen, wahrscheinlich früheren Entwurf eine längere Stelle mitteilen, die weniger wegen ihrer Beziehung auf den speziellen Fall Hippel, als wegen

Kants ausführlicherer Selbstschilderung der Art seiner Vorlesungen, die in der „Erklärung“ selbst kaum berührt ist, von besonderem Interesse ist (wir geben sie genau nach Wardas Abdruck, nur mit moderner Rechtschreibung und Interpunktion und unter Weglassung der durchgestrichenen Worte wieder):

„Ich habe viele Jahre vorher, ehe ich, mit der Kritik der reinen Vernunft anhebend, eine neue schriftstellerische Laufbahn einschlug, in meinen Vorlesungen über Logik, Metaphysik, Moral und Anthropologie, Physik und Rechtslehre den Autor, den ich mir zum Leitfaden wählete[1]), nicht bloß kommentiert, sondern gesichtet, gewogen, zu erweitern und auf mir besser scheinende Prinzipien zu bringen gesucht. Auf solche Weise sind meine Vorlesungen fragmentarisch teils gewachsen teils verbessert worden, aber immer mit Hinsicht auf ein dereinst mögliches System als ein für sich bestehendes Ganze, [so] daß jene später (meistenteils nach 1781) erschienenen Schriften jenen fast nur die systematische Form und Vollständigkeit gegeben zu haben scheinen mochten. — Den Vorteil hat nämlich der Universitätslehrer vor dem zunftfreien Gelehrten in Bearbeitung der Wissenschaften voraus, daß, weil er sich bei jedem neuen Kursus derselben auf jede Stunde (wie es billig immer geschehen muß) vorbereiten muß, ihm sich immer neue Ansichten und Aussichten teils in der Vorbereitung teils, welches noch öfterer geschieht, mitten in seinem Vortrag eröffnen, die ihm dazu dienen, seinen Entwurf von Zeit zu Zeit zu berichtigen und zu erweitern. Da kann es nun im freien Philosophieren nicht anders sein, als daß lange vor Herausgabe eines Systems einzelne Sätze, samt denen ihm gewidmeten neuen Bemerkungen, von der Feder des nachschreibenden Zuhörers aufgefaßt und, wenn sie, sei es durch Neuigkeit oder auch Fruchtbarkeit, demselben auffallen, in mancher Abschrift herumliefen, weil der Lehrer einstweilen nur fragmentarisch Sätze in die Stellen seines Handbuchs einschiebt, sein System noch nicht zur Reife gebracht hatte und es nur späterhin wagte, mit demselben hervorzutreten. — Das erklärt nun, wie die von Hippelschen Schriften, besonders das Buch von der Ehe und die Lebensläufe, lange vor Erscheinung der Kritik und den aus ihr hervorgehenden Systemen in den

[1]) Vgl. Seite XXXVI.

Heften der Zuhörer viele abgesonderte Gedanken enthalten konnten, die selbst buchstäblich nachher wieder in den von dem Lehrer abgefaßten Büchern anzutreffen wären" (a. a. O. S. 84f.).

Wir schließen mit dem von Warda ebenfalls S. 92f. wiedergegebenen Endurteil, zu dem Hippels Biograph Schlichtegroll in der ganzen Angelegenheit gelangt, dem auch wir uns anschließen möchten: „Eines Plagiats in dem gewöhnlichen Sinne . . . war Hippel nicht fähig und brauchte es auch wahrlich bei dem eigenen Reichtum seines Geistes nicht; aber bei seiner Art, sich alles zu notieren, was im Lesen oder Hören ihm treffend, witzig, paradox vorkam, und oft dergleichen Sentenzen ohne besondere Verarbeitung und Verknüpfung nebeneinander zu stellen, — müßten freilich seine Freunde oft einen Gedanken hier wieder gefunden haben, der ihnen ursprünglich gehörte; und auch anderen konnte dies nicht entgehen. Nicht selten hat er die glänzenden Steine, die er allerwärtsher gesammelt hatte, bloß gefaßt."

Ein ganz anderer Mann als der geistreiche Stadtpräsident von Königsberg war der Greifswalder Professor Johann August Schlettwein, gegen den die fünfte „Erklärung" unseres Philosophen gerichtet ist. Fast gleichalterig mit Kant — seine Lebenszeit fällt in die Jahre 1731 bis 1802 — richtete der noch immer streitlustige Herr, der als einer der bedeutenderen deutschen Physiokraten galt und ein „Archiv für Menschen und Bürger in allen Verhältnissen" (!) herausgab, am 11. Mai 1797 eine „literarische Herausforderung" in Gestalt eines überaus langen, teils sentimental teils anmaßend salbadernden Schreibens an „seinen brüderlich geliebten Kant", die der Philosoph in seiner öffentlichen Erklärung vom 14. Juni mit vollstem Rechte würdig und scharf ablehnt, ebenso wie auch seine briefliche Charakteristik des Schlettweinschen Tones als „Bittersüß" und giftig in vollem Maße zutrifft. Das *sarcinas colligere* auf S. 305 Mitte bedeutet das „Bündel-schnüren" dessen, der sich zum Aufbruch rüstet. Uns interessiert heute weniger die sehr gerechtfertigte Abweisung des anmaßenden Salbaders, die diesen übrigens nicht abhielt, „seinen Bruder Kant" mit einem zweiten Briefe vom 4. Juni 1797 zu bedenken, als Kants Hinweis auf seinen mathematisch-theologischen Kollegen Schulz, als den zuverlässigsten Dolmetscher seiner (der Kantischen) Philosophie, und zwar nicht etwa „einem vorgeblich

darin liegenden Geiste", sondern „dem Buchstaben" nach. Diese Wendung, die von Kant gewiß gut gemeint war, weil er in seine Lehre nicht alles, „was einem gefällt, hineingetragen" wissen wollte, hat anderseits doch dazu beigetragen, die Kantische Philosophie fortan allzusehr zum Alleineigentum der strengen, aber auch beschränkten Schulkantianer zu machen und selbständige Geister von ihr zurückzuscheuchen. Wir werden ihr gleich nachher bei Fichte wieder begegnen.

Ist Herr Johann August Schlettwein eine verschollene Größe, so steht Johann Gottlieb Fichte noch heute, persönlich wie philosophisch, im Mittelpunkt unseres Interesses. Auf ihn beziehen sich zwei sehr verschiedenartige öffentliche Erklärungen unseres Philosophen. Die erste (Nr. 2) vom 22. August 1792 bahnte dem eben erst in die Schriftstellerei eintretenden dreißigjährigen jungen Gelehrten den Weg. Fichte, dessen ganzes Denken ein Jahr zuvor durch die „ebenso herzerhebende wie kopfzerbrechende" Philosophie Kants eine völlige Umwälzung erfahren hatte, hatte im Jahre 1791 den Meister in Königsberg selbst aufgesucht, dort seine philosophische Erstlingsschrift, den *Versuch einer Kritik aller Offenbarung* (Bd. 30 der *Philosophischen Bibliothek*) niedergeschrieben und mit Kants Hilfe Hartung als Verleger dafür gewonnen. Dieser hatte sie aus Versehen [oder Spekulation?] zuerst anonym erscheinen lassen, und so wurde sie anfangs fast allgemein für ein Werk des kritischen Philosophen selbst gehalten, dessen Religionsphilosophie man damals (1792) gerade mit Spannung erwartete. Kants „Erklärung" und Empfehlung des „geschickten Mannes" machte unter diesen Umständen den jungen Fichte mit einem Schlage berühmt.

Völlig entgegengesetzten Charakter trägt die sieben Jahre später, am 28. August 1799, in derselben *Allgemeinen Literaturzeitung* veröffentlichte Erklärung Kants. Sie bedeutet die endgültige Lossagung von Fichte in schärfster Form. Schon Jahre vorher zwar hatte die innere Loslösung des Jüngers von dem Meister begonnen, wie jeder weiß, der die philosophische Entwicklung Fichtes kennt; aber ein äußerer Bruch, an dem die extremen Anhänger auf beiden Seiten arbeiteten, war noch vermieden worden. Nun forderte ein unbekannter, aber offenbar auf seiten Fichtes stehender Rezensent in der *Erlangischen Literaturzeitung* vom 11. Januar 1799 den „ersten Lehrer der Transzendental-Philosophie", Kant, „im Namen eines sehr gro-

ßen und achtungswürdigen Teils des Publikums" auf, sich über das Unternehmen seines „würdigsten Schülers", des „ersten Transzendental-Philosophen selbst", nämlich Fichtes, öffentlich zu äußern. Das brachte dann den Stein ins Rollen. Daß die Erklärung erst mehr als ein halbes Jahr später erfolgte, hat wohl seinen Grund einfach darin, daß die Nachricht der nicht sehr verbreiteten Erlanger Literaturzeitung erst spät nach dem entlegenen Königsberg gelangt ist; sicherlich nicht in der von Schelling Kant schuld gegebenen Angst, mit dem inzwischen des „Atheismus" verdächtigten Fichte zusammengeworfen und am Berliner Hofe anrüchig zu werden! Eine solche Erbärmlichkeit widerspräche nicht bloß völlig Kants Charakter, sondern hat auch nicht die mindeste Stütze in dem Wortlaut von dessen „Erklärung". Diese bezieht sich vielmehr, abgesehen von den gleich zu besprechenden persönlichen Invektiven, rein auf das philosophische Feld.

Es ist hier natürlich nicht der Platz, irgendwie inhaltlich auf den Unterschied der Kantischen und der Fichteschen Lehre einzugehen, sondern nur anzudeuten, weshalb sich gerade jetzt der Königsberger Philosoph mit solcher Schärfe gegen seinen einstigen Jünger erklärte. Das rührt nicht bloß von dem bekannten Umstande her, daß Gegnerschaft zwischen früheren Freunden ohnehin in der Regel schärfer zu werden pflegt als ohnedas, sondern war auch durch den Ton des „Erlangischen" Rezensenten und Fragestellers mit veranlaßt. Dort hieß es unter anderem: „Das Publikum und die studierende Jugend sind lange genug mit der Exegese der Kantischen Schriften" — die man, wie an anderer Stelle gesagt wird, „als heilige Worte schätzt, auswendig lernt und sie dem Publikum bis zum Überdruß buchstäblich wiederholt"! — gequält worden". Die Kantianer hätten lange genug bloß „die Repetenten der Kritik gemacht und" — wie es in Anspielung auf Kants Erklärung gegen Schlettwein und auf Fichtes *Geist und Buchstab in der Philosophie* (1794) heißt — „hinreichend bewiesen, daß der Kantische Buchstabe, so gut als der Aristotelische, „den Geist tötet". Demgegenüber sei es „endlich einmal Zeit, dem von Fichte und Reinhold vorzüglich geweckten Genius des selbständigen Denkens zu huldigen, die Fesseln der Formular-Philosophie zu zerbrechen und den freien Geist zum reellen Denken anzuführen". Solchen Angriffen gegenüber war wirklich eine energische Zurückweisung und eine entschiedene

Grenzziehung zwischen kritischer und Fichtescher Methode geboten[1]).

Daß dagegen die Erklärung, namentlich in ihrem letzten Absatze, einen so persönlichen, beinah gehässigen Ton annahm, war unnötig und bedauerlich und ist unserer Meinung nach in erster Linie durch die mancherlei persönlichen Hetzereien und Zuträgereien verschuldet, die, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, zwischen den beiden feindlichen Lagern schon länger hin und her gingen. Es kam nun, wie es kommen mußte. Fichte erwiderte, ganz gegen seine sonstige Art, in der Form sehr maßvoll und klug, indem er sich geschickt auf Kants frühere Briefe an ihn bezog, insbesondere auf dessen Rat, „immer auf eigenen Füßen zu stehen", und zwar in Gestalt eines Schreibens an seinen damaligen Freund und Anhänger Schelling, der dasselbe dann in Nr. 109 der Allgemeinen Literaturzeitung veröffentlichte. In einem gleichzeitigen Privatbriefe an den nämlichen Schelling äußerte er sich freilich ganz anders: „Ich bin allerdings völlig überzeugt, daß die Kantische Philosophie, wenn sie nicht genommen werden soll, wie wir sie nehmen, totaler Unsinn" (!] ist. Ich denke aber zu Kants Entschuldigung, daß er sich selbst unrecht tut, daß er seine eigene Philosophie, die er nie sonderlich geläufig gehabt [!], weder mehr weiß noch versteht . . ." Und in einem Brief an Reinhold nannte er den Königsberger Weisen gar einen „Dreiviertelskopf", so daß man beinah Kants Charakteristik der nach außen „die Sprache des Wohlwollens führenden", im Inneren „auf unser Verderben sinnenden" Freunde (S. 307, letzter Absatz) nachträglich gerechtfertigt finden könnte. Jedenfalls war nun der Bruch zwischen unserer klassischen und der neuen, romantischen Philosophie, der freilich sachlich auch ohnedies eingetreten wäre oder bereits war, auch persönlich unheilbar geworden; und das hat gewiß mit dazu beigetragen, daß Kants Lehre so bald, so gründlich und auf so lange in Vergessenheit geriet.

[1]) Die Frage, ob Kant mit seiner Kritik der reinen Vernunft nur eine „Propädeutik" oder ein ganzes „System" der Transzendental-Philosophie habe liefern wollen, läßt sich mit wenigen Worten nicht entscheiden. Die Gegner konnten sich jedenfalls hier auf den Wortlaut einzelner Kantischen Stellen berufen.

XIII. Ehrendenkverse auf verstorbene Amtsgenossen.

Es war in Königsberg, wie vermutlich auch an anderen deutschen Hochschulen, damals Sitte, das Andenken eines verstorbenen Professors durch ein von Rektor, Kanzler, Direktor und den ordentlichen Professoren der Universität herausgegebenes Programm zu ehren, in dem neben dem Text der gehaltenen Trauerreden und einer Lebensbeschreibung auch selbstgedichtete deutsche, lateinische, ja auch griechische Gedenkverse der Dozenten die Tugenden des Entschlafenen feierten. Diesem Umstande haben wir es zu danken, daß wir unseren Philosophen auch als — Dichter, und zwar in sechs Fällen in den Jahren 1770 bis 1782, bewundern können. Gewiß sind diese Gedichte nur Gelegenheitsverse, dazu in dem zu Kants Jugendzeit üblichen steifen Versmaß des Alexandriners abgefaßt; aber sie sind doch nicht bloß gedankenvoll im Inhalt, sondern zum Teil auch gar nicht übel in der Form. Bezeichnend für Kant ist es, daß er — wie auch sonst in seiner Schriftstellerei, wo er nicht anders mußte — sich der deutschen Muttersprache bedient hat. Kant steht das erstemal als vierzehnter in der Reihe von siebzehn professoralen Dichtern, das zweitemal an zwölfter, das viertemal an elfter Stelle. Die wichtigsten biographischen Notizen über die Verstorbenen haben wir auf der Rückseite des Titelblattes (S. 310) mitgeteilt. Ein neapolitanischer Professor Imbriani hat Kants Verse 1889 ins Italienische übersetzt[1]).

Die Akademie-Ausgabe hat diesen Versen auch die an Kant bei drei verschiedenen Wendepunkten seines akademischen Lebens: dem Antritt seiner ordentlichen Professur (21. August 1770), dem Antritt seines ersten Rektorats (23. April 1786) und zum Abschied von seiner Lehrtätigkeit (14. Juni 1797), gerichteten Gedichte seiner Zuhörer hinzugefügt, wozu seitdem noch ein von A. Warda in der Königsb. Hartungschen Zeitung vom 21. Mai 1912 veröffentlichtes Gedicht seiner Schüler Jachmann und Kiesewetter zu seinem 66. Geburtstage (22. April 1789) getreten ist. Und weiter die bisher in studentischen Stammbüchern gefundenen von ihm eingetragenen Verse, die von der neckischen Warnung des Dreiunddreißig-

[1]) Wir haben ein Teil dieser Mitteilungen mit Dank dem noch nicht erschienenen Erläuterungsband (IV) der Akademie-Ausgabe zu Kants Briefwechsel entnommen.

jährigen „Großen Herren und schönen Frauen — Soll man wohl dienen, doch wenig trauen“ bis zu der besonnenen Mahnung des Fünfundsiebzigjährigen vor vorschnellem Urteil (im Anschluß an einen Vers des lateinischen Dichters Publilius Syrus) gehen. Allein, so bezeichnend die Auswahl der meist lateinischen Verse auch für die Sinnesart des Schreibers ist, sie sind doch eben keine geistigen Erzeugnisse Kants, sondern anderer, und gehören darum mehr in eine Biographie Kants, als in eine Ausgabe seiner Werke. Wir schließen deshalb unsere Einleitung lieber mit einem seiner eigenen, seine innerste Gesinnung vortrefflich ausdrückenden, dem Theologen Lilienthal gewidmeten Verse:

„Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsternis;
Was uns zu tun gebührt, des sind wir nur gewiß“,

dem wir den einzigen Albumvers anfügen, der aus seiner eigenen Feder stammt und den der Achtundvierzigjährige dem Nachfolger Lessings in der Bibliothek zu Wolfenbüttel Langer am 19. Oktober 1772 gewidmet hat:

„Die erste Sorge des Menschen sei: nicht, wie er glücklich, sondern der Glückseligkeit würdig werde!“

jährigen. „Großen Herren und schönen Frauen — Soll man wohl dienen, doch wenig trauen" bis zu der besonnenen Mahnung des Fünfundsiebzigjährigen vor voreiligem Urteil (im Anschluß an einen Vers des lateinischen Dichters Publilius Syrus) reichen. Allein, so bezeichnend die Auswahl der meist lateinischen Verse auch für die Sinnesart des Schreibers ist, sie sind doch eben keine geistigen Erzeugnisse Kants, sondern anderer, und gehören darum mehr in eine Biographie Kants, als in eine Ausgabe seiner Werke. Wir schließen deshalb unsere Einleitung lieber mit einem seiner eigenen, seine innerste Gesinnung vortrefflich ausdrückenden, dem Theologen Lilienthal gewidmeten Verse:

„Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsternis:
Was uns zu tun gebührt, des sind wir nur gewiß",

dem wir den einzigen Albumvers anfügen, der aus seiner eigenen Feder stammt und den der Achtundvierzigjährige dem Nachfolger Lessings in der Bibliothek zu Wolfenbüttel Langer am 19. Oktober 1772 gewidmet hat:

„Die erste Sorge des Menschen sei: nicht, wie er glücklich, sondern der Glückseligkeit würdig werde!"

[illegible] über den Verstorbenen [illegible] (S. 310) mitgeteilt [illegible] Kants Verse 1860 [illegible]

[illegible] Verse noch die an Kant bei den [illegible] Wendepunkten seines akademischen Lebens, dem Antritt seiner ordentlichen Professur (21. August 1770), dem Antritt seines ersten Rektorats (23. April 1786) und dem Abschied von seiner Lehrtätigkeit (14. Juni 1797), gewidmeten Gedichte seiner Zuhörer hinzugefügt, wenn [illegible] noch ein von A. [illegible] in der Königsb. Hartungschen Zeitung vom 21. Mai 1882 [illegible] Gedicht seiner Schüler Jachmann und [illegible] zu seinem 66. Geburtstage (22. April 1789) gewesen ist, [illegible] die bisher in studentischen Stammbüchern [illegible] von ihm eingetragenen Verse, die von der [illegible] Wertung des Dreiunddreißig-

1) Wir haben sie [illegible] Mitteilungen mit Dank dem [illegible] nicht erschienenen Erläuterungsband (XV) der Akademie-Ausgabe zu Kants Briefwechsel entnommen.

D*

A.
Schriften aus der vorkritischen Zeit
(1764—1777)

I.

Beobachtungen

über

das Gefühl

des

Schönen und Erhabenen

Von

M. Immanuel Kant

Königsberg

bei Johann Jacob Kanter 1764

Erster Abschnitt.

Von den unterschiedenen Gegenständen des Gefühls vom Erhabenen und Schönen.

Die verschiedenen Empfindungen des Vergnügens oder des Verdrusses beruhen nicht so sehr auf der Beschaffenheit der äußeren Dinge, die sie erregen, als auf dem jedem Menschen eigenen Gefühle, dadurch mit Lust oder Unlust gerührt zu werden. Daher kommen die Freuden einiger Menschen, woran andre einen Ekel haben, die verliebte Leidenschaft, die öfters jedermann ein Rätsel ist oder auch der lebhafte Widerwille, den der eine woran empfindet, was dem andern völlig gleichgültig ist. Das Feld der Beobachtungen dieser Besonderheiten der menschlichen Natur erstrecket sich sehr weit und verbirgt annoch einen reichen Vorrat zu Entdeckungen, die ebenso anmutig als lehrreich sind. Ich werfe vor jetzt meinen Blick nur auf einige Stellen, die sich in diesem Bezirke besonders auszunehmen scheinen, und auch auf diese mehr das Auge eines Beobachters als des Philosophen.

Weil ein Mensch sich nur insofern glücklich findet, als er eine Neigung befriedigt, so ist das Gefühl, welches ihn fähig macht, große Vergnügen zu genießen, ohne dazu ausnehmende Talente zu bedürfen, gewiß nicht eine Kleinigkeit. Wohlbeleibte Personen, deren geistreichster[a]) Autor ihr Koch ist und deren Werke von feinem Geschmack sich in ihrem Keller befinden, werden bei gemeinen Zoten und einem plumpen Scherz in ebenso lebhafte Freude geraten, als diejenige ist, worauf Personen von edeler Empfindung so stolz tun. Ein bequemer Mann, der die Vorlesung der Bücher liebt, weil es sich sehr wohl dabei einschlafen läßt, der Kaufmann, dem alle Vergnügen läppisch scheinen, dasjenige ausgenommen, was ein kluger Mann genießt, wenn er seinen Handlungsvorteil überschlägt, derjenige, der das andre Geschlecht nur insofern liebt, als er es zu den genießbaren Sachen zählet, der Liebhaber der Jagd, er mag nun Fliegen jagen wie Do-

a) 3. Aufl.: „geistreicher“.

mitian oder wilde Tiere wie A.., alle diese haben ein Gefühl, welches sie fähig macht, Vergnügen nach ihrer Art zu genießen, ohne daß sie andere beneiden dürfen oder auch von andern sich einen Begriff machen können; allein ich wende vor jetzt darauf keine Aufmerksamkeit. Es gibt noch ein Gefühl von feinerer Art, welches entweder darum so genennet wird, weil man es länger ohne Sättigung und Erschöpfung genießen kann, oder weil es sozusagen eine Reizbarkeit der Seele voraussetzt, die diese zugleich zu tugendhaften Regungen geschickt macht, oder weil es[a]) Talente und Verstandesvorzüge anzeigt, da im Gegenteil jene bei völliger Gedankenlosigkeit stattfinden können. Dieses Gefühl ist es, wovon ich eine Seite betrachten will. Doch schließe ich hiervon die Neigung aus, welche auf hohe Verstandes-Einsichten geheftet ist, und den Reiz, dessen ein Kepler fähig war, wenn er, wie Bayle berichtet, eine seiner Erfindungen[b]) nicht um ein Fürstentum würde verkauft haben. Diese Empfindung ist gar zu fein, als daß sie in gegenwärtigen Entwurf gehören sollte, welcher nur das sinnliche Gefühl berühren wird, dessen auch gemeinere Seelen fähig sind.

Das feinere Gefühl, was wir nun erwägen wollen, ist vornehmlich zwiefacher Art: das Gefühl des Erhabenen und des Schönen. Die Rührung von beiden ist angenehm, aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneite Gipfel sich über Wolken erheben, die Beschreibung eines rasenden Sturms oder die Schilderung des höllischen Reichs von Milton erregen Wohlgefallen, aber mit Grausen; dagegen die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Täler mit schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Herden, die Beschreibung des Elysium, oder Homers Schilderung von dem Gürtel der Venus veranlassen auch eine angenehme Empfindung, die aber fröhlich und lächelnd ist. Damit jener Eindruck auf uns in gehöriger Stärke geschehen könne, so müssen wir ein Gefühl des Erhabenen und, um die letztere recht zu genießen, ein Gefühl vor das Schöne haben. Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Haine sind erhaben, Blumenbetten, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind schön. Die Nacht ist er-

a) Kant: „sie", verb. Wille.

b) So auch bei Bayle. Tieftrunk und Akademie-Ausgabe: „Empfindungen".

haben, der Tag ist schön. Gemütsarten, die ein Gefühl vor das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabendes, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurchbricht und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählich in hohe Empfindungen gezogen, von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein. Das Erhabene rührt, das Schöne reizt. Die Miene des Menschen, der im vollen Gefühl des Erhabnen sich befindet, ist ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt. Dagegen kündigt sich die lebhafte Empfindung des Schönen durch glänzende Heiterkeit in den Augen, durch Züge des Lächelns und oft durch laute Lustigkeit an. Das Erhabene ist wiederum verschiedener Art. Das Gefühl desselben ist bisweilen mit einigem Grausen oder auch Schwermut, in einigen Fällen bloß mit ruhiger Bewunderung und in noch andern mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erstere will ich das Schreckhaft-Erhabene, das zweite das Edle und das dritte das Prächtige nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art[1]). Daher große, weitgestreckte Einöden,

[1]) Ich will nur ein Beispiel von dem edlen Grausen geben, welches die Beschreibung einer gänzlichen Einsamkeit einflößen kann, und ziehe um deswillen einige Stellen aus Carazans Traum im Brem. Magazin, Band IV, Seite 539 aus. Dieser karge Reiche hatte nach dem Maße, als seine Reichtümer zunahmen, sein Herz dem Mitleiden und der Liebe gegen jeden andern verschlossen. Indessen, so wie die Menschenliebe in ihm erkaltete, nahm die Emsigkeit seiner Gebeter und der Religionshandlungen zu. Nach diesem Geständnisse fährt er also fort zu reden: An einem Abende, da ich bei meiner Lampe meine Rechnungen zog und den Handlungsvorteil überschlug, überwältigte mich der Schlaf. In diesem Zustande sahe ich den Engel des Todes wie einen Wirbelwind über mich kommen, er schlug mich, ehe ich den schrecklichen Streich abbitten[a]) konnte. Ich erstarrete, als ich gewahr ward, daß mein Los vor die Ewigkeit geworfen sei und daß zu allem Guten, das ich verübt, nichts konnte hinzugetan und von allem Bösen, das ich getan, nichts konnte hinweggenommen werden. Ich ward vor den Thron dessen, der in dem dritten Himmel wohnet, geführt. Der Glanz, der vor mir flammete, redete mich also an: Carazan, dein Gottesdienst ist verworfen. Du hast dein Herz der Menschenliebe verschlossen und deine Schätze mit einer eisernen Hand gehalten. Du hast nur vor dich selbst gelebt, und darum sollst du auch künftig

a) Tieftrunk: „ableiten".

wie die ungeheure Wüste Schamo in der Tartarei, jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versetzen.

Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein sein. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann geputzt und geziert sein. Eine große Höhe ist ebensowohl erhaben als eine große Tiefe; allein diese ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der Bewunderung; daher diese Empfindung schreckhaft erhaben und jene edel sein kann. Der Anblick einer ägyptischen Pyramide rührt, wie Hasselquist[a]) berichtet, weit mehr als man sich aus aller Beschreibung es vorstellen kann, aber ihr Bau ist einfältig und edel. Die Peterskirche in Rom ist prächtig. Weil auf diesen Entwurf, der groß und einfältig ist, Schönheit, z. E. Gold, mosaische Arbeit usw. usw. verbreitet ist, daß die Empfindung des Erhabenen doch am meisten hindurchwirkt, so heißt der Gegenstand prächtig. Ein Arsenal muß edel

in Ewigkeit allein und von aller Gemeinschaft mit der ganzen Schöpfung ausgestoßen leben. In diesem Augenblick ward ich durch eine unsichtbare Gewalt fortgerissen und durch das glänzende Gebäude der Schöpfung getrieben. Ich ließ bald unzählige Welten hinter mir. Als ich mich dem äußersten Ende der Natur näherte, merkte ich, daß die Schatten des grenzenlosen Leeren sich in die Tiefe vor mich herabsenkten. Ein fürchterliches Reich von ewiger Stille, Einsamkeit und Finsternis! Unaussprechliches Grausen überfiel mich bei diesem Anblick. Ich verlor allgemach die letzten Sterne aus dem Gesichte, und endlich erlosch der letzte glimmernde[b]) Schein des Lichts in der äußersten Finsternis. Die Todesängste der Verzweiflung nahmen mit jedem Augenblicke zu, so wie jeder Augenblick meine Entfernung von der letzten bewohnten Welt vermehrte. Ich bedachte mit unleidlicher Herzensangst, daß, wenn zehntausendmal tausend Jahre mich jenseit den Grenzen alles Erschaffenen würden weiter gebracht haben, ich doch immerhin in den unermeßlichen Abgrund der Finsternis vorwärts schauen würde ohne Hilfe oder Hoffnung einiger Rückkehr. — — In dieser Betäubung streckte ich meine Hände mit solcher Heftigkeit nach Gegenständen der Wirklichkeit aus, daß ich darüber erwachte. Und nun bin ich belehrt worden, Menschen hochzuschätzen; denn auch der Geringste von denenjenigen, die ich im Stolze meines Glücks von meiner Tür gewiesen hatte, würde in jener erschrecklichen Einöde von mir allen Schätzen von Golkonda weit sein vorgezogen worden. — —

a) Dr. Friedrich Hasselquists „Reise nach Palästina in den Jahren 1749—52" war 1762 zu Rostock erschienen.

b) 3. Aufl.: „schimmernde".

und einfältig, ein Residenzschloß prächtig und ein Lustpalast schön und geziert sein.

Eine lange Dauer ist erhaben. Ist sie von vergangener Zeit, so ist sie edel; wird sie in einer unabsehlichen Zukunft vorausgesehen, so hat sie etwas vom Schreckhaften an sich. Ein Gebäude aus dem entferntesten Altertum ist ehrwürdig. Hallers Beschreibung von der künftigen Ewigkeit flößt ein sanftes Grausen und von der vergangenen starre Bewunderung ein.

Zweiter Abschnitt.

Von den Eigenschaften des Erhabenen und Schönen am Menschen überhaupt.

Verstand ist erhaben, Witz ist schön. Kühnheit ist erhaben und groß, List ist klein, aber schön. Die Behutsamkeit, sagte Cromwell, ist eine Bürgermeistertugend. Wahrhaftigkeit und Redlichkeit ist einfältig und edel, Scherz und gefällige Schmeichelei ist fein und schön. Artigkeit ist die Schönheit der Tugend. Uneigennütziger Diensteifer ist edel, Geschliffenheit (Politesse) und Höflichkeit sind schön. Erhabene Eigenschaften flößen Hochachtung, schöne aber Liebe ein. Leute, deren Gefühl vornehmlich auf das Schöne geht, suchen ihre redliche, beständige und ernsthafte Freunde nur in der Not auf; den scherzhaften, artigen und höflichen Gesellschafter aber erwählen sie sich zum Umgange. Man schätzt manchen viel zu hoch, als daß man ihn lieben könne. Er flößt Bewunderung ein, aber er ist zu weit über uns, als daß wir mit der Vertraulichkeit der Liebe uns ihm zu nähern getrauen.

Diejenigen, welche beiderlei Gefühl in sich vereinbaren, werden finden, daß die Rührung von dem Erhabenen mächtiger ist wie die vom Schönen, nur daß sie ohne Abwechselung oder Begleitung der letzteren ermüdet und nicht so[a]) lange genossen werden kann[1]). Die hohen Empfindungen, zu denen die Unterredung in einer Gesellschaft von guter Wahl

[1]) Die Empfindungen des Erhabenen spannen die Kräfte der Seele stärker an und ermüden daher eher. Man wird ein Schäfergedichte länger in einer Folge lesen können als Miltons Verlorenes

a) „so" fehlt in der 3. Auflage.

sich bisweilen erhebt, müssen sich dazwischen in heiteren Scherz auflösen, und die lachenden Freuden sollen mit der gerührten, ernsthaften Miene den schönen Kontrast machen, welcher beide Arten von Empfindung ungezwungen abwechseln läßt. Freundschaft hat hauptsächlich den Zug des Erhabenen, Geschlechterliebe aber des Schönen an sich. Doch geben Zärtlichkeit und tiefe Hochachtung der letzteren eine gewisse Würde und Erhabenheit, dagegen gaukelhafter Scherz und Vertraulichkeit das Kolorit des Schönen in dieser Empfindung erhöhen. Das Trauerspiel unterscheidet sich meiner Meinung nach vom Lustspiele vornehmlich darin, daß in dem ersteren das Gefühl vors Erhabene, im zweiten vor das Schöne gerührt wird. In dem ersteren zeigen sich großmütige Aufopferung vor fremdes Wohl, kühne Entschlossenheit in Gefahren und geprüfte Treue. Die Liebe ist daselbst schwermütig, zärtlich und voll Hochachtung, das Unglück anderer beweget in dem Busen des Zuschauers teilnehmende Empfindungen und läßt sein großmütig Herz vor fremde Not klopfen. Er wird sanft gerührt und fühlt die Würde seiner eigenen Natur. Dagegen stellt das Lustspiel feine Ränke, wunderliche Verwirrungen und Witzige, die sich herauszuziehen wissen, Narren, die sich betrügen lassen, Späße und lächerliche Charaktere vor. Die Liebe ist hier nicht so grämisch, sie ist lustig und vertraulich. Doch kann a), sowie in andern Fällen, also auch in diesen das Edle mit dem Schönen in gewissem Grade vereinbart werden.

Selbst die Laster und moralischen Gebrechen führen öfters gleichwohl einige Züge des Erhabenen oder Schönen bei sich; wenigstens so wie sie unserem sinnlichen Gefühl erscheinen, ohne durch Vernunft geprüft zu sein. Der Zorn eines Furchtbaren ist erhaben, wie Achilles' Zorn in der Iliade. Überhaupt ist der Held des Homers schrecklich erhaben, des Virgils seiner dagegen edel. Offenbare dreiste Rache nach

Paradies und den de la Bruyère länger wie den Young. Es scheinet mir sogar ein Fehler des letzteren als eines moralischen Dichters zu sein, daß er gar zu einförmig im erhabenen Tone anhält; denn die Stärke des Eindrucks kann nur durch Abstechungen mit sanfteren Stellen erneuert werden. Bei dem Schönen ermüdet nichts mehr als mühsame Kunst, die sich dabei verrät. Die Bemühung zu reizen wird peinlich und mit Beschwerlichkeit empfunden.

a) Kant: „können", verb. Tieftrunk.

großer Beleidigung hat etwas Großes an sich, und so unerlaubt sie auch sein mag, so rührt sie in der Erzählung gleichwohl mit Grausen und Wohlgefallen. Als Schach Nadir zur Nachtzeit von einigen Verschwornen in seinem Zelte überfallen ward, so rief er, wie Hanway[a]) erzählet, nachdem er schon einige Wunden bekommen und sich voll Verzweifelung wehrete: Erbarmung! ich will euch allen vergeben. Einer unter ihnen antwortete, indem er den Säbel in die Höhe hob: Du hast keine Erbarmung bewiesen und verdienst auch keine. Entschlossene Verwegenheit an einem Schelmen ist höchst gefährlich, aber sie rührt doch in der Erzählung, und selbst wenn er zu einem schändlichen Tode geschleppt wird, so veredelt er ihn noch gewissermaßen dadurch, daß er ihm trotzig und mit Verachtung entgegengehet. Von der andern Seite hat ein listig ausgedachter Entwurf, wenn er gleich auf ein Bubenstück ausgeht, etwas an sich, was fein ist und belacht wird. Buhlerische Neigung (Koketterie) im feinen Verstande, nämlich eine Geflissenheit einzunehmen und zu reizen, an einer sonst artigen Person ist vielleicht tadelhaft, aber doch schön und wird gemeiniglich dem ehrbaren, ernsthaften Anstande vorgezogen.

Die Gestalt der Personen, die durch ihr äußeres Ansehen gefallen, schlägt bald in eine, bald in die andere Art des Gefühls ein. Eine große Statur erwirbt sich Ansehen und Achtung, eine kleine mehr Vertraulichkeit. Selbst die bräunliche Farbe und schwarze Augen sind dem Erhabenen, blaue Augen und blonde Farbe dem Schönen näher verwandt. Ein etwas größeres Alter vereinbart sich mehr mit den Eigenschaften des Erhabenen, Jugend aber mit denen des Schönen. So ist es auch mit dem Unterschiede der Stände bewandt, und in allen diesen nur erwähnten Beziehungen müssen sogar die Kleidungen auf diesen Unterschied des Gefühls eintreffen. Große, ansehnliche Personen müssen Einfalt, höchstens Pracht in ihrer Kleidung beobachten, kleine können geputzt und geschmückt sein. Dem Alter geziemen dunklere Farben und Einförmigkeit im Anzuge, die Jugend schimmert durch hellere und lebhaft abstechende Kleidungsstücke. Unter den Ständen muß bei gleichem Vermögen und Range der Geistliche die größeste Einfalt, der

a) Jonas Hanway (1712—86) in seiner „Unparteiischen Historie des großen Eroberers Nadir Kuli". Hamburg und Leipzig 1754.

Staatsmann die meiste Pracht zeigen. Der Cicisbeo kann sich ausputzen, wie es ihm beliebt.

Auch in äußerlichen Glücksumständen ist etwas, das wenigstens nach dem Wahne der Menschen in diese Empfindungen einschlägt. Geburt und Titel finden die Menschen gemeiniglich zur Achtung geneigt. Reichtum auch ohne Verdienste wird selbst von Uneigennützigen geehrt, vermutlich weil sich mit seiner Vorstellung Entwürfe von großen Handlungen vereinbaren, die dadurch könnten ausgeführt werden. Diese Achtung trifft gelegentlich auch manchen reichen Schurken, der solche Handlungen niemals ausüben wird und von dem edlen Gefühl keinen Begriff hat, welches Reichtümer einzig und allein schätzbar machen kann. Was das Übel der Armut vergrößert, ist die Geringschätzung, welche auch nicht durch Verdienste gänzlich kann überwogen werden, wenigstens nicht vor gemeinen Augen, wo nicht Rang und Titel dieses plumpe Gefühl täuschen und einigermaßen zu dessen Vorteil hintergehen.

In der menschlichen Natur finden sich niemals rühmliche Eigenschaften, ohne daß zugleich Abartungen derselben durch unendliche Schattierungen bis zur äußersten Unvollkommenheit übergehen sollten. Die Eigenschaft des Schrecklich-Erhabenen, wenn sie ganz unnatürlich wird, ist abenteuerlich[1]). Unnatürliche Dinge, insoferne das Erhabene darin gemeinet ist, ob es gleich wenig oder gar nicht angetroffen wird, sind Fratzen. Wer das Abenteuerliche liebt und glaubt, ist ein Phantast, die Neigung zu Fratzen macht den Grillenfänger. Andererseits artet das Gefühl des Schönen aus, wenn das Edle dabei gänzlich mangelt, und man nennet es läppisch. Eine Mannsperson von dieser Eigenschaft, wenn sie jung ist, heißt ein Laffe; ist sie im mittleren Alter, so ist es ein Geck. Weil dem höheren Alter das Erhabene am notwendigsten ist, so ist ein alter Geck das verächtlichste Geschöpf in der Natur, so wie ein junger Grillenfänger das widrigste und unleidlichste ist. Scherze und Munterkeit schlagen in das Gefühl des Schönen ein. Gleichwohl kann noch ziemlich viel Verstand hindurchscheinen, und insofern können sie mehr oder weniger

[1]) Insofern die Erhabenheit oder Schönheit das bekannte Mittelmaß überschreitet, so pflegt man sie romanisch[a]) zu nennen.

a) 1. und 2. Aufl.: „romanhaft“.

dem Erhabenen verwandt sein. Der, in dessen Munterkeit diese Dazumischung unmerklich ist, faselt. Der beständig faselt, ist albern. Man merket leicht, daß auch kluge Leute bisweilen faseln, und daß nicht wenig Geist dazu gehöre, den Verstand eine kurze Zeit von seinem Posten abzurufen, ohne daß dabei etwas versehen wird. Derjenige, dessen Reden oder Handlungen weder belustigen noch rühren, ist langweilig. Der Langweilige, insofern er gleichwohl beides zu tun geschäftig ist, ist abgeschmackt. Der Abgeschmackte, wenn er aufgeblasen ist, ist ein Narr[1]).

Ich will diesen wunderlichen Abriß der menschlichen Schwachheiten durch Beispiele etwas verständlicher machen; denn der, welchem Hogarths Grabstichel fehlt, muß, was der Zeichnung am Ausdrucke mangelt, durch Beschreibung ersetzen. Kühne Übernehmung der Gefahren vor unsere, des Vaterlandes oder unserer Freunde Rechte ist erhaben. Die Kreuzzüge, die alte Ritterschaft waren abenteuerlich; die Duelle, ein elender Rest der letztern aus einem verkehrten Begriff des Ehrenrufs, sind Fratzen. Schwermütige Entfernung von dem Geräusche der Welt aus einem rechtmäßigen Überdrusse ist edel. Der alten Eremiten einsiedlerische Andacht war abenteuerlich. Klöster und dergleichen Gräber, um lebendige Heilige einzusperren, sind Fratzen. Bezwingung seiner Leidenschaften durch Grundsätze ist erhaben. Kasteiungen, Gelübde und andere Mönchstugenden mehr sind Fratzen. Heilige Knochen, heiliges Holz und aller dergleichen Plunder, den heiligen Stuhlgang des großen Lama von Tibet nicht ausgeschlossen, sind Fratzen. Von den Werken des Witzes und des feinen Gefühls fallen die epischen Gedichte des Virgils und Klopstocks ins Edle, Homers und Miltons ins Abenteuerliche. Die Verwandelungen des Ovids sind Fratzen, die Feenmärchen des französischen Aberwitzes sind die elen-

[1]) Man bemerkt bald, daß diese ehrwürdige Gesellschaft sich in zwei Logen teile, in die der Grillenfänger und die derer Gecken. Ein gelehrter Grillenfänger wird bescheidentlich ein Pedant genannt. Wenn er die trotzige Weisheitsmiene annimmt, wie die Dunse alter und neuer Zeiten, so steht ihm die Kappe mit Schellen gut zum Gesichte. Die Klasse der Gecken wird mehr in der großen Welt angetroffen. Sie ist vielleicht noch besser als die erstere. Man hat an ihnen viel zu verdienen und viel zu lachen. In dieser Karikatur macht gleichwohl einer dem andern ein schief Maul und stößt mit seinem leeren Kopf an den Kopf seines Bruders.

desten Fratzen, die jemals ausgeheckt worden. Anakreontische Gedichte sind gemeiniglich sehr nahe beim Läppischen.

Die Werke des Verstandes und Scharfsinnigkeit, insofern ihre Gegenstände auch etwas vor das Gefühl enthalten, nehmen gleichfalls einigen Anteil an den gedachten Verschiedenheiten. Die mathematische Vorstellung von der unermeßlichen Größe des Weltbaues, die Betrachtungen der Metaphysik von der Ewigkeit, der Vorsehung, der Unsterblichkeit unserer Seele enthalten eine gewisse Erhabenheit und Würde. Hingegen wird die Weltweisheit auch durch viele leere Spitzfindigkeiten entstellet, und der Anschein der Gründlichkeit hindert nicht, daß die vier syllogistischen Figuren nicht zu Schulfratzen gezählt zu werden verdienten.

In moralischen Eigenschaften ist wahre Tugend allein erhaben. Es gibt gleichwohl gute sittliche Qualitäten, die liebenswürdig und schön sind und, insofern sie mit der Tugend harmonieren, auch als edel angesehen werden, ob sie gleich eigentlich nicht zur tugendhaften Gesinnung gezählt werden können. Das Urteil hierüber ist fein und verwickelt. Man kann gewiß die Gemütsverfassung nicht tugendhaft nennen, die ein Quell solcher Handlungen ist, auf welche zwar auch die Tugend hinauslaufen würde, allein aus einem Grunde, der nur zufälligerweise damit übereinstimmt, seiner Natur nach aber den allgemeinen Regeln der Tugend auch öfters widerstreiten kann. Eine gewisse Weichmütigkeit, die leichtlich in ein warmes Gefühl des Mitleidens gesetzt wird, ist schön und liebenswürdig; denn es zeigt eine gütige Teilnehmung an dem Schicksale anderer Menschen an, worauf Grundsätze der Tugend gleichfalls hinausführen. Allein diese gutartige Leidenschaft ist gleichwohl schwach und jederzeit blind. Denn setzet, diese Empfindung bewege euch, mit eurem Aufwande einem Notleidenden aufzuhelfen, allein ihr seid einem andern schuldig und setzt euch dadurch außerstand, die strenge Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen, so kann offenbar die Handlung aus keinem tugendhaften Vorsatze entspringen; denn ein solcher könnte euch unmöglich anreizen, eine höhere Verbindlichkeit dieser blinden Bezauberung aufzuopfern. Wenn dagegen die allgemeine Wohlgewogenheit gegen das menschliche Geschlecht in euch zum Grundsatze geworden ist, welchem ihr jederzeit eure Handlungen unterordnet, alsdenn bleibt die Liebe gegen den Notleidenden noch, allein sie ist jetzt aus einem höhern

Standpunkte in das wahre Verhältnis gegen eure gesamte Pflicht versetzt worden. Die allgemeine Wohlgewogenheit ist ein Grund der Teilnehmung an seinem Übel, aber auch zugleich der Gerechtigkeit, nach deren Vorschrift ihr jetzo diese Handlung unterlassen müsset. Sobald nun dieses Gefühl zu seiner gehörigen Allgemeinheit gestiegen ist, so ist es erhaben, aber auch kälter. Denn es ist nicht möglich, daß unser Busen vor jedes Menschen Anteil von Zärtlichkeit aufschwelle und bei jeder fremden Not in Wehmut schwimme, sonsten würde der Tugendhafte, unaufhörlich in mitleidigen Tränen wie Heraklit schmelzend, bei aller dieser Gutherzigkeit gleichwohl nichts weiter als ein weichmütiger Müßiggänger werden[1]).

Die zweite Art des gütigen Gefühls, welches zwar schön und liebenswürdig, aber noch nicht die Grundlage einer wahren Tugend ist, ist die Gefälligkeit, eine Neigung, andern durch Freundlichkeit, durch Einwilligung in ihr Verlangen und durch Gleichförmigkeit unseres Betragens mit ihren Gesinnungen angenehm zu werden. Dieser Grund einer reizenden Geselligkeit ist schön und die Biegsamkeit eines solchen Herzens gutartig. Allein sie ist so gar keine Tugend, daß, wo nicht höhere Grundsätze ihr Schranken setzen und sie schwächen, alle Laster daraus entspringen können. Denn nicht zu gedenken, daß diese Gefälligkeit gegen die, mit welchen wir umgehen, sehr oft eine Ungerechtigkeit gegen andre ist, die sich außer diesem kleinen Zirkel befinden, so wird ein solcher Mann, wenn man diesen Antrieb allein nimmt, alle Laster haben können, nicht aus unmittelbarer Neigung, sondern weil er gerne zu Gefallen lebt. Er wird aus liebreicher Geselligkeit[a]) ein Lügner, ein

[1]) Bei näherer Erwägung findet man, daß, so liebenswürdig auch die mitleidige Eigenschaft sein mag, sie doch die Würde der Tugend nicht an sich habe. Ein leidendes Kind, ein unglückliches und artiges Frauenzimmer wird unser Herz mit dieser Wehmut anfüllen, indem wir zu gleicher Zeit die Nachricht von einer großen Schlacht mit Kaltsinn vernehmen, in welcher, wie leicht zu erachten, ein ansehnlicher Teil des menschlichen Geschlechts unter grausamen Übeln unverschuldet erliegen muß. Mancher Prinz, der sein Gesicht vor[b]) Wehmut vor eine einzige unglückliche Person wegwandte, gab gleichwohl aus einem öfters eitlen Bewegungsgrunde zu gleicher Zeit den Befehl zum Kriege. Es ist hier gar keine Proportion in der Wirkung; wie kann man denn sagen, daß die allgemeine Menschenliebe die Ursache sei?

a) 1. Aufl.: „Gefälligkeit"; ebenso in zwei Drucken der 3. Aufl.
b) 1. und 2. Aufl., Akad.-Ausg., Buchenau: „von".

Müßiggänger, ein Säufer usw. usw. sein; denn er handelt nicht nach den Regeln, die auf das Wohlverhalten überhaupt gehen, sondern nach einer Neigung, die an sich schön, aber, indem sie ohne Haltung und ohne Grundsätze ist, läppisch wird.

Demnach kann wahre Tugend nur auf Grundsätze gepfropft werden, welche, je allgemeiner sie sind, desto erhabener und edler wird sie. Diese Grundsätze sind nicht spekulativische Regeln, sondern das Bewußtsein eines Gefühls, das in jedem menschlichen Busen lebt und sich viel weiter als auf die besonderen Gründe des Mitleidens und der Gefälligkeit erstreckt. Ich glaube, ich fasse alles zusammen, wenn ich sage, es sei das **Gefühl von der Schönheit und der Würde der menschlichen Natur.** Das erstere ist ein Grund der allgemeinen Wohlgewogenheit, das zweite der allgemeinen Achtung, und wenn dieses Gefühl die größeste Vollkommenheit in irgendeinem menschlichen Herzen hätte, so würde dieser Mensch sich zwar auch selbst lieben und schätzen, aber nur insofern er einer von allen ist, auf die sein ausgebreitetes und edles Gefühl sich ausdehnet. Nur indem man einer so erweiterten Neigung seine besondere unterordnet, können unsere gütigen Triebe proportioniert angewandt werden und den edlen Anstand zuwege bringen, der die Schönheit der Tugend ist.

In Ansehung der Schwäche der menschlichen Natur und der geringen Macht, welche das allgemeine moralische Gefühl über die mehresten Herzen ausüben würde, hat die Vorsehung dergleichen hilfleistende Triebe als Supplemente der Tugend in uns gelegt, die, indem sie einige auch ohne Grundsätze zu schönen Handlungen bewegen, zugleich andern, die durch diese letztere regiert werden, einen größeren Stoß und einen stärkern Antrieb dazu geben können. Mitleiden und Gefälligkeit sind Gründe von schönen Handlungen, die vielleicht durch das Übergewicht eines gröberen Eigennutzes insgesamt würden erstickt werden, allein nicht unmittelbare Gründe der Tugend, wie wir gesehen haben, obgleich, da sie durch die Verwandtschaft mit ihr geadelt werden, sie auch ihren Namen erwerben. Ich kann sie daher adoptierte Tugenden nennen, diejenige aber, die auf Grundsätzen beruhet, die echte Tugend. Jene sind schön und reizend, diese allein ist erhaben und ehrwürdig. Man nennet ein Gemüt, in welchem die ersteren Empfindungen regieren, ein gutes Herz und den Menschen von solcher Art gutherzig; dagegen man mit Recht dem Tugendhaften aus

Grundsätzen ein edles Herz beilegt, ihn selber aber einen rechtschaffenen nennet. Diese adoptierten Tugenden haben gleichwohl mit den wahren Tugenden große Ähnlichkeit, indem sie das Gefühl einer unmittelbaren Lust an gütigen und wohlwollenden Handlungen enthalten. Der Gutherzige wird ohne weitere Absicht aus unmittelbarer Gefälligkeit friedsam und höflich mit euch umgehen und aufrichtiges Beileid bei der Not eines andern empfinden.

Allein da diese moralische Sympathie gleichwohl noch nicht genug ist, die träge menschliche Natur zu gemeinnützigen Handlungen anzutreiben, so hat die Vorsehung in uns noch ein gewisses Gefühl gelegt, welches fein ist und uns in Bewegung setzen oder auch dem gröberen Eigennutze und der gemeinen Wollust das Gleichgewichte leisten kann. Dieses ist das Gefühl vor Ehre und dessen Folge die Scham. Die Meinung, die andere von unserm Werte haben mögen, und ihr Urteil von unsern Handlungen ist ein Bewegungsgrund von großem Gewichte, der uns manche Aufopferungen ablockt, und was ein guter Teil der Menschen weder aus einer unmittelbar aufsteigenden Regung der Gutherzigkeit noch aus Grundsätzen würde getan haben, geschiehet oft genug bloß um des äußeren Scheines willen aus einem Wahne, der sehr nützlich, obzwar an sich selbst sehr seicht ist, als wenn das Urteil anderer den Wert von uns und unsern Handlungen bestimmete. Was aus diesem Antriebe geschiehet, ist nicht im mindesten tugendhaft, weswegen auch ein jeder, der vor einen solchen gehalten werden will, den Bewegungsgrund der Ehrbegierde wohlbedächtig verhehlet. Es ist auch diese Neigung nicht einmal so nahe wie die Gutherzigkeit der echten Tugend verwandt, weil sie nicht unmittelbar durch die Schönheit der Handlungen, sondern durch den in fremde Augen fallenden Anstand derselben bewegt werden kann. Ich kann demnach, da gleichwohl das Gefühl vor Ehre fein ist, das Tugendähnliche, was dadurch veranlaßt wird, den Tugendschimmer nennen.

Vergleichen wir die Gemütsarten der Menschen, insofern eine von diesen dreien Gattungen des Gefühls in ihnen herrschet und den moralischen Charakter bestimmt, so finden wir, daß eine jede derselben mit einem der gewöhnlichermaßen eingeteilten Temperamente in näherer Verwandtschaft stehe, doch so, daß über dieses ein größerer Mangel des moralischen Gefühls dem phlegmatischen zum Anteil werden würde. Nicht

als wenn das Hauptmerkmal in dem Charakter dieser verschiedenen Gemütsarten auf die gedachten Züge ankäme; denn das gröbere Gefühl, z. E. des Eigennutzes, der gemeinen Wollust usw. usw. erwägen wir in dieser Abhandlung gar nicht, und auf dergleichen Neigungen wird bei der gewöhnlichen Einteilung gleichwohl vorzüglich gesehen; sondern weil die erwähnten feineren moralischen Empfindungen sich leichter mit einem oder dem andern dieser Temperamente vereinbaren lassen und wirklich meistenteils damit vereinigt sind.

Ein innigliches Gefühl vor die Schönheit und Würde der menschlichen Natur und eine Fassung und Stärke des Gemüts, hierauf als auf einen allgemeinen Grund seine gesamten Handlungen zu beziehen, ist ernsthaft und gesellet sich nicht wohl mit einer flatterhaften Lustigkeit, noch mit dem Unbestand eines Leichtsinnigen. Es nähert sich sogar der Schwermut, einer sanften und edlen Empfindung, insofern sie sich auf dasjenige Grausen gründet, das eine eingeschränkte Seele fühlt[a]), wenn sie, von einem großen Vorsatze voll, die Gefahren sieht, die sie zu überstehen hat und den schweren, aber großen Sieg der Selbstüberwindung vor Augen hat. Die echte Tugend also aus Grundsätzen hat etwas an sich, was am meisten mit der melancholischen Gemütsverfassung im gemilderten Verstande zusammenzustimmen scheinet.

Die Gutherzigkeit, eine Schönheit und feine Reizbarkeit des Herzens, nach dem Anlaß, der sich vorfindet, in einzelnen Fällen mit Mitleiden oder Wohlwollen gerührt zu werden, ist dem Wechsel der Umstände sehr unterworfen, und indem die Bewegung der Seele nicht auf einem allgemeinen Grundsatze beruht, so nimmt sie leichtlich veränderte Gestalten an, nachdem die Gegenstände eine oder die andere Seite darbieten. Und da diese Neigung auf das Schöne hinausläuft, so scheinet sie sich mit derjenigen Gemütsart, die man sanguinisch nennt, welche flatterhaft und den Belustigungen ergeben ist, am natürlichsten zu vereinbaren. In diesem Temperamente werden wir die beliebten Eigenschaften, die wir adoptierte Tugenden nannten, zu suchen haben.

Das Gefühl vor die Ehre ist sonsten schon gewöhnlich als ein Merkmal der cholerischen Komplexion angenommen worden, und wir können dadurch Anlaß nehmen, die moralischen

a) 3. Aufl.: „kühlt“ (wohl Druckfehler).

Folgen dieses feinen Gefühls, welche mehrenteils nur aufs Schimmern abgezielt sind, zu Schilderung eines solchen Charakters aufzusuchen.

Niemals ist ein Mensch ohne alle Spuren der feineren Empfindung, allein ein größerer Mangel derselben, der vergleichungsweise auch Fühllosigkeit heißt, kommt in den Charakter des phlegmatischen, den man sonsten auch sogar der gröbern Triebfedern, als der Geldbegierde usw. usw. beraubt, die wir aber zusamt andern, verschwisterten Neigungen ihm allenfalls lassen können, weil sie gar nicht in diesen Plan gehören.

Laßt uns anjetzt die Empfindungen des Erhabenen und Schönen, vornehmlich sofern sie moralisch sind, unter der angenommenen Einteilung der Temperamente näher betrachten.

Der, dessen Gefühl ins Melancholische einschlägt, wird nicht darum so genannt, weil er, der Freuden des Lebens beraubt, sich in finsterer Schwermut härmet, sondern weil seine Empfindungen, wenn sie über einen gewissen Grad vergrößert würden oder durch einige Ursachen eine falsche Richtung bekämen, auf dieselbe leichter als einen andern Zustand auslaufen würden. Er hat vorzüglich ein Gefühl vor das Erhabene. Selbst die Schönheit, vor welche er ebensowohl Empfindung hat, muß ihn nicht allein reizen, sondern, indem sie ihm zugleich Bewunderung einflößt, rühren. Der Genuß der Vergnügen ist bei ihm ernsthafter, aber um deswillen nicht geringer. Alle Rührungen des Erhabenen haben mehr Bezauberndes an sich als die gaukelnden Reize des Schönen. Sein Wohlbefinden wird eher Zufriedenheit als Lustigkeit sein. Er ist standhaft. Um deswillen ordnet er seine Empfindungen unter Grundsätze. Sie sind desto weniger dem Unbestande und der Veränderung unterworfen, je allgemeiner dieser Grundsatz ist, welchem sie untergeordnet werden, und je erweiterter also das hohe Gefühl ist, welches die niederen unter sich befasset. Alle besonderen Gründe der Neigungen sind vielen Ausnahmen und Änderungen unterworfen, wofern sie nicht aus einem solchen oberen Grunde abgeleitet sind. Der muntere und freundliche Alcest sagt: Ich liebe und schätze meine Frau; denn sie ist schön, schmeichelhaft und klug. Wie aber, wenn sie nun durch Krankheit entstellt, durch Alter mürrisch und, nachdem die erste Bezauberung verschwunden, euch nicht klüger scheinen würde wie jede andere? Wenn der Grund nicht mehr

2*

da ist, was kann aus der Neigung werden? Nehmet dagegen den wohlwollenden und gesetzten Adrast, welcher bei sich denkt: Ich werde dieser Person liebreich und mit Achtung begegnen; denn sie ist meine Frau. Diese Gesinnung ist edel und großmütig. Nunmehro mögen die zufälligen Reize sich ändern, sie ist gleichwohl noch immer seine Frau. Der edle Grund bleibt und ist nicht dem Unbestande äußerer Dinge so sehr unterworfen. Von solcher Beschaffenheit sind Grundsätze in Vergleichung der Regungen, die bloß bei einzelnen Veranlassungen aufwallen, und so ist der Mann von Grundsätzen in Gegenhalt mit demjenigen, welchem gelegentlich eine gutherzige und liebreiche Bewegung anwandelt. Wie aber wenn sogar die geheime Sprache seines Herzens also lautete: Ich muß jenem Menschen da zu Hilfe kommen; denn er leidet; nicht daß er etwa mein Freund oder Gesellschafter wäre oder daß ich ihn fähig hielte, dereinst Wohltat mit Dankbarkeit zu erwidern. Es ist jetzt keine Zeit zu vernünfteln und sich bei Fragen aufzuhalten: er ist ein Mensch, und was Menschen widerfährt, das trifft auch mich. Alsdenn stützet sich sein Verfahren auf den höchsten Grund des Wohlwollens in der menschlichen Natur und ist äußerst erhaben, sowohl seiner Unveränderlichkeit nach als um der Allgemeinheit seiner Anwendung willen.

Ich fahre in meinen Anmerkungen fort. Der Mensch von melancholischer Gemütsverfassung bekümmert sich wenig darum, was andere urteilen, was sie vor gut oder vor wahr halten, er stützet sich desfalls bloß auf seine eigene Einsicht. Weil die Bewegungsgründe in ihm die Natur der Grundsätze annehmen, so ist er nicht leicht auf andere Gedanken zu bringen; seine Standhaftigkeit artet auch bisweilen in Eigensinn aus. Er sieht den Wechsel der Moden mit Gleichgültigkeit und ihren Schimmer mit Verachtung an. Freundschaft ist erhaben und daher vor sein Gefühl. Er kann vielleicht einen veränderlichen Freund verlieren, allein dieser verliert ihn nicht ebenso bald. Selbst das Andenken der erloschenen Freundschaft ist ihm noch ehrwürdig. Gesprächigkeit ist schön, gedankenvolle Verschwiegenheit erhaben. Er ist ein guter Verwahrer seiner und anderer Geheimnisse. Wahrhaftigkeit ist erhaben, und er hasset Lügen oder Verstellung. Er hat ein hohes Gefühl von der Würde der menschlichen Natur. Er schätzet sich selbst und hält einen Menschen vor ein Geschöpf, das da Achtung verdienet. Er erduldet keine verworfene Untertänigkeit und atmet

Freiheit in einem edlen Busen. Alle Ketten von denen vergoldeten an, die man am Hofe trägt, bis zu dem schweren Eisen des Galeerensklaven sind ihm abscheulich. Er ist ein strenger Richter seiner selbst und anderer und nicht selten seiner sowohl als der Welt überdrüssig.

In der Ausartung dieses Charakters neiget sich die Ernsthaftigkeit zur Schwermut, die Andacht zur Schwärmerei, der Freiheitseifer zum Enthusiasmus. Beleidigung und Ungerechtigkeit zünden in ihm Rachbegierde an. Er ist alsdenn sehr zu fürchten. Er trotzet der Gefahr und verachtet den Tod. Bei der Verkehrtheit seines Gefühls und dem Mangel einer aufgeheiterten Vernunft verfällt er aufs *Abenteuerliche*. Eingebungen, Erscheinungen, Anfechtungen. Ist der Verstand noch schwächer, so gerät er auf *Fratzen*. Bedeutende Träume, Ahndungen und Wunderzeichen. Er ist in Gefahr, ein *Phantast* oder ein *Grillenfänger* zu werden.

Der von *sanguinischer* Gemütsverfassung hat ein herrschendes *Gefühl vor das Schöne*. Seine Freuden sind daher lachend und lebhaft. Wenn er nicht lustig ist, so ist er mißvergnügt und kennet wenig die zufriedene Stille. Mannigfaltigkeit ist schön, und er liebt die Veränderung. Er sucht die Freude in sich und um sich, belustigt andere und ist ein guter Gesellschafter. Er hat viel moralische Sympathie. Anderer Fröhlichkeit macht ihn vergnügt und ihr Leid weichherzig. Sein sittliches Gefühl ist schön, allein ohne Grundsätze und hängt jederzeit unmittelbar von dem gegenwärtigen Eindrucke ab, den die Gegenstände auf ihn machen. Er ist ein Freund von allen Menschen oder, welches einerlei sagen will, eigentlich niemals ein Freund, ob er zwar gutherzig und wohlwollend ist. Er verstellet sich nicht. Er wird euch heute mit seiner Freundlichkeit und guten Art unterhalten, morgen, wenn ihr krank oder im Unglücke seid, wahres und ungeheucheltes Beileid empfinden, aber sich sachte davon schleichen, bis sich die Umstände geändert haben. Er muß niemals Richter sein. Die Gesetze sind ihm gemeiniglich zu strenge, und er läßt sich durch Tränen bestechen. Er ist ein schlimmer Heiliger, niemals recht gut und niemals recht böse. Er schweift öfters aus und ist lasterhaft, mehr aus Gefälligkeit als aus Neigung. Er ist freigebig und wohltätig, aber ein schlechter Zahler dessen, was er schuldig ist, weil er wohl viel Empfindung vor Güte, aber wenig vor Gerechtigkeit hat. Niemand hat eine so gute

Meinung von seinem eigenen Herzen als er. Wenn ihr ihn gleich nicht hochachtet, so werdet ihr ihn doch lieben müssen. In dem größeren Verfall seines Charakters gerät er ins Läppische, er ist tändelnd und kindisch. Wenn nicht das Alter noch etwa die Lebhaftigkeit mindert oder mehr Verstand herbeibringt, so ist er in Gefahr, ein alter Geck zu werden.

Der, welchen man unter der cholerischen Gemütsbeschaffenheit meinet, hat ein herrschendes Gefühl vor diejenige Art des Erhabenen, welche man das Prächtige nennen kann. Sie ist eigentlich nur der Schimmer der Erhabenheit und eine stark abstechende Farbe, welche den inneren Gehalt der Sache oder Person, der vielleicht nur schlecht und gemein ist, verbirgt und durch den Schein täuschet und rühret. So wie ein Gebäude durch eine Übertünchung, welche gehauene Steine vorstellt, einen ebenso edlen Eindruck macht als wenn es wirklich daraus bestünde, und geklebte Gesimse und Pilaster die Meinung von Festigkeit geben, ob sie gleich wenig Haltung haben und nichts unterstützen, also glänzen auch tombackene Tugenden, Flittergold von Weisheit und gemaltes Verdienst.

Der Cholerische betrachtet seinen eigenen Wert und den Wert seiner Sachen und Handlungen aus dem Anstande oder dem Scheine, womit er in die Augen fällt. In Ansehung der innern Beschaffenheit und der Bewegungsgründe, die der Gegenstand selber enthält, ist er kalt, weder erwärmet durch wahres Wohlwollen, noch gerührt durch Achtung[1]). Sein Betragen ist künstlich. Er muß allerlei Standpunkte zu nehmen wissen, um seinen Anstand aus der verschiedenen Stellung der Zuschauer zu beurteilen; denn er frägt wenig darnach, was er sei, sondern nur, was er scheine. Um deswillen muß er die Wirkung auf den allgemeinen Geschmack und die mancherlei Eindrücke wohl kennen, die sein Verhalten außer ihm haben wird. Da er in dieser schlauen Aufmerksamkeit durchaus kalt Blut bedarf und nicht durch Liebe, Mitleiden und Teilnehmung seines Herzens sich muß blenden lassen, so wird er auch vielen Torheiten und Verdrießlichkeiten entgehen, in welche ein Sanguinischer gerät, der durch seine unmittelbare Empfindung bezaubert wird. Um deswillen scheint er gemeiniglich verständiger als er wirklich ist. Sein Wohlwollen ist Höflichkeit, seine

[1]) Er hält sich auch sogar nur insofern vor glücklich, als er vermutet, daß er davor von andern gehalten wird.

Achtung Zeremonie, seine Liebe ausgesonnene Schmeichelei. Er ist jederzeit voll von sich selbst, wenn er den Anstand eines Liebhabers oder eines Freundes annimmt und ist niemals weder das eine noch das andere. Er sucht durch Moden zu schimmern; aber weil alles an ihm künstlich und gemacht ist, so ist er darin steif und ungewandt. Er handelt weit mehr nach Grundsätzen als der Sanguinische, der bloß durch gelegentliche Eindrücke bewegt wird; aber diese sind nicht Grundsätze der Tugend, sondern der Ehre, und er hat kein Gefühl vor die Schönheit oder den Wert der Handlungen, sondern vor das Urteil der Welt, das sie davon fällen möchte. Weil sein Verfahren, insofern man nicht auf die Quelle sieht, daraus es entspringt, übrigens fast ebenso gemeinnützig als die Tugend selbst ist, so erwirbt er vor gemeinen Augen eben die Hochschätzung als der Tugendhafte, aber vor feineren Augen verbirgt er sich sorgfältig, weil er wohl weiß, daß die Entdeckung der geheimen Triebfeder der Ehrbegierde ihn um die Achtung bringen würde. Er ist daher der Verstellung sehr ergeben, in der Religion heuchlerisch, im Umgange ein Schmeichler, in Staatsparteien wetterwendisch nach den Umständen. Er ist gerne ein Sklave der Großen, um dadurch ein Tyrann über Geringere zu werden. Die Naivetät, diese edle oder schöne Einfalt, welche das Siegel der Natur und nicht der Kunst auf sich trägt, ist ihm gänzlich fremde. Daher wenn sein Geschmack ausartet, so wird sein Schimmer schreiend, d. i. auf eine widrige Art prahlend. Er gerät alsdenn sowohl seinem Stil als dem Ausputze nach in den Gallimathias (das Übertriebene), eine Art Fratzen, die in Ansehung des Prächtigen dasjenige ist, was das Abenteuerliche oder Grillenhafte in Ansehung des Ernsthaft-Erhabenen. In Beleidigungen fällt er alsdenn auf Zweikämpfe oder Prozesse und in dem bürgerlichen Verhältnisse auf Ahnen, Vortritt und Titel. Solange er nur noch eitel ist, d. i. Ehre sucht und bemüht ist, in die Augen zu fallen, so kann er noch wohl geduldet werden, allein wenn bei gänzlichem Mangel wirklicher Vorzüge und Talente er aufgeblasen wird, so ist er das, wofür er am mindesten gerne möchte gehalten werden, nämlich ein Narr.

Da in der phlegmatischen Mischung keine Ingredienzien vom Erhabenen oder Schönen in sonderlich merklichem Grade hineinzukommen pflegen, so gehöret diese Gemütseigenschaft nicht in den Zusammenhang unserer Erwägungen.

Von welcher Art auch diese feineren Empfindungen sein mögen, von denen wir bis daher gehandelt haben, es mögen erhabene oder schöne sein, so haben sie doch das Schicksal gemein, daß sie in dem Urteil desjenigen, der kein darauf gestimmtes Gefühl hat, jederzeit verkehrt und ungereimt scheinen. Ein Mensch von einer ruhigen und eigennützigen Emsigkeit hat sozureden gar nicht die Organe, um den edlen Zug in einem Gedichte oder in einer Heldentugend zu empfinden, er liest lieber einen Robinson als einen Grandison und hält den Cato vor einen eigensinnigen Narren. Ebenso scheint Personen von etwas ernsthafter Gemütsart dasjenige läppisch, was andern reizend ist, und die gaukelnde Naivetät einer Schäferhandlung ist ihnen abgeschmackt und kindisch. Auch selbst wenn das Gemüt nicht gänzlich ohne ein einstimmiges feineres Gefühl ist, sind doch die Grade der Reizbarkeit desselben sehr verschieden, und man siehet, daß der eine etwas edel und anständig findet, was dem andern zwar groß, aber abenteuerlich vorkommt. Die Gelegenheiten, die sich darbieten, bei unmoralischen Dingen etwas von dem Gefühl des andern auszuspähen, können uns Anlaß geben, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auch auf seine Empfindung in Ansehung der höheren Gemütseigenschaften und selbst derer des Herzens zu schließen. Wer bei einer schönen Musik Langeweile hat, gibt starke Vermutung, daß die Schönheiten der Schreibart und die feinen Bezauberungen der Liebe wenig Gewalt über ihn haben werden.

Es ist ein gewisser Geist der Kleinigkeiten (esprit des bagatelles), welcher eine Art von feinem Gefühl anzeigt, welches aber gerade auf das Gegenteil von dem Erhabenen abzielt. Ein Geschmack vor etwas, weil es sehr künstlich und mühsam ist, Verse, die sich vor- und rückwärts lesen lassen, Rätsel, Uhren in Ringen, Flohketten usw. usw. Ein Geschmack vor alles, was abgezirkelt und auf peinliche Weise ordentlich, obzwar ohne Nutzen ist, z. E. Bücher, die fein zierlich in langen Reihen im Bücherschranke stehen, und ein leerer Kopf, der sie ansieht und sich erfreuet, Zimmer, die wie optische Kasten geziert und überaus sauber gewaschen sind, zusamt einem ungastfreien und mürrischen Wirte, der sie bewohnt. Ein Geschmack an allem demjenigen, was selten ist, so wenig wie es auch sonsten innern Wert haben mag. Epiktets Lampe, ein Handschuh von König Karl dem Zwölften; in gewisser Art schlägt die Münzensucht mit hierauf ein. Solche Personen

stehen sehr im Verdacht, daß sie in den Wissenschaften Grübler und Grillenfänger, in den Sitten aber vor alledas, was auf freie Art schön oder edel ist, ohne Gefühl sein werden.

Man tut einander zwar unrecht, wenn man denjenigen, der den Wert oder die Schönheit dessen, was uns rührt oder reizt, nicht einsieht, damit abfertigt, daß er es nicht verstehe. Es kommt hiebei nicht so sehr darauf an, was der Verstand einsehe, sondern was das Gefühl empfinde. Gleichwohl haben die Fähigkeiten der Seele einen so großen Zusammenhang, daß man mehrenteils von der Erscheinung der Empfindung auf die Talente der Einsicht schließen kann. Denn es würden demjenigen, der viele Verstandesvorzüge hat, diese Talente vergeblich erteilt sein, wenn er nicht zugleich starke Empfindung vor das wahrhaftig Edle oder Schöne hätte, welche die Triebfeder sein muß, jene Gemütsgaben wohl und regelmäßig anzuwenden[1]).

Es ist einmal gebräuchlich, nur dasjenige nützlich zu nennen, was unserer gröberen Empfindung ein Gnüge leisten kann, was uns Überfluß im Essen und Trinken, Aufwand in Kleidung und im Hausgeräte, imgleichen Verschwendung in Gastereien verschaffen kann, ob ich gleich nicht sehe, warum nicht alles, was nur immer meinem lebhaftesten Gefühl erwünscht ist, ebensowohl denen nützlichen Dingen sollte beigezählt werden. Allein alles gleichwohl auf diesen Fuß genommen, so ist derjenige, welchen der Eigennutz beherrscht, ein Mensch, mit welchem man über den feineren Geschmack niemals vernünfteln muß. Ein Huhn ist freilich in solchem Betracht besser als ein Papagei, ein Kochtopf nützlicher als ein Porzellängeschirr, alle witzigen Köpfe in der Welt gelten nicht den Wert eines Bauern, und die Bemühung, die Weite der Fixsterne zu entdecken, kann so lange ausgesetzt bleiben,

[1]) Man siehet auch, daß eine gewisse Feinigkeit des Gefühls einem Menschen zum Verdienste angerechnet wird. Daß jemand in Fleisch oder Kuchen eine gute Mahlzeit tun kann, imgleichen, daß er unvergleichlich wohl schläft, das wird man ihm wohl als ein Zeichen eines guten Magens, aber nicht als ein Verdienst auslegen. Dagegen wer einen Teil seiner Mahlzeit dem Anhören einer Musik aufopfert oder bei einer Schilderei sich in eine angenehme Zerstreuung vertiefen kann oder einige witzige Sachen, wenn es auch nur poetische Kleinigkeiten wären, gerne liest, hat doch fast in jedermanns Augen den Anstand eines feineren Menschen, von dem man eine vorteilhaftere und vor ihn rühmlichere Meinung hat.

bis man übereingekommen sein wird, wie der Pflug auf das vorteilhafteste könne geführt werden. Allein welche Torheit ist es, sich in einen solchen Streit einzulassen, wo es unmöglich ist, sich einander auf einstimmige Empfindungen zu führen, weil das Gefühl gar nicht einstimmig ist! Gleichwohl wird doch ein Mensch von der gröbsten und gemeinsten Empfindung wahrnehmen können, daß die Reize und Annehmlichkeiten des Lebens, welche die entbehrlichsten zu sein scheinen, unsere meiste Sorgfalt auf sich ziehen, und daß wir wenig Triebfedern zu so vielfältigen Bemühungen übrig haben würden, wenn wir jene ausschließen wollten. Imgleichen ist wohl niemand so grob, daß er nicht empfinde, daß eine sittliche Handlung wenigstens an einem andern um desto mehr rühre, je weiter sie vom Eigennutze ist, und je mehr jene edleren Antriebe in ihr hervorstechen.

Wenn ich die edele und schwache Seite der Menschen wechselsweise bemerke, so verweise ich es mir selbsten, daß ich nicht denjenigen Standpunkt zu nehmen vermag, von wo diese Abstechungen das große Gemälde der ganzen menschlichen Natur gleichwohl in einer rührenden Gestalt darstellen. Denn ich bescheide mich gerne, daß, sofern es zu dem Entwurfe der großen Natur gehöret, diese grotesken Stellungen nicht anders als einen edelen Ausdruck geben können, ob man schon viel zu kurzsichtig ist, sie in diesem Verhältnisse zu übersehen. Um indessen doch einen schwachen Blick hierauf zu werfen, so glaube ich folgendes anmerken zu können. Dererjenigen unter den Menschen, die nach G r u n d s ä t z e n verfahren, sind nur sehr w e n i g e, welches auch überaus gut ist, da es so leicht geschehen kann, daß man in diesen Grundsätzen irre und alsdenn der Nachteil, der daraus erwächst, sich um desto weiter erstreckt, je allgemeiner der Grundsatz und je standhafter die Person ist, die ihn sich vorgesetzt hat. Derer, so aus g u t h e r z i g e n T r i e b e n handeln, sind weit m e h r e r e, welches äußerst vortrefflich ist, ob es gleich einzeln nicht als ein sonderliches Verdienst der Person kann angerechnet werden; denn diese tugendhaften Instinkte fehlen wohl bisweilen, allein im Durchschnitte leisten sie ebensowohl die große Absicht der Natur wie die übrigen Instinkte, die so regelmäßig die tierische Welt bewegen. Derer, die ihr allerliebstes Selbst als den einzigen Beziehungspunkt ihrer Bemühungen starr vor Augen haben, und die um den E i g e n n u t z als um die große

Achse alles zu drehen suchen, gibt es die meisten, worüber auch nichts Vorteilhafteres sein kann; denn diese sind die emsigsten, ordentlichsten und behutsamsten; sie geben dem Ganzen Haltung und Festigkeit, indem sie auch ohne ihre Absicht gemeinnützig werden, die notwendigen Bedürfnisse herbeischaffen und die Grundlage liefern, über welche feinere Seelen Schönheit und Wohlgereimtheit verbreiten können. Endlich ist die Ehrliebe in aller Menschen Herzen, obzwar in ungleichem Maße, verbreitet worden, welches dem Ganzen eine bis zur Bewunderung reizende Schönheit geben muß. Denn wiewohl die Ehrbegierde ein törichter Wahn ist, sofern er zur Regel wird, der man die übrigen Neigungen unterordnet, so ist sie doch als ein begleitender Trieb äußerst vortrefflich. Denn indem ein jeder auf der großen Bühne seinen herrschenden Neigungen gemäß die Handlungen verfolgt, so wird er zugleich durch einen geheimen Antrieb bewogen, in Gedanken außer sich selbst einen Standpunkt zu nehmen, um den Anstand zu beurteilen, den sein Betragen hat, wie es aussehe und dem Zuschauer in die Augen falle. Dadurch vereinbaren sich die verschiedenen Gruppen in ein Gemälde von prächtigem Ausdruck, wo mitten unter großer Mannigfaltigkeit Einheit hervorleuchtet, und das Ganze der moralischen Natur Schönheit und Würde an sich zeiget.

Dritter Abschnitt.

Von dem Unterschiede des Erhabenen und Schönen in dem Gegenverhältnis beider Geschlechter.

Derjenige. so zuerst das Frauenzimmer unter dem Namen des schönen Geschlechts begriffen hat, kann vielleicht etwas Schmeichelhaftes haben sagen wollen, aber er hat es besser getroffen, als er wohl selbst geglaubt haben mag. Denn ohne in Erwägung zu ziehen, daß ihre Gestalt überhaupt feiner, ihre Züge zärter und sanfter, ihre Miene im Ausdrucke der Freundlichkeit, des Scherzes und der Leutseligkeit bedeutender und einnehmender ist als bei dem männlichen Geschlecht, ohne auch dasjenige zu vergessen, was man vor die geheime Zauberkraft abrechnen muß, wodurch sie unsere Leidenschaft zum vorteilhaften Urteile vor sie geneigt machen, so liegen

vornehmlich in dem Gemütscharaktere dieses Geschlechts eigentümliche Züge, die es von dem unseren deutlich unterscheiden, und die darauf hauptsächlich hinauslaufen, sie durch das Merkmal des Schönen kenntlich zu machen. Andererseits könnten wir auf die Benennung des edlen Geschlechts Anspruch machen, wenn es nicht auch von einer edlen Gemütsart erfordert würde, Ehrennamen abzulehnen und sie lieber zu erteilen als zu empfangen. Hiedurch wird nun nicht verstanden, daß das Frauenzimmer edeler Eigenschaften ermangelte oder das männliche Geschlecht der Schönheiten gänzlich entbehren müßte, vielmehr erwartet man, daß ein jedes Geschlecht beide vereinbare, doch so, daß von einem Frauenzimmer alle andere Vorzüge sich nur dazu vereinigen sollen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt ist, und dagegen unter den männlichen Eigenschaften das Erhabene als das Kennzeichen seiner Art deutlich hervorsteche. Hierauf müssen alle Urteile von diesen zwei Gattungen, sowohl die rühmliche als die des Tadels, sich beziehen, alle Erziehung und Unterweisung muß dieses vor Augen haben und alle Bemühung, die sittliche Vollkommenheit des einen oder des andern zu befördern, wo man nicht den reizenden Unterschied unkenntlich machen will, den die Natur zwischen zwei Menschengattungen hat treffen wollen. Denn es ist hier nicht genug sich vorzustellen, daß man Menschen vor sich habe, man muß zugleich nicht aus der Acht lassen, daß diese Menschen nicht von einerlei Art sind.

Das Frauenzimmer hat ein angebornes stärkeres Gefühl vor alles, was schön, zierlich und geschmückt ist. Schon in der Kindheit sind sie gerne geputzt und gefallen sich, wenn sie geziert sind. Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung alles dessen, was Ekel verursacht. Sie lieben den Scherz und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sind, unterhalten werden. Sie haben sehr früh ein sittsames Wesen an sich, wissen sich einen feinen Anstand zu geben und besitzen sich selbst; und dieses in einem Alter, wenn unsere wohlerzogene männliche Jugend noch unbändig, tölpisch und verlegen ist. Sie haben viel teilnehmende Empfindungen, Gutherzigkeit und Mitleiden, ziehen das Schöne dem Nützlichen vor und werden den Überfluß des Unterhalts gerne in Sparsamkeit verwandeln, um den Aufwand auf das Schimmernde und den Putz zu unterstützen. Sie sind von sehr zärtlicher

Empfindung in Ansehung der mindesten Beleidigung und überaus fein, den geringsten Mangel der Aufmerksamkeit und Achtung gegen sie zu bemerken. Kurz, sie enthalten in der menschlichen Natur den Hauptgrund der Abstechung der schönen Eigenschaften mit den edelen und verfeinern selbst das männliche Geschlecht.

Man wird mir hoffentlich die Herzählung der männlichen Eigenschaften, insofern sie jenen parallel sind, schenken und sich befriedigen, beide nur in der Gegeneinanderhaltung zu betrachten. Das schöne Geschlecht hat ebensowohl Verstand als das männliche, nur es ist ein schöner Verstand, der unsrige soll ein tiefer Verstand sein, welches ein Ausdruck ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet.

Zur Schönheit aller Handlungen gehöret vornehmlich, daß sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden; dagegen Bestrebungen und überwundene Schwierigkeiten Bewunderung erregen und zum Erhabenen gehören. Tiefes Nachsinnen und eine lange fortgesetzte Betrachtung sind edel, aber schwer und schicken sich nicht wohl für eine Person, bei der die ungezwungenen Reize nichts anders als eine schöne Natur zeigen sollen. Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigentümlich sind und können dieselbe wohl um der Seltenheit willen zum Gegenstande einer kalten Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausüben. Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier[a]), oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquisin v. Chastelet[b]), mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben; denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinns noch kenntlicher ausdrücken, um welchen sie sich bewerben. Der schöne

a) Anna Dacier (1654—1702), Tochter des gelehrten Lefèvre und Gattin des Philologen André Dacier, bekannt durch ihre Übersetzung des Homer, Terenz, Anakreon, der Sappho und anderer antiker Dichter, auch in Lessings Laokoon öfters erwähnt.

b) Marquise Gabriele von Chastelet (1706—49) übersetzte Newtons Hauptwerk ins Französische, wird wegen ihrer Schrift über die lebendigen Kräfte in Kants Erstlingsschrift öfters erwähnt.

Verstand wählt zu seinen Gegenständen alles, was mit dem feineren Gefühl nahe verwandt ist und überläßt abstrakte Spekulationen oder Kenntnisse, die nützlich, aber trocken sind, dem emsigen, gründlichen und tiefen Verstande. Das Frauenzimmer wird demnach keine Geometrie lernen; es wird vom Satze des zureichenden Grundes oder den Monaden nur so viel wissen, als da nötig ist, um das Salz in denen Spottgedichten zu vernehmen, welche die seichten Grübler unseres Geschlechts durchgezogen haben. Die Schönen können den Cartesius seine Wirbel immer drehen lassen, ohne sich darum zu bekümmern, wenn auch der artige Fontenelle[a]) ihnen unter den Wandelsternen Gesellschaft leisten wollte, und die Anziehung ihrer Reize verliert nichts von ihrer Gewalt, wenn sie gleich nichts von allem dem wissen, was Algarotti[b]) zu ihrem Besten von den Anziehungskräften der groben Materien nach dem Newton aufzuzeichnen bemühet gewesen. Sie werden in der Geschichte sich nicht den Kopf mit Schlachten und in der Erdbeschreibung nicht mit Festungen anfüllen; denn es schicket sich vor sie ebensowenig, daß sie nach Schießpulver, als vor die Mannspersonen, daß sie nach Bisam riechen sollen.

Es scheinet eine boshafte List der Mannspersonen zu sein, daß sie das schöne Geschlecht zu diesem verkehrten Geschmacke haben verleiten wollen. Denn wohl bewußt ihrer Schwäche in Ansehung der natürlichen Reize desselben, und daß ein einziger schalkhafter Blick sie mehr in Verwirrung setze als die schwerste Schulfrage, sehen sie sich, sobald das Frauenzimmer in diesen Geschmack einschlägt, in einer entschiedenen Überlegenheit und sind in dem Vorteile, den sie sonst schwerlich haben würden, mit einer großmütigen Nachsicht den Schwächen ihrer Eitelkeit aufzuhelfen. Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist vielmehr der Mensch und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Bei der Gelegenheit, die man ihnen geben will, ihre schöne Natur auszubilden, muß

a) Fontenelle (1657—1757) bekannter und von Kant öfters zitierter Popularschriftsteller. Gemeint sind hier seine mit einer Dame gepflogenen ‚Entretiens sur la pluralité des mondes' (1683).

b) Graf Francesco Algarotti (1712—64), später von Friedrich d. Gr. eine Zeitlang nach Berlin gezogen, schrieb schon 1737 einen 1745 ins Deutsche übersetzten ‚Newtonianismus für die Damen.'

man dieses Verhältnis jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesamtes moralisches Gefühl und nicht ihr Gedächtnis zu erweitern suchen und zwar nicht durch allgemeine Regeln, sondern durch einiges[a]) Urteil über das Betragen, welches sie um sich sehen. Die Beispiele, die man aus andern Zeiten entlehnet, um den Einfluß einzusehen, den das schöne Geschlecht in die Weltgeschäfte gehabt hat, die mancherlei Verhältnisse, darin es in andern Zeitaltern oder in fremden Landen gegen das männliche gestanden, der Charakter beider, sofern er sich hiedurch erläutern läßt, und der veränderliche Geschmack der Vergnügungen machen ihre ganze Geschichte und Geographie aus. Es ist schön, daß einem Frauenzimmer der Anblick einer Karte, die entweder den ganzen Erdkreis oder die vornehmsten Teile der Welt vorstellt, angenehm gemacht werde. Dieses geschiehet dadurch, daß man sie nur in der Absicht vorlegt, um die unterschiedlichen Charaktere der Völker, die sie bewohnen, die Verschiedenheiten ihres Geschmacks und sittlichen Gefühls, vornehmlich in Ansehung der Wirkung, die diese auf die Geschlechterverhältnisse haben, dabei zu schildern, mit einigen leichten Erläuterungen aus der Verschiedenheit der Himmelsstriche, ihrer Freiheit oder Sklaverei. Es ist wenig daran gelegen, ob sie die besonderen Abteilungen dieser Länder, ihr Gewerbe, Macht und Beherrscher wissen oder nicht. Ebenso werden sie von dem Weltgebäude nichts mehr zu kennen nötig haben, als nötig ist, den Anblick des Himmels an einem schönen Abende ihnen rührend zu machen, wenn sie einigermaßen begriffen haben, daß noch mehr Welten und daselbst noch mehr schöne Geschöpfe anzutreffen seien. Gefühl vor Schildereien von Ausdruck und vor die Tonkunst, nicht insofern sie Kunst, sondern Empfindung äußert, alles dieses verfeinert oder erhebt den Geschmack dieses Geschlechts und hat jederzeit einige Verknüpfung mit sittlichen Regungen. Niemals ein kalter und spekulativer Unterricht, jederzeit Empfindungen, und zwar die so nahe wie möglich bei ihrem Geschlechtsverhältnisse bleiben. Diese Unterweisung ist darum so selten, weil sie Talente, Erfahrenheit und ein Herz voll Güte erfordert, und jeder andern kann das Frauenzimmer sehr wohl entbehren, wie es denn auch ohne diese sich von selbst gemeiniglich sehr wohl ausbildet.

a) „eigenes" (Hartenstein)?

Die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend[1]). Die des männlichen Geschlechts soll eine edele Tugend sein. Sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sind. Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit. Das Frauenzimmer ist aller Befehle und alles mürrischen Zwanges unleidlich. Sie tun etwas nur darum, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebe, was gut ist. Ich glaube schwerlich, daß das schöne Geschlecht der Grundsätze fähig sei, und ich hoffe dadurch nicht zu beleidigen; denn diese sind auch äußerst selten beim männlichen. Davor aber hat die Vorsehung in ihren Busen gütige und wohlwollende Empfindungen, ein feines Gefühl vor Anständigkeit und eine gefällige Seele gegeben. Man fodere ja nicht Aufopferungen und großmütigen Selbstzwang. Ein Mann muß es seiner Frauen niemals sagen, wenn er einen Teil seines Vermögens um einen Freund in Gefahr setzt. Warum will er ihre muntere Gesprächigkeit fesseln, dadurch daß er ihr Gemüt mit einem wichtigen Geheimnisse belästiget, dessen Aufbewahrung ihm allein obliegt? Selbst viele von ihren Schwachheiten sind so zu reden schöne Fehler. Beleidigung oder Unglück bewegen ihre zarte Seele zur Wehmut. Der Mann muß niemals andre als großmütige Tränen weinen. Die, so er in Schmerzen oder über Glücksumstände vergießt, machen ihn verächtlich. Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlechte so vielfältig vorrückt, wofern sie ja an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler. Denn zu geschweigen, daß die Mannspersonen, die dem Frauenzimmer so gerne schmeicheln, übel daran sein würden, wenn dieses nicht geneigt wäre, es wohl aufzunehmen, so beleben sie dadurch wirklich ihre Reize. Diese Neigung ist ein Antrieb, Annehmlichkeiten und den guten Anstand zu zeigen, ihren munteren Witz spielen zu lassen, imgleichen durch die veränderlichen Erfindungen des Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen. Hierin ist nun so gar nichts Beleidigendes vor andere, sondern vielmehr, wenn es mit gutem Geschmacke gemacht

[1]) Diese wurde oben (S. 24; in unserer Ausgabe S. 16) in einem strengen Urteil adoptierte Tugend genannt; hier, da sie um des Geschlechtscharakters willen eine günstige Rechtfertigung verdienet, heißt sie überhaupt eine schöne Tugend.

wird, so viel Artiges, daß es sehr ungezogen ist, dagegen mit mürrischem Tadel loszuziehen. Ein Frauenzimmer, das hierin gar zu flatterhaft und gaukelnd ist, heißt eine Närrin; welcher Ausdruck gleichwohl keine so harte Bedeutung hat, als mit veränderter Endsilbe beim Manne, so gar daß, wenn man sich untereinander versteht, es wohl bisweilen eine vertrauliche Schmeichelei anzeigen kann. Wenn die Eitelkeit ein Fehler ist, der an einem Frauenzimmer sehr wohl Entschuldigung verdient, so ist das aufgeblasene Wesen an ihnen nicht allein, so wie an Menschen überhaupt, tadelhaft, sondern verunstaltet gänzlich ihren Geschlechtscharakter. Denn diese Eigenschaft ist überaus dumm und häßlich und dem einnehmenden bescheidenen Reize gänzlich entgegengesetzt. Alsdenn ist eine solche Person in einer schlüpfrigen Stellung. Sie wird sich gefallen lassen[a]), ohne alle Nachsicht und scharf beurteilt zu werden; denn wer auf Hochachtung pocht, fodert alles um sich zum Tadel auf. Eine jede Entdeckung auch des mindesten Fehlers macht jedermann eine wahre Freude, und das Wort Närrin verliert hier seine gemilderte Bedeutung. Man muß Eitelkeit und Aufgeblasenheit jederzeit unterscheiden. Die erstere sucht Beifall und ehret gewissermaßen diejenige, um derenwillen sie sich diese Bemühung gibt, die zweite glaubt sich schon in dem völligen Besitze desselben, und indem sie keinen zu erwerben bestrebt, so gewinnt sie auch keinen.

Wenn einige Ingredienzien von Eitelkeit ein Frauenzimmer in den Augen des männlichen Geschlechts gar nicht verunzieren, so dienen sie doch, je sichtbarer sie sind, um desto mehr, das schöne Geschlecht untereinander zu veruneinigen. Sie beurteilen einander alsdenn sehr scharf, weil eine der anderen Reize zu verdunkeln scheinet, und es sind auch wirklich diejenigen, die noch starke Anmaßungen auf Eroberung machen, selten Freundinnen voneinander im wahren Verstande.

Dem Schönen ist nichts so sehr entgegengesetzt als der Ekel, so wie nichts tiefer unter das Erhabene sinkt als das Lächerliche. Daher kann einem Manne kein Schimpf empfindlicher sein, als daß er ein Narr, und einem Frauenzimmer, daß sie ekelhaft genannt werde. Der Englische Zuschauer[b]) hält davor, daß einem Manne kein Vorwurf könne gemacht

a) „lassen müssen“ (Wille)?
b) Bekannte englische Wochenschrift.

werden, der kränkender sei, als wenn er vor einen Lügner, und einem Frauenzimmer kein bittrerer, als wenn sie vor unkeusch gehalten wird. Ich will dieses, insofern es nach der Strenge der Moral beurteilt wird, in seinem Werte lassen. Allein hier ist die Frage nicht, was an sich selbst den größesten Tadel verdiene, sondern was wirklich am allerhärtesten empfunden werde. Und da frage ich einen jeden Leser, ob, wenn er sich in Gedanken auf diesen Fall setzt, er nicht meiner Meinung beistimmen müsse. Die Jungfer Ninon Lenclos machte nicht die mindesten Ansprüche auf die Ehre der Keuschheit, und gleichwohl würde sie unerbittlich beleidigt worden sein, wenn einer ihrer Liebhaber sich in seinem Urteile so weit sollte vergangen haben; und man weiß das grausame Schicksal des Monaldeschi um eines beleidigenden Ausdrucks willen von solcher Art bei einer Fürstin, die eben keine Lucretia hat vorstellen wollen[a]). Es ist unausstehlich, daß man nicht einmal sollte Böses tun können, wenn man gleich wollte, weil auch die Unterlassung desselben alsdenn jederzeit nur eine sehr zweideutige Tugend ist.

Um von diesem Ekelhaften sich so weit als möglich zu entfernen, gehöret die Reinlichkeit, die zwar einem jeden Menschen wohl ansteht, bei dem schönen Geschlechte unter die Tugenden vom ersten Range und kann schwerlich von demselben zu hoch getrieben werden, da sie gleichwohl an einem Manne bisweilen zum Übermaße steigt und alsdenn läppisch wird.

Die Schamhaftigkeit ist ein Geheimnis der Natur sowohl einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr unbändig ist und, indem sie den Ruf der Natur vor sich hat, sich immer mit guten, sittlichen Eigenschaften zu vertragen scheint, wenn sie gleich ausschweift. Sie ist demnach als ein Supplement der Grundsätze höchst nötig; denn es gibt keinen Fall, da die Neigung so leicht zum Sophisten wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln, als hier. Sie dient aber auch zugleich, um einen geheimnisvollen Vorhang selbst vor die geziemendsten und nötigsten Zwecke der Natur zu ziehen, damit die gar zu gemeine Bekanntschaft mit denenselben nicht Ekel oder zum mindesten Gleichgültigkeit veranlasse in Ansehung der Endabsichten

a) Monaldeschi, Günstling und Liebhaber Christines von Schweden, auf ihren Befehl 1657 in Fontainebleau getötet.

eines Triebes, worauf die feinsten und lebhaftesten Neigungen der menschlichen Natur gepfropft sind. Diese Eigenschaft ist dem schönen Geschlecht vorzüglich eigen und ihm sehr anständig. Es ist auch eine plumpe und verächtliche Ungezogenheit, durch die Art pöbelhafter Scherze, welche man Zoten nennt, die zärtliche Sittsamkeit desselben in Verlegenheit oder Unwillen zu setzen. Weil indessen, man mag nun um das Geheimnis soweit herumgehen, als man immer will, die Geschlechterneigung doch allen den übrigen Reizen endlich zum Grunde liegt, und ein Frauenzimmer immer als ein Frauenzimmer der angenehme Gegenstand einer wohlgesitteten Unterhaltung ist, so möchte daraus vielleicht zu erklären sein, warum sonst artige Mannspersonen sich bisweilen die Freiheit nehmen, durch den kleinen Mutwillen ihrer Scherze einige feine Anspielungen durchscheinen zu lassen, welche machen, daß man sie lose oder schalkhaft nennet, und wo sie[a]), indem sie weder durch ausspähende Blicke beleidigen noch die Achtung zu verletzen gedenken, glauben berechtigt zu sein, die Person, die es mit unwilliger oder spröder Miene aufnimmt, eine Ehrbarkeitspedantin zu nennen. Ich führe dieses nur an, weil es gemeiniglich als ein etwas kühner Zug vom schönen Umgange angesehen wird, auch in der Tat von jeher viel Witz darauf ist verschwendet worden; was aber das Urteil nach moralischer Strenge anlangt, so gehöret das nicht hieher, da ich in der Empfindung des Schönen nur die Erscheinungen zu beobachten und zu erläutern habe.

Die edlen Eigenschaften dieses Geschlechts, welche jedoch, wie wir schon angemerkt haben, niemals das Gefühl des Schönen unkenntlich machen müssen, kündigen sich durch nichts deutlicher und sicherer an als durch die Bescheidenheit, eine Art[b]) von edler Einfalt und Naivetät bei großen Vorzügen. Aus derselben leuchtet eine ruhige Wohlgewogenheit und Achtung gegen andere hervor, zugleich mit einem gewissen edlen Zutrauen auf sich selbst und einer billigen Selbstschätzung verbunden, welche bei einer erhabenen Gemütsart jederzeit anzutreffen ist. Indem diese feine Mischung zugleich durch Reize einnimmt und durch Achtung rührt, so

a) „sie“ von mir hinzugefügt (von Hartenstein hinter „gedenken“).

b) Kant (auch Ak.-Ausg.): „Bescheidenheit einer Art“, verb. Hartenstein (Buchenau).

stellt sie alle übrige schimmernde Eigenschaften wider den Mutwillen des Tadels und der Spottsucht in Sicherheit. Personen von dieser Gemütsart haben auch ein Herz zur Freundschaft, welches an einem Frauenzimmer niemals kann hoch genug geschätzt werden, weil es so gar selten ist und zugleich so überaus reizend sein muß.

Da unsere Absicht ist, über Empfindungen zu urteilen, so kann es nicht unangenehm sein, die Verschiedenheit des Eindrucks, den die Gestalt und Gesichtszüge des schönen Geschlechts auf das männliche machen, womöglich unter Begriffe zu bringen. Diese ganze Bezauberung ist im Grunde über den Geschlechtertrieb verbreitet. Die Natur verfolgt ihre große Absicht, und alle Feinigkeiten[a]), die sich hinzugesellen, sie mögen nun so weit davon abzustehen scheinen, wie sie wollen, sind nur Verbrämungen und entlehnen ihren Reiz doch am Ende aus ebenderselben Quelle. Ein gesunder und derber Geschmack, der sich jederzeit sehr nahe bei diesem Triebe hält, wird durch die Reize des Anstandes, der Gesichtszüge, der Augen usw. usw. an einem Frauenzimmer wenig angefochten, und indem er eigentlich nur aufs Geschlecht geht, so sieht er mehrenteils die Delikatesse anderer als leere Tändelei an.

Wenn dieser Geschmack gleich nicht fein ist, so ist er deswegen doch nicht zu verachten. Denn der größeste Teil der Menschen befolget vermittelst desselben die große Ordnung der Natur auf eine sehr einfältige und sichere Art[1]). Dadurch werden die meisten Ehen bewirkt und zwar von dem emsigsten Teile des menschlichen Geschlechts, und indem der Mann den Kopf nicht von bezaubernden Mienen, schmachtenden Augen, edlem Anstande usw. usw. voll hat, auch nichts von allem diesen versteht, so wird er desto aufmerksamer auf haushälterische Tugenden, Sparsamkeit usw. usw. und auf das Eingebrachte. Was den etwas feineren Geschmack anlangt, um dessentwillen es nötig sein möchte, einen Unterschied unter den äußerlichen Reizen des Frauenzimmers zu machen, so ist der-

[1]) Wie alle Dinge in der Welt auch ihre schlimme Seite haben, so ist bei diesem Geschmacke nur zu bedauren, daß er leichter wie ein anderer in Lüderlichkeit ausartet. Denn weil das Feuer, das eine Person entzündet hat, eine jede andre wieder löschen kann, so sind nicht genug Schwierigkeiten da, die eine unbändige Neigung einschränken könnten.

a) 3. Aufl.: „Reinigkeiten".

selbe entweder auf das, was in der Gestalt und dem Ausdrucke des Gesichts **moralisch** ist oder auf das **Unmoralische** geheftet. Ein Frauenzimmer wird in Ansehung der Annehmlichkeiten von der letzteren Art **hübsch** genannt. Ein proportionierlicher Bau, regelmäßige Züge, Farben von Auge und Gesicht, die zierlich abstechen, lauter Schönheiten, die auch an einem Blumenstrauße gefallen und einen kalten Beifall erwerben. Das Gesicht selber sagt nichts, ob es gleich hübsch ist und redet nicht zum Herzen. Was den Ausdruck der Züge, der Augen und der Mienen anlangt, der moralisch ist, so geht er entweder auf das Gefühl des Erhabenen oder des Schönen. Ein Frauenzimmer, an welchem die Annehmlichkeiten, die ihrem Geschlecht geziemen, vornehmlich den moralischen Ausdruck des Erhabenen hervorstechen lassen, heißt **schön** im eigentlichen Verstande, diejenige, deren moralische Zeichnung, sofern sie in den Mienen oder Gesichtszügen sich kennbar macht, die Eigenschaften des Schönen ankündigt, ist **annehmlich** und, wenn sie es in einem höhern Grade ist, **reizend**. Die erstere läßt unter einer Miene von Gelassenheit und einem edlen Anstande den Schimmer eines schönen Verstandes aus bescheidenen Blicken hervorspielen, und indem sich in ihrem Gesicht ein zärtlich Gefühl und wohlwollendes Herz abmalt, so bemächtigt sie sich sowohl der Neigung als der Hochachtung eines männlichen Herzens. Die zweite zeiget Munterkeit und Witz in lachenden Augen, etwas feinen Mutwillen, das Schäkerhafte der Scherze und schalkhafte Sprödigkeit. Sie reizt, wenn die erstere rührt, und das Gefühl der Liebe, dessen sie fähig ist und welche sie anderen einflößt, ist flatterhaft, aber schön, dagegen die Empfindung der ersteren zärtlich, mit Achtung verbunden und beständig ist. Ich mag mich nicht in gar zu ausführliche Zergliederungen von dieser Art einlassen; denn in solchen Fällen scheint der Verfasser jederzeit seine eigene Neigung zu malen. Indessen berühre ich noch, daß der Geschmack, den viele Damen an einer gesunden, aber blassen Farbe finden, sich hier verstehen lasse. Denn diese begleitet gemeiniglich eine Gemütsart von mehr innerem Gefühl und zärtlicher Empfindung, welches zur Eigenschaft des Erhabenen gehöret, dagegen die rote und blühende Farbe weniger von der ersteren, allein mehr von der fröhlichen und muntern Gemütsart ankündigt; es ist aber der Eitelkeit gemäßer zu rühren und zu fesseln als zu reizen und anzulocken. Es können da-

gegen Personen ohne alles moralische Gefühl und ohne einigen Ausdruck, der auf Empfindungen deutete, sehr hübsch sein, allein sie werden weder rühren noch reizen, es sei denn denjenigen derben Geschmack, von dem wir Erwähnung getan haben, welcher sich bisweilen etwas verfeinert und dann nach seiner Art auch wählet. Es ist schlimm, daß dergleichen schöne Geschöpfe leichtlich in den Fehler der Aufgeblasenheit verfallen durch das Bewußtsein der schönen Figur, die ihnen ihr Spiegel zeigt, und aus einem Mangel feinerer Empfindungen; da sie dann alles gegen sich kaltsinnig machen, den Schmeichler ausgenommen, der auf Absichten ausgeht und Ränke schmiedet.

Man kann nach diesen Begriffen vielleicht etwas von der so verschiedenen Wirkung verstehen, die die Gestalt ebendesselben Frauenzimmers auf den Geschmack der Männer tut. Dasjenige, was in diesem Eindrucke sich zu nahe auf den Geschlechtertrieb beziehet und mit dem besondern wollüstigen Wahne, darin sich eines jeden Empfindung einkleidet, einstimmig sein mag, berühre ich nicht, weil es außer dem Bezirke des feinern Geschmackes ist, und es kann vielleicht richtig sein, was der Herr v. Buffon vermutet, daß diejenige Gestalt, die den ersten Eindruck macht, zu der Zeit, wenn dieser Trieb noch neu ist und sich zu entwickeln anfängt, das Urbild bleibe, worauf in der künftigen Zeit alle weiblichen Bildungen mehr oder weniger einschlagen müssen, welche die phantastische Sehnsucht rege machen können, dadurch eine ziemlich grobe Neigung unter den verschiedenen Gegenständen eines Geschlechts zu wählen genötigt wird. Was den etwas feineren Geschmack anlangt, so behaupte ich, daß diejenige Art von Schönheit, welche wir die hübsche Gestalt genannt haben, von allen Männern ziemlich gleichförmig beurteilt werde, und daß darüber die Meinungen nicht so verschieden seien, wie man wohl gemeiniglich davor hält. Die zirkassischen und georgischen Mädchen sind von allen Europäern, die durch ihre Länder reisen, jederzeit vor überaus hübsch gehalten worden. Die Türken, die Araber, die Perser müssen wohl mit diesem Geschmacke sehr einstimmig sein, weil sie sehr begierig sind, ihre Völkerschaft durch so feines Blut zu verschönern, und man merket auch an, daß der persischen Rasse dieses wirklich gelungen ist. Die Kaufleute von Indostan[a]) ermangeln

a) Buchenau: „Hindostan".

gleichfalls nicht, von einem boshaften Handel mit so schönen Geschöpfen großen Vorteil zu ziehen, indem sie solche den leckerhaften Reichen ihres Landes zuführen, und man siehet, daß, so sehr auch der Eigensinn des Geschmacks in diesen verschiedenen Weltgegenden abweichend sein mag, dennoch dasjenige, was einmal in einer derselben als vorzüglich hübsch erkannt wird, in allen übrigen auch davor gehalten werde. Wo aber sich in das Urteil über die feine Gestalt dasjenige einmengt, was in den Zügen moralisch ist, so ist der Geschmack bei verschiedenen Mannspersonen jederzeit sehr verschieden, sowohl nachdem ihr sittliches Gefühl selbst unterschieden ist, als auch nach der verschiedenen Bedeutung, die der Ausdruck des Gesichts in eines jeden Wahne haben mag. Man findet, daß diejenigen Bildungen, die beim ersten Anblicke nicht sonderliche Wirkung tun, weil sie nicht auf eine entschiedene Art hübsch sind, gemeiniglich, sobald sie bei näherer Bekanntschaft zu gefallen anfangen, auch weit mehr einnehmen und sich beständig zu verschönern scheinen; dagegen das hübsche Ansehen, was sich auf einmal ankündigt, in der Folge mit größerem Kaltsinn wahrgenommen wird, welches vermutlich daher kommt, daß moralische Reize, wo sie sichtbar werden, mehr fesseln, imgleichen, weil sie sich nur bei Gelegenheit sittlicher Empfindungen in Wirksamkeit setzen und sich gleichsam entdecken lassen, jede Entdeckung eines neuen Reizes aber immer noch mehr derselben vermuten läßt; anstatt daß alle Annehmlichkeiten, die sich gar nicht verhehlen, nachdem sie gleich anfangs ihre ganze Wirkung ausgeübt haben, in der Folge nichts weiter tun können, als den verliebten Vorwitz abzukühlen und ihn allmählich zur Gleichgültigkeit zu bringen.

Unter diesen Beobachtungen bietet sich ganz natürlich folgende Anmerkung dar. Das ganz einfältige und grobe Gefühl in den Geschlechterneigungen führet zwar sehr grade zum großen Zwecke der Natur, und indem es ihre Foderungen erfüllt, ist es geschickt, die Person selbst ohne Umschweife glücklich zu machen, allein um der großen Allgemeinheit willen artet es[a]) leichtlich in Ausschweifung und Lüderlichkeit aus. An der anderen Seite dient ein sehr verfeinigter Geschmack zwar dazu, einer ungestümen Neigung die Wildheit zu benehmen und, indem er[b]) solche nur auf sehr wenig Gegen-

a) „es" nach der 2. Auflage hinzugefügt.
b) Kant: „er", verb. Menzer.

stände einschränkt, sie sittsam und anständig zu machen; allein sie verfehlet gemeiniglich die große Endabsicht der Natur, und da sie mehr fodert oder erwartet als diese gemeiniglich leistet, so pflegt sie die Person von so delikater Empfindung sehr selten glücklich zu machen. Die erstere Gemütsart wird ungeschlacht, weil sie auf alle von einem Geschlechte geht, die zweite grüblerisch, indem sie eigentlich auf keinen geht, sondern nur mit einem Gegenstande beschäftigt ist, den die verliebte Neigung sich in Gedanken schafft und mit allen edlen und schönen Eigenschaften auszieret, welche die Natur selten in einem Menschen vereinigt und noch seltener demjenigen zuführt, der sie schätzen kann und der vielleicht eines solchen Besitzes würdig sein würde. Daher entspringt der Aufschub und endlich die völlige Entsagung auf die eheliche Verbindung[a]) oder, welches vielleicht ebenso schlimm ist, eine grämische Reue nach einer getroffenen Wahl, welche die großen Erwartungen nicht erfüllet, die man sich gemacht hatte; denn nicht selten findet der Äsopische Hahn eine Perle, welchem ein gemeines Gerstenkorn besser würde geziemet haben.

Wir können hiebei überhaupt bemerken, daß, so reizend auch die Eindrücke des zärtlichen Gefühls sein mögen, man doch Ursache habe, in der Verfeinigung desselben behutsam zu sein, wofern wir uns nicht durch übergroße Reizbarkeit nur viel Unmut und eine Quelle von Übel erklügeln wollen. Ich möchte edleren Seelen wohl vorschlagen, das Gefühl in Ansehung derer Eigenschaften, die ihnen selbst zukommen oder derer Handlungen, die sie selber tun, so sehr zu verfeinern als sie können, dagegen in Ansehung dessen, was sie genießen oder von andern erwarten, den Geschmack in seiner Einfalt zu erhalten, wenn ich nur einsähe, wie dieses zu leisten möglich sei. In dem Falle aber, daß es anginge, würden sie andere glücklich machen und auch selbst glücklich sein. Es ist niemals aus den Augen zu lassen, daß, in welcher Art es auch sei, man keine sehr hohe Ansprüche auf die Glückseligkeiten des Lebens und die Vollkommenheit der Menschen machen müsse; denn derjenige, welcher jederzeit nur etwas Mittelmäßiges erwartet, hat den Vorteil, daß der Erfolg selten seine Hoffnung widerlegt, dagegen bisweilen ihn auch wohl unvermutete Vollkommenheiten überraschen.

a) Kant: „ehrliche", verb. Tieftrunk. Im übrigen trifft die ganze Bemerkung auf Kants eigenes Leben zu.

Allen diesen Reizen drohet endlich das Alter, der große Verwüster der Schönheit, und es müssen, wenn es nach der natürlichen Ordnung gehen soll, allmählich die erhabenen und edlen Eigenschaften die Stelle der schönen einnehmen, um eine Person, sowie sie nachläßt, liebenswürdig zu sein, immer einer größeren Achtung wert zu machen. Meiner Meinung nach sollte in der schönen Einfalt, die durch ein verfeinertes Gefühl an allem, was reizend und edel ist, erhoben worden, die ganze Vollkommenheit des schönen Geschlechts in der Blüte der Jahre bestehen. Allmählich, sowie die Ansprüche auf Reizungen nachlassen, könnte das Lesen der Bücher und die Erweiterung der Einsicht unvermerkt die erledigte Stelle der Grazien durch die Musen ersetzen, und der Ehemann sollte der erste Lehrmeister sein. Gleichwohl, wenn selbst die allem Frauenzimmer so schreckliche Epoche des Altwerdens herankommt, so gehört es doch auch alsdenn noch immer zum schönen Geschlecht, und es verunzieret sich selbst, wenn es in einer Art von Verzweiflung diesen Charakter länger zu erhalten sich einer mürrischen und grämischen Laune überläßt.

Eine bejahrte Person, welche mit einem sittsamen und freundlichen Wesen der Gesellschaft beiwohnt, auf eine muntere und vernünftige Art gesprächig ist, die Vergnügen der Jugend, darin sie selbst nicht Anteil nimmt, mit Anstand begünstigt und, indem sie vor alles sorgt, Zufriedenheit und Wohlgefallen an der Freude, die um sie[a]) vorgeht, verrät, ist noch immer eine feinere Person als ein Mann in gleichem Alter und vielleicht noch liebenswürdiger als ein Mädchen, wiewohl in einem anderen Verstande. Zwar möchte die Platonische Liebe wohl etwas zu mystisch sein, welche ein alter Philosoph vorgab, wenn er von dem Gegenstande seiner Neigung sagte: Die Grazien residieren in ihren Runzeln, und meine Seele scheint auf meinen Lippen zu schweben, wenn ich ihren welken Mund küsse; allein dergleichen Ansprüche müssen alsdenn auch aufgegeben werden. Ein alter Mann, der verliebt tut, ist ein Geck, und die ähnlichen Anmaßungen des andern Geschlechts sind alsdenn ekelhaft. An der Natur liegt es niemals, wenn wir nicht mit einem guten Anstande erscheinen, sondern daran, daß man sie verkehren will.

Damit ich meinen Text nicht aus den Augen verliere, so will ich noch einige Betrachtungen über den Einfluß anstellen,

a) Kant: „ihr", verb. Hartenstein.

den ein Geschlecht aufs andere haben kann, dessen Gefühl zu verschönern oder zu veredlen. Das Frauenzimmer hat ein vorzügliches Gefühl vor das *Schöne*, sofern es *ihnen selbst* zukommt, aber vor das *Edle*, insoweit es am *männlichen Geschlechte* angetroffen wird. Der Mann dagegen hat ein entschiedenes Gefühl vor das *Edle*, was zu *seinen* Eigenschaften gehört, vor das *Schöne* aber, insofern es an dem *Frauenzimmer* anzutreffen ist. Daraus muß folgen, daß die Zwecke der Natur darauf gehen, den Mann durch die Geschlechterneigung noch mehr zu *veredlen* und das Frauenzimmer durch ebendieselbe noch mehr zu *verschönern*. Ein Frauenzimmer ist darüber wenig verlegen, daß sie gewisse hohe Einsichten nicht besitzt, daß sie furchtsam und zu wichtigen Geschäften nicht auferlegt ist usw. usw., sie ist schön und nimmt ein, und das ist genug. Dagegen fodert sie alle diese Eigenschaften am Manne, und die Erhabenheit ihrer Seele zeigt sich nur darin, daß sie diese edle Eigenschaften zu schätzen weiß, sofern sie bei ihm anzutreffen sind. Wie würde es sonsten wohl möglich sein, daß so viel männliche Fratzengesichter, ob sie gleich Verdienste besitzen mögen, so artige und feine Frauen bekommen könnten! Dagegen ist der Mann viel delikater in Ansehung der schönen Reize des Frauenzimmers. Er ist durch die feine Gestalt desselben, die muntere Naivetät und die reizende Freundlichkeit genugsam schadlos gehalten wegen des Mangels von Büchergelehrsamkeit und wegen anderer Mängel, die er durch seine eigene Talente ersetzen muß. Eitelkeit und Moden können wohl diesen natürlichen Trieben eine falsche Richtung geben und aus mancher Mannsperson einen *süßen Herren*, aus dem Frauenzimmer aber eine *Pedantin* oder *Amazone* machen, allein die Natur suchet doch jederzeit zu ihrer Ordnung zurückzuführen. Man kann daraus urteilen, welche mächtige Einflüsse die Geschlechterneigung vornehmlich auf das männliche Geschlecht haben könnte, um es zu veredlen, wenn anstatt vieler trockenen Unterweisungen das moralische Gefühl des Frauenzimmers zeitig entwickelt würde, um dasjenige gehörig zu empfinden, was zu der Würde und den erhabenen Eigenschaften des anderen Geschlechts gehöret und dadurch vorbereitet würde, den läppischen Zieraffen mit Verachtung anzusehen und sich keinen andern Eigenschaften als den Verdiensten zu ergeben. Es ist auch gewiß, daß die Gewalt ihrer Reize dadurch überhaupt gewinnen würde; denn

es zeiget sich, daß die Bezauberung derselben mehrenteils nur auf edlere Seelen wirke; die anderen sind nicht fein genug, sie zu empfinden. Ebenso sagte der Dichter Simonides, als man ihm riet, vor den Thessaliern seine schönen Gesänge hören zu lassen: Diese Kerle sind zu dumm dazu, als daß sie von einem solchen Manne wie ich bin könnten betrogen werden. Man hat es sonsten schon als eine Wirkung des Umganges mit dem schönen Geschlecht angesehen, daß die männlichen Sitten sanfter, ihr Betragen artiger und geschliffener und ihr Anstand zierlicher geworden; allein dieses ist nur ein Vorteil in der Nebensache[1]). Es liegt am meisten daran, daß der Mann als Mann vollkommner werde und die Frau als ein Weib, d. i. daß die Triebfedern der Geschlechterneigung dem Winke der Natur gemäß wirken, den einen noch mehr zu veredlen und die Eigenschaften der andren zu verschönern. Wenn alles aufs äußerste kommt, so wird der Mann, dreist auf seine Verdienste, sagen können: Wenn ihr mich gleich nicht liebt, so will ich euch zwingen, mich hochzuachten, und das Frauenzimmer, sicher der Macht ihrer Reize, wird antworten: Wenn ihr uns gleich nicht innerlich hochschätzet, so zwingen wir euch doch, uns zu lieben. In Ermangelung solcher Grundsätze siehet man Männer Weiblichkeiten annehmen, um zu gefallen, und Frauenzimmer bisweilen (wiewohl viel seltner) einen männlichen Anstand künsteln, um Hochachtung einzuflößen; was man aber wider den Dank[a]) der Natur macht, das macht man jederzeit sehr schlecht.

In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frauen belebt und regiert wird. Denn nicht allein, daß man jenem mehr auf

[1]) Dieser Vorteil selbst wird gar sehr gemindert durch die Beobachtung, welche man gemacht haben will, daß diejenigen Mannspersonen, welche zu früh und zu häufig in solchen Gesellschaften eingeflochten sind, denen das Frauenzimmer den Ton gibt, gemeiniglich etwas läppisch werden und im männlichen Umgange langweilig oder auch verächtlich sind, weil sie den Geschmack an einer Unterhaltung verloren haben, die zwar munter, aber doch auch von wirklichem Gehalt, zwar scherzhaft, aber auch durch ernsthafte Gespräche nützlich sein muß.

a) 4. u. 5. Druck: „Gang“.

Erfahrung gegründete Einsicht, diesem aber mehr Freiheit[a]) und Richtigkeit in der Empfindung zutrauen kann, so ist eine Gemütsart, je erhabener sie ist, auch um desto geneigter, die größte Absicht der Bemühungen in der Zufriedenheit eines geliebten Gegenstandes zu setzen, und andererseits, je schöner sie ist, desto mehr sucht sie durch Gefälligkeit diese Bemühung zu erwidern. Es ist also in einem solchen[b]) Verhältnisse ein Vorzugsstreit läppisch, und wo er sich eräugnet, das sicherste Merkmal eines plumpen oder ungleich gepaarten Geschmackes. Wenn es dahin kommt, daß die Rede vom Rechte des Befehlshabers ist, so ist die Sache schon äußerst verderbt; denn wo die ganze Verbindung eigentlich nur auf Neigung errichtet ist, da ist sie schon halb zerrissen, sobald sich das Sollen anfängt hören zu lassen. Die Anmaßung des Frauenzimmers in diesem harten Tone ist äußerst häßlich und des Mannes im höchsten Grade unedel und verächtlich. Indessen bringt es die weise Ordnung der Dinge so mit sich, daß alle diese Feinheiten[c]) und Zärtlichkeiten der Empfindung nur im Anfange ihre ganze Stärke haben, in der Folge aber durch Gemeinschaft und häusliche Angelegenheit allmählich stumpfer werden und dann in vertrauliche Liebe ausarten, wo endlich die große Kunst darin besteht, noch genugsame Reste von jenen zu erhalten, damit Gleichgültigkeit und Überdruß nicht den ganzen Wert des Vergnügens aufheben, um dessentwillen es einzig und allein verlohnt hat, eine solche Verbindung einzugehen.

Vierter Abschnitt.

Von den Nationalcharakteren[1]), insoferne sie auf dem unterschiedlichen Gefühl des Erhabenen und Schönen beruhen.

Unter den Völkerschaften unseres Weltteils sind meiner Meinung nach die Italiener und Franzosen diejenigen, welche im Gefühl des Schönen, die Deutsche aber, Eng-

[1]) Meine Absicht ist gar nicht, die Charaktere der Völkerschaften ausführlich zu schildern, sondern ich entwerfe nur einige Züge, die das Gefühl des Erhabenen und Schönen an ihnen aus-

a) „Feinheit“ (Hartenstein)?
b) Buchenau und Akad.-Ausgabe: „solchem“.
c) 1. und 2. Aufl.: „Feinigkeiten“.

länder und Spanier, die durch das Gefühl des Erhabenen sich unter allen übrigen am meisten ausnehmen. Holland kann vor dasjenige Land gehalten werden, wo dieser feinere Geschmack ziemlich unmerklich wird. Das Schöne selbst ist entweder bezaubernd und rührend, oder lachend und reizend. Das erstere hat etwas von dem Erhabenen an sich, und das Gemüt in diesem Gefühl ist tiefsinnig und entzückt, in dem Gefühl der zweiten Art aber lächelnd und fröhlich. Denen Italienern scheinet die erstere, denen Franzosen die zweite Art des schönen Gefühls vorzüglich angemessen zu sein. In dem Nationalcharakter, der den Ausdruck des Erhabenen an sich hat, ist dieses entweder das von der schreckhaftern Art, das sich ein wenig zum Abenteuerlichen neigt, oder es ist ein Gefühl vor das Edle oder vor das Prächtige. Ich glaube Gründe zu haben, das Gefühl der ersteren Art dem Spanier, der zweiten dem Engländer und der dritten dem Deutschen beilegen zu können. Das Gefühl vors Prächtige ist seiner Natur nach nicht original, sowie die übrigen Arten des Geschmacks, und obgleich ein Nachahmungsgeist mit jedem andern Gefühl kann verbunden sein, so ist er doch dem vor das Schimmernd-Erhabene mehr eigen; denn es ist dieses eigentlich ein gemischtes Gefühl aus dem des Schönen und des Edlen, wo jedes vor sich betrachtet kälter ist, und daher das Gemüt frei genug ist, bei der Verknüpfung desselben auf Beispiele zu merken und auch deren Antrieb vonnöten hat. Der Deutsche wird demnach weniger Gefühl in Ansehung des Schönen haben als der Franzose und weniger von demjenigen, was auf das Erhabene geht, als der Engländer, aber in denen Fällen, wo beides verbunden erscheinen soll, wird es seinem Gefühl mehr gemäß sein, wie er denn auch die Fehler glücklich vermeiden wird, in die eine ausschweifende Stärke einer jeden dieser Arten des Gefühls allein geraten könnte.

drücken. Man kann leicht erachten, daß an dergleichen Zeichnung nur eine leidliche Richtigkeit könne verlangt werden, daß die Urbilder davon nur in dem großen Haufen dererjenigen, die auf ein feineres Gefühl Anspruch machen, hervorstechen, und daß es keiner Nation an Gemütsarten fehle, welche die vortrefflichsten Eigenschaften von dieser Art vereinbaren. Um deswillen kann der Tadel, der gelegentlich auf ein Volk fallen möchte, keinen beleidigen, wie er denn von solcher Natur ist, daß ein jeglicher ihn wie einen Ball auf seinen Nachbar schlagen kann. Ob diese Nationalunterschiede zufällig seien und von den Zeitläuften und der Regierungsart abhängen oder mit einer gewissen Notwendigkeit an das Klima gebunden seien, das untersuche ich hier nicht.

Ich berühre nur flüchtig die Künste und die Wissenschaften, deren Wahl den Geschmack der Nationen bestätigen kann, welchen wir ihnen beigemessen haben. Das italienische Genie hat sich vornehmlich in der Tonkunst, der Malerei, Bildhauerkunst und der Architektur hervorgetan. Alle diese schönen Künste finden einen gleich feinen Geschmack in Frankreich vor sich, obgleich die Schönheit derselben hier weniger rührend ist. Der Geschmack in Ansehung der dichterischen oder rednerischen Vollkommenheit fällt in Frankreich mehr in das Schöne, in England mehr in das Erhabene. Die feinen Scherze, das Lustspiel, die lachende Satire, das verliebte Tändeln und die leicht und natürlich fließende Schreibart sind dort original. In England dagegen Gedanken von tiefsinnigem Inhalt, das Trauerspiel, das epische Gedicht und überhaupt schweres Gold von Witze, welches unter französischem[a]) Hammer zu dünnen Blättchen von großer Oberfläche kann gedehnt werden. In Deutschland schimmert der Witz noch sehr durch die Folie. Ehedem war er schreiend, durch Beispiele aber und den Verstand der Nation ist er zwar reizender und edler geworden, aber jenes mit weniger Naivetät, dieses mit einem minder kühnen Schwunge als in den erwähnten Völkerschaften. Der Geschmack der holländischen Nation an einer peinlichen Ordnung und einer Zierlichkeit, die in Bekümmernis und Verlegenheit setzet, läßt auch wenig Gefühl in Ansehung der ungekünstelten und freien Bewegungen des Genies vermuten, dessen Schönheit durch die ängstliche Verhütung der Fehler nur würde entstellt werden. Nichts kann allen Künsten und Wissenschaften mehr entgegen sein als ein abenteuerlicher Geschmack, weil dieser die Natur verdreht, welche das Urbild alles Schönen und Edlen ist. Daher hat die spanische Nation auch wenig Gefühl vor die schönen Künste und Wissenschaften an sich gezeiget.

Die Gemütscharaktere der Völkerschaften sind am kenntlichsten bei demjenigen, was an ihnen moralisch ist; um deswillen wollen wir noch das verschiedene Gefühl derselben in Ansehung des Erhabenen und Schönen aus diesem Gesichtspunkte in Erwägung ziehen[1]).

[1]) Es ist kaum nötig, daß ich hier meine vorige Entschuldigung wiederhole. In jedem Volke enthält der feineste Teil rühmliche

a) Kant, Buchenau: „französischen".

Der Spanier ist ernsthaft, verschwiegen und wahrhaft. Es gibt wenig redlichere Kaufleute in der Welt als die spanischen. Er hat eine stolze Seele und mehr Gefühl vor große als vor schöne Handlungen. Da in seiner Mischung wenig von dem gütigen und sanften Wohlwollen anzutreffen ist, so ist er öfters hart und auch wohl grausam. Das Auto da Fe erhält sich nicht sowohl durch den Aberglauben, als durch die abenteuerliche Neigung der Nation, welche durch einen ehrwürdig-schrecklichen Aufzug gerührt wird, worin es den mit Teufelsgestalten bemalten San Benito den Flammen, die eine wütende Andacht entzündet hat, überliefern sieht. Man kann nicht sagen, der Spanier sei hochmütiger oder verliebter als jemand aus einem andern Volke, allein er ist beides auf eine abenteuerliche Art, die seltsam und ungewöhnlich ist. Den Pflug stehen lassen und mit einem langen Degen und Mantel solange auf dem Ackerfelde spazieren, bis der vorüberreisende Fremde vorbei ist, oder in einem Stiergefechte, wo die Schönen des Landes einmal unverschleiert gesehen werden, seine Beherrscherin durch einen besonderen Gruß ankündigen und denn ihr zu Ehren sich in einen gefährlichen Kampf mit einem wilden Tiere wagen, sind ungewöhnliche und seltsame Handlungen, die von dem Natürlichen weit abweichen.

Der Italiener scheint ein gemischtes Gefühl zu haben von dem eines Spaniers und dem eines Franzosen; mehr Gefühl vor das Schöne als der erstere und mehr vor das Erhabene als der letztere. Auf diese Art können, wie ich meine, die übrigen Züge seines moralischen Charakters erklärt werden.

Der Franzose hat ein herrschendes Gefühl vor das moralisch Schöne. Er ist artig, höflich und gefällig. Er wird sehr geschwinde vertraulich, ist scherzhaft und frei im Umgange, und der Ausdruck ein Mann oder eine Dame von gutem Tone hat nur eine verständliche Bedeutung vor den, der das artige Gefühl eines Franzosen erworben hat. Selbst seine erhabenen Empfindungen, deren er nicht wenige hat, sind dem Gefühle des Schönen untergeordnet und bekommen nur ihre Stärke durch die Zusammenstimmung mit dem letzteren. Er ist sehr gerne witzig und wird einem Einfalle ohne Bedenken et-

Charaktere von aller Art, und wen ein oder anderer Tadel treffen sollte, der wird, wenn er fein genug ist, seinen Vorteil verstehen, der darauf ankommt, daß er jeden andern seinem Schicksale überläßt, sich selbst aber ausnimmt.

was von der Wahrheit aufopfern. Dagegen, wo man nicht witzig sein kann[1]), zeiget er ebensowohl gründliche Einsicht, als jemand aus irgendeinem andern Volke, z. E. in der Mathematik und in den übrigen trockenen oder tiefsinnigen Künsten und Wissenschaften. Ein Bonmot hat bei ihm nicht den flüchtigen Wert als anderwärts, es wird begierig verbreitet und in Büchern aufbehalten wie die wichtigste Begebenheit. Er ist ein ruhiger Bürger und rächet sich wegen der Bedrückungen der Generalpächter durch Satiren oder durch Parlaments-Remonstrationen, welche, nachdem sie ihrer Absicht gemäß den Vätern des Volks ein schönes patriotisches Ansehen gegeben haben, nichts weiter tun, als daß sie durch eine rühmliche Verweisung gekrönt und in sinnreichen Lobgedichten besungen werden. Der Gegenstand, auf welchen sich die Verdienste und Nationalfähigkeiten dieses Volkes am meisten beziehen, ist das Frauenzimmer[2]). Nicht als wenn es hier mehr als anderwärts

[1]) In der Metaphysik, der Moral und den Lehren der Religion kann man bei den Schriften dieser Nation nicht behutsam genug sein. Es herrschet darin gemeiniglich viel schönes Blendwerk, welches in einer kalten Untersuchung die Probe nicht hält. Der Franzose liebt das Kühne in seinen Aussprüchen; allein um zur Wahrheit zu gelangen, muß man nicht kühn, sondern behutsam sein. In der Geschichte hat er gerne Anekdoten, denen nichts weiter fehlt, als daß zu wünschen ist, daß sie nur wahr wären.

[2]) Das Frauenzimmer gibt in Frankreich allen Gesellschaften und allem Umgange den Ton. Nun ist wohl nicht zu leugnen, daß die Gesellschaften ohne das schöne Geschlecht ziemlich schmacklos und langweilig sind; allein wenn die Dame darin den schönen Ton angibt, so sollte der Mann seinerseits den edlen angeben. Widrigenfalls wird der Umgang ebensowohl langweilig, aber aus einem entgegengesetzten Grunde, weil nichts so sehr verekelt als lauter Süßigkeit. Nach dem französischen Geschmacke heißt es nicht: Ist der Herr zu Hause? sondern: Ist Madame zu Hause? Madame ist vor der Toilette, Madame hat Vapeurs (eine Art schöner Grillen); kurz, mit Madame und von Madame beschäftigen sich alle Unterredungen und alle Lustbarkeiten. Indessen ist das Frauenzimmer dadurch gar nicht mehr geehrt. Ein Mensch, welcher tändelt, ist jederzeit ohne Gefühl sowohl der wahren Achtung als auch der zärtlichen Liebe. Ich möchte wohl, um wer weiß wie viel, dasjenige nicht gesagt haben, was Rousseau so verwegen behauptet, daß ein Frauenzimmer niemals etwas mehr als ein großes Kind werde. Allein der scharfsichtige Schweizer schrieb dieses in Frankreich, und vermutlich empfand er es als ein so großer Verteidiger des schönen Geschlechts mit Entrüstung, daß man demselben nicht mit mehr wirklicher Achtung daselbst begegnet.

geliebt oder geschätzet würde, sondern weil es die beste Veranlassung gibt, die beliebtesten Talente des Witzes, der Artigkeit und der guten Manieren in ihrem Lichte zu zeigen; übrigens liebet eine eitele Person eines jeden Geschlechts jederzeit nur sich selbst; die andere ist bloß ihr Spielwerk. Da es den Franzosen an edlen Eigenschaften gar nicht gebricht, nur daß diese durch die Empfindung des Schönen allein können belebt werden, so würde das schöne Geschlecht hier einen mächtigern Einfluß haben können, die edelsten Handlungen des männlichen zu erwecken und rege zu machen als irgend sonsten in der Welt, wenn man bedacht wäre, diese Richtung des Nationalgeistes ein wenig zu begünstigen. Es ist schade, daß die Lilien nicht spinnen.

Der Fehler, woran dieser Nationalcharakter am nächsten grenzt, ist das Läppische oder, mit einem höflicheren Ausdrucke, das Leichtsinnige. Wichtige Dinge werden als Spaße behandelt, und Kleinigkeiten dienen zur ernsthaftesten Beschäftigung. Im Alter singt der Franzose alsdenn noch lustige Lieder und ist, soviel er kann, auch galant gegen das Frauenzimmer. Bei diesen Anmerkungen habe ich große Gewährsmänner aus ebenderselben Völkerschaft auf meiner Seite und ziehe mich hinter einen Montesquieu und d'Alembert, um wider jeden besorglichen Unwillen sicher zu sein.

Der Engländer ist im Anfange einer jeden Bekanntschaft kaltsinnig und gegen einen Fremden gleichgültig. Er hat wenig Neigung zu kleinen Gefälligkeiten; dagegen wird er, sobald er ein Freund ist, zu großen Dienstleistungen auferlegt. Er bemühet sich wenig, im Umgange witzig zu sein oder einen artigen Anstand zu zeigen, dagegen ist er verständig und gesetzt. Er ist ein schlechter Nachahmer, frägt nicht viel darnach, was andere urteilen, und folget lediglich seinem eigenen Geschmacke. Er ist in Verhältnis auf das Frauenzimmer nicht von französischer Artigkeit, aber bezeiget gegen dasselbe weit mehr Achtung und treibt diese vielleicht zu weit, indem er im Ehestande seiner Frauen gemeiniglich ein unumschränktes Ansehen einräumet. Er ist standhaft, bisweilen bis zur Hartnäckigkeit, kühn und entschlossen, oft bis zur Vermessenheit, und handelt nach Grundsätzen gemeiniglich bis zum Eigensinne. Er wird leichtlich ein Sonderling, nicht aus Eitelkeit, sondern weil er sich wenig um andre bekümmert und seinem Geschmacke aus Gefälligkeit oder Nachahmung nicht leichtlich

Gewalt tut; um deswillen wird er selten so sehr geliebt als der Franzose, aber, wenn er gekannt ist, gemeiniglich mehr hochgeachtet.

Der Deutsche hat ein gemischtes Gefühl aus dem eines Engländers und dem eines Franzosen, scheint aber dem ersteren am nächsten zu kommen, und die größere Ähnlichkeit mit dem letzteren ist nur gekünstelt und nachgeahmt. Er hat eine glückliche Mischung in dem Gefühle sowohl des Erhabenen und des Schönen; und wenn er in dem ersteren es nicht einem Engländer, im zweiten aber dem Franzosen nicht gleich tut, so übertrifft er sie beide, insofern er sie verbindet. Er zeigt mehr Gefälligkeit im Umgange als der erstere, und wenn er gleich nicht soviel angenehme Lebhaftigkeit und Witz in die Gesellschaft bringt als der Franzose, so äußert er doch darin mehr Bescheidenheit und Verstand. Er ist, so wie in aller Art des Geschmacks, also auch in der Liebe ziemlich methodisch, und indem er das Schöne mit dem Edlen verbindet, so ist er in der Empfindung beider kalt genug, um seinen Kopf mit den Überlegungen des Anstandes, der Pracht und des Aufsehens zu beschäftigen. Daher sind Familie, Titel und Rang bei ihm sowohl im bürgerlichen Verhältnisse als in der Liebe Sachen von großer Bedeutung. Er frägt weit mehr als die Vorigen darnach, was die Leute von ihm urteilen möchten, und wo etwas in seinem Charakter ist, das den Wunsch einer Hauptverbesserung rege machen könnte, so ist es diese Schwachheit, nach welcher er sich nicht erkühnet, original zu sein, ob er gleich dazu alle Talente hat, und daß er sich zu viel mit der Meinung anderer einläßt, welches den sittlichen Eigenschaften alle Haltung nimmt, indem es sie wetterwendisch und falsch gekünstelt machet.

Der Holländer ist von einer ordentlichen und emsigen Gemütsart, und indem er lediglich auf das Nützliche sieht, so hat er wenig Gefühl vor dasjenige, was im feineren Verstande schön oder erhaben ist. Ein großer Mann bedeutet bei ihm ebensoviel als ein reicher Mann, unter dem Freunde versteht er seinen Korrespondenten, und ein Besuch ist ihm sehr langweilig, der ihm nichts einbringt. Er macht den Kontrast sowohl gegen den Franzosen als den Engländer und ist gewissermaßen ein sehr phlegmatisierter Deutscher.

Wenn wir den Versuch dieser Gedanken in irgendeinem Falle anwenden, um z. E. das Gefühl der Ehre zu erwägen, so

zeigen sich folgende Nationalunterschiede. Die Empfindung vor die Ehre ist am Franzosen Eitelkeit, an dem Spanier Hochmut, an dem Engländer Stolz, an dem Deutschen Hoffart und an dem Holländer Aufgeblasenheit. Diese Ausdrücke scheinen beim ersten Anblicke einerlei zu bedeuten, allein sie bemerken nach dem Reichtum unserer deutschen Sprache sehr kenntliche Unterschiede. Die Eitelkeit buhlet um Beifall, ist flatterhaft und veränderlich, ihr äußeres Betragen aber ist höflich. Der Hochmütige ist voll von fälschlich eingebildeten großen Vorzügen und bewirbt sich nicht viel um den Beifall anderer, seine Aufführung ist steif und hochtrabend. Der Stolz ist eigentlich nur ein größeres Bewußtsein seines eigenen Wertes, der öfters sehr richtig sein kann, (um deswillen er auch bisweilen ein edler Stolz heißt; niemals aber kann ich jemanden einen edlen Hochmut beilegen, weil dieser jederzeit eine unrichtige und übertriebene Selbstschätzung anzeigt), das Betragen des Stolzen gegen andere ist gleichgültig und kaltsinnig. Der Hoffärtige ist ein Stolzer, der zugleich eitel ist[1]). Der Beifall aber, den er bei andern sucht, besteht in Ehrenbezeugungen. Daher schimmert er gerne durch Titel, Ahnenregister und Gepränge. Der Deutsche ist vornehmlich von dieser Schwachheit angesteckt. Die Wörter: Gnädig, Hochgeneigt, Hoch- und Wohlgeb. und dergleichen Bombast mehr machen seine Sprache steif und ungewandt und verhindern gar sehr die schöne Einfalt, welche andere Völker ihrer Schreibart geben können. Das Betragen eines Hoffärtigen in dem Umgange ist Zeremonie. Der Aufgeblasene ist ein Hochmütiger, welcher deutliche Merkmale der Verachtung anderer in seinem Betragen äußert. In der Aufführung ist er grob. Diese elende Eigenschaft entfernet sich am weitesten vom feineren Geschmacke, weil sie offenbar dumm ist; denn das ist gewiß nicht das Mittel, dem Gefühl vor Ehre ein Gnüge zu leisten, daß man durch offenbare Verachtung alles um sich zum Hasse und zur beißenden Spötterei auffordert.

In der Liebe haben der Deutsche und der Engländer einen ziemlich guten Magen, etwas fein von Empfindung, mehr aber

[1]) Es ist nicht nötig, daß ein Hoffärtiger zugleich hochmütig sei, d. i. sich eine übertriebene, falsche Einbildung von seinen Vorzügen mache, sondern er kann vielleicht sich nicht höher schätzen, als er wert ist, er hat aber nur einen falschen Geschmack, diesen seinen Wert äußerlich geltend zu machen.

von gesundem und derben Geschmacke. Der Italiener ist in diesem Punkte grüblerisch, der Spanier phantastisch, der Franzose vernascht.

Die Religion unseres Weltteils ist nicht die Sache eines eigenwilligen Geschmacks, sondern von ehrwürdigerem Ursprunge. Daher können auch nur die Ausschweifungen in derselben und das, was darin den Menschen eigentümlich angehört, Zeichen von den verschiedenen Nationaleigenschaften abgeben. Ich bringe diese Ausschweifungen unter folgende Hauptbegriffe: Leichtgläubigkeit (Credulität), Aberglaube (Superstition), Schwärmerei (Fanatizism) und Gleichgültigkeit (Indifferentism). Leichtgläubig ist mehrenteils der unwissende Teil einer jeden Nation, ob er gleich kein merkliches feineres Gefühl hat. Die Überredung kommt lediglich auf das Hörensagen und das scheinbare Ansehen an, ohne daß einige Art des feinern Gefühls dazu die Triebfeder enthielte. Die Beispiele ganzer Völker von dieser Art muß man im[a] Norden suchen. Der Leichtgläubige, wenn er von abenteuerlichem[b] Geschmack ist, wird abergläubisch. Dieser Geschmack ist sogar an sich selbst ein Grund, etwas leichter zu glauben[1]), und von zween Menschen, deren der eine von diesem Gefühl angesteckt, der andere aber von kalter und gemäßigter Gemütsart ist, wird der erstere, wenn er gleich wirklich mehr Verstand hat, dennoch durch seine herrschende Neigung eher verleitet werden, etwas Unnatürliches zu glauben als der andere, welchen nicht seine Einsicht, sondern sein gemeines und phlegmatisches Gefühl vor dieser Ausschweifung bewahret. Der Abergläubische in der Religion stellet zwischen sich und dem höchsten Gegenstande der Verehrung gerne gewisse mächtige und erstaunliche Menschen, Riesen sozureden der Heilig-

[1]) Man hat sonst bemerkt, daß die Engländer als ein so kluges Volk gleichwohl leichtlich durch eine dreiste Ankündigung einer wunderlichen und ungereimten Sache können berückt werden, sie anfänglich zu glauben; wovon man viele Beispiele hat. Allein eine kühne Gemütsart, vorbereitet durch verschiedene Erfahrungen, in welchen manche seltsame Dinge gleichwohl wahr befunden worden, bricht geschwinde durch die kleine Bedenklichkeiten, von denen ein schwacher und mißtrauischer Kopf bald aufgehalten wird und so ohne sein Verdienst bisweilen vor den Irrtum verwahret wird.

a) Kant: „in".
b) Kant: „abenteuerlichen".

keit, denen die Natur gehorcht und deren beschwörende Stimme die eisernen Tore des Tartarus auf- oder zuschließt, die, indem sie mit ihrem Haupte den Himmel berühren, ihren Fuß noch auf der niederen Erde stehen haben. Die Unterweisung der gesunden Vernunft wird demnach in Spanien große Hindernisse zu überwinden haben, nicht darum, weil sie die Unwissenheit daselbst zu vertreiben hat, sondern weil ein seltsamer Geschmack ihr entgegenstehet, welchem das Natürliche gemein ist, und der niemals glaubt, in einer erhabenen Empfindung zu sein, wenn sein Gegenstand nicht abenteuerlich ist. Die Schwärmerei ist sozusagen eine andächtige Vermessenheit und wird durch einen gewissen Stolz und ein gar zu großes Zutrauen zu sich selbst veranlaßt, um den himmlischen Naturen näher zu treten und sich durch einen erstaunlichen Flug über die gewöhnliche und vorgeschriebene Ordnung zu erheben. Der Schwärmer redet nur von unmittelbarer Eingebung und vom beschaulichen Leben, indessen daß der Abergläubische vor den Bildern großer wundertätiger Heiligen Gelübde tut und sein Zutrauen auf die eingebildeten und unnachahmlichen Vorzüge anderer Personen von seiner eigenen Natur setzet. Selbst die Ausschweifungen führen, wie wir oben bemerkt haben, Zeichen des Nationalgefühls bei sich, und so ist der Fanatizismus[1]) wenigstens in den vorigen Zeiten am meisten in Deutschland und England anzutreffen gewesen und ist gleichsam ein unnatürlicher Auswuchs des edlen Gefühls, welches zu dem Charakter dieser Völker gehört, und überhaupt bei weitem nicht so schädlich, als die abergläubische Neigung, wenn er[a]) gleich im Anfange ungestüm ist, weil die Erhitzung eines schwärmerischen Geistes allmählich verkühlet und seiner Natur nach endlich zur ordentlichen Mäßigung gelangen muß, anstatt daß der Aberglaube sich in einer ruhigen und leidenden Gemütsbeschaffenheit unvermerkt tiefer einwurzelt und dem gefesselten Men-

[1]) Der Fanatizism muß vom Enthusiasmus jederzeit unterschieden werden. Jener glaubt eine unmittelbare und außerordentliche Gemeinschaft mit einer höheren Natur zu fühlen, dieser bedeutet den Zustand des Gemüts, da dasselbe durch irgendeinen Grundsatz über den geziemenden Grad erhitzt worden, es sei nun durch die Maxime der patriotischen Tugend oder der Freundschaft oder der Religion, ohne daß hiebei die Einbildung einer übernatürlichen Gemeinschaft etwas zu schaffen hat.

a) Kant: „sie“, verb. Wille.

schen das Zutrauen gänzlich benimmt, sich von einem schädlichen Wahne jemals zu befreien. Endlich ist ein Eiteler und Leichtsinniger jederzeit ohne stärkeres Gefühl vor das Erhabene, und seine Religion ist ohne Rührung, mehrenteils nur eine Sache der Mode, welche er mit aller Artigkeit begeht und kalt bleibt. Dieses ist der praktische Indifferentismus, zu welchem der französische Nationalgeist am meisten geneigt zu sein scheint, wovon bis zur frevelhaften Spötterei nur ein Schritt ist und der im Grunde, wenn auf den inneren Wert gesehen wird, vor[a]) einer gänzlichen Absagung wenig voraus hat.

Gehen wir mit einem flüchtigen Blicke noch die anderen Weltteile durch, so treffen wir den Araber als den edelsten Menschen im Oriente an, doch von einem Gefühl, welches sehr in das Abenteuerliche ausartet. Er ist gastfrei, großmütig und wahrhaft; allein seine Erzählung und Geschichte und überhaupt seine Empfindung ist jederzeit mit etwas Wunderbarem durchflochten. Seine erhitzte Einbildungskraft stellet ihm die Sachen in unnatürlichen und verzogenen Bildern dar, und selbst die Ausbreitung seiner Religion war ein großes Abenteuer. Wenn die Araber gleichsam die Spanier des Orients sind, so sind die Perser die Franzosen von Asien. Sie sind gute Dichter, höflich und von ziemlich feinem Geschmacke. Sie sind nicht so strenge Befolger des Islam und erlauben ihrer zur Lustigkeit aufgelegten Gemütsart eine ziemlich milde Auslegung des Koran. Die Japoneser könnten gleichsam als die Engländer dieses Weltteils angesehen werden, aber kaum in einer andern Eigenschaft als ihrer Standhaftigkeit, die bis zur äußersten Halsstarrigkeit ausartet, ihrer Tapferkeit und Verachtung des Todes. Übrigens zeigen sie wenig Merkmale eines feineren Gefühls an sich. Die Indianer[b]) haben einen herrschenden Geschmack von Fratzen von derjenigen Art, die ins Abenteuerliche einschlägt. Ihre Religion besteht aus Fratzen. Götzenbilder von ungeheurer Gestalt, der unschätzbare Zahn des mächtigen Affen Hanuman, die unnatürlichen Büßungen der Fakirs (heidnischer Bettelmönche) usw. sind in diesem Geschmacke. Die willkürliche Aufopferung der Weiber in ebendemselben Scheiterhaufen, der die Leiche ihres Mannes verzehrt, ist ein scheußliches Abenteuer. Welche läppische Fratzen enthalten

a) Kant: „von", verb. Hartenstein.
b) d. h. die Indier (Hindus).

nicht die weitschichtigen und ausstudierten Komplimente der Chineser; selbst ihre Gemälde sind fratzenhaft und stellen wunderliche und unnatürliche Gestalten vor, dergleichen nirgend in der Welt anzutreffen sind. Sie haben auch ehrwürdige Fratzen, darum weil sie von uraltem Gebrauch sind[1]), und keine Völkerschaft in der Welt hat deren mehr als diese.

Die Negers von Afrika haben von der Natur kein Gefühl, welches über das Läppische stiege. Herr Hume fodert jedermann auf, ein einziges Beispiel anzuführen, da ein Neger Talente gewiesen habe und behauptet, daß unter den hunderttausenden von Schwarzen, die aus ihren Ländern anderwärts verführt werden, obgleich deren sehr viele auch in Freiheit gesetzt werden, dennoch nicht ein einziger jemals gefunden worden, der entweder in Kunst oder Wissenschaft oder irgendeiner andern rühmlichen Eigenschaft etwas Großes vorgestellt habe, obgleich unter den Weißen sich beständig welche aus dem niedrigsten Pöbel emporschwingen und durch vorzügliche Gaben in der Welt ein Ansehen erwerben. So wesentlich ist der Unterschied zwischen diesen zwei Menschengeschlechtern, und er scheint ebensogroß in Ansehung der Gemütsfähigkeiten als der Farbe nach zu sein. Die unter ihnen weit ausgebreitete Religion der Fetische ist vielleicht eine Art von Götzendienst, welcher so tief ins Läppische sinkt als es nur immer von der menschlichen Natur möglich zu sein scheinet. Eine Vogelfeder, ein Kuhhorn, eine Muschel oder jede andere gemeine Sache, sobald sie durch einige Worte eingeweihet worden, ist ein Gegenstand der Verehrung und der Anrufung in Eidschwüren. Die Schwarzen sind sehr eitel, aber auf Negerart und so plauderhaft, daß sie mit Prügeln müssen auseinander gejagt werden.

Unter allen Wilden ist keine Völkerschaft, welche einen so erhabenen Gemütscharakter an sich zeigete, als die von Nordamerika. Sie haben ein starkes Gefühl vor Ehre, und indem sie, um sie zu erjagen, wilde Abenteuer hunderte von Meilen weit aufsuchen, so sind sie noch äußerst aufmerksam, den mindesten Abbruch derselben zu verhüten, wenn ihr ebenso

[1]) Man begehet noch in Peking die Ceremonie, bei einer Sonnen- oder Mondfinsternis durch großes Geräusch den Drachen zu verjagen, der diese Himmelskörper verschlingen will, und behält einen elenden Gebrauch aus den ältesten Zeiten der Unwissenheit bei, ob man gleich jetzo besser belehrt ist.

harter Feind, nachdem er sie ergriffen hat, durch grausame Qualen feige Seufzer von ihnen zu erzwingen sucht. Der kanadische Wilde ist übrigens wahrhaft und redlich. Die Freundschaft, die er errichtet, ist ebenso abenteuerlich und enthusiastisch als was jemals aus den ältesten und fabelhaften Zeiten davon gemeldet worden. Er ist äußerst stolz, empfindet den ganzen Wert der Freiheit und erduldet selbst in der Erziehung keine Begegnung, welche ihm eine niedrige Unterwerfung empfinden ließe. Lykurgus hat wahrscheinlicherweise ebendergleichen Wilden Gesetze gegeben, und wenn ein Gesetzgeber unter den sechs Nationen aufstünde, so würde man eine spartanische Republik sich in der neuen Welt erheben sehen; wie denn die Unternehmung der Argonauten von Kriegeszügen dieser Indianer wenig unterschieden ist, und Jason vor dem Attakakullakulla nichts als die Ehre eines griechischen Namens voraus hat. Alle diese Wilde haben wenig Gefühl vor das Schöne im moralischen Verstande, und die großmütige Vergebung einer Beleidigung, die zugleich edel und schön ist, ist als Tugend unter den Wilden völlig unbekannt, sondern wird wie eine elende Feigheit verachtet. Tapferkeit ist das größeste Verdienst des Wilden und Rache seine süßeste Wollust. Die übrigen Eingebornen dieses Weltteils zeigen wenig Spuren eines Gemütscharakters, welcher zu feineren Empfindungen auferlegt wäre, und eine außerordentliche Fühllosigkeit macht das Merkmal dieser Menschengattungen aus.

Betrachten wir das Geschlechter-Verhältnis in diesen Weltteilen, so finden wir, daß der Europäer einzig und allein das Geheimnis gefunden hat, den sinnlichen Reiz einer mächtigen Neigung mit so viel Blumen zu schmücken und mit so viel Moralischem zu durchflechten, daß er die Annehmlichkeiten desselben nicht allein überaus erhöhet, sondern auch sehr anständig gemacht hat. Der Bewohner des Orients ist in diesem Punkte von sehr falschem Geschmacke. Indem er keinen Begriff hat von dem sittlich Schönen, das mit diesem Triebe kann verbunden werden, so büßet er auch sogar den Wert des sinnlichen Vergnügens ein, und sein Harem[a]) ist ihm eine beständige Quelle von Unruhe. Er gerät auf allerlei verliebte Fratzen, worunter das eingebildete Kleinod eins der vornehmsten ist, dessen er sich vor allem zu versichern sucht, dessen

a) Kant: „Haram"; verb. Tieftrunk.

ganzer Wert nur darin besteht, daß man es zerbricht, und von welchem man überhaupt in unserem Weltteil viel hämischen Zweifel heget, und zu dessen Erhaltung er sich sehr unbilliger und öfters ekelhafter Mittel bedienet. Daher ist eine Frauensperson daselbst jederzeit im Gefängnisse, sie mag nun ein Mädchen sein oder einen barbarischen, untüchtigen und jederzeit argwöhnischen Mann haben. In den Ländern der Schwarzen was kann man da Besseres erwarten, als was durchgängig daselbst angetroffen wird, nämlich das weibliche Geschlecht in der tiefsten Sklaverei? Ein Verzagter ist allemal ein strenger Herr über den Schwächeren, sowie auch bei uns derjenige Mann jederzeit ein Tyrann in der Küche ist, welcher außer seinem Hause sich kaum erkühnet, jemanden unter die Augen zu treten. Der Pater Labat[a]) meldet zwar, daß ein Negerzimmermann, dem er das hochmütige Verfahren gegen seine Weiber vorgeworfen, geantwortet habe: Ihr Weiße seid rechte Narren; denn zuerst räumet ihr euren Weibern soviel ein, und hernach klagt ihr, wenn sie euch den Kopf toll machen; es ist auch, als wenn hierin so etwas wäre, was vielleicht verdiente, in Überlegung gezogen zu werden, allein kurzum, dieser Kerl war vom Kopf bis auf die Füße ganz schwarz, ein deutlicher Beweis, daß das, was er sagte, dumm war. Unter allen Wilden sind keine, bei denen das weibliche Geschlecht in größerem wirklichen Ansehen stünde, als die von Kanada. Vielleicht übertreffen sie darin sogar unseren gesitteten Weltteil. Nicht als wenn man den Frauen daselbst demütige Aufwartungen machte; das sind nur Komplimente. Nein, sie haben wirklich zu befehlen. Sie versammeln sich und beratschlagen über die wichtigsten Anordnungen der Nation, über Krieg und Frieden. Sie schicken darauf ihre Abgeordnete an den männlichen Rat, und gemeiniglich ist ihre Stimme diejenige, welche entscheidet. Aber sie erkaufen diesen Vorzug teuer genug. Sie haben alle häusliche Angelegenheiten auf dem Halse und nehmen an allen Beschwerlichkeiten der Männer mit Anteil.

Wenn wir zuletzt noch einige Blicke auf die Geschichte werfen, so sehen wir den Geschmack der Menschen wie einen Proteus stets wandelbare Gestalten annehmen. Die alten Zei-

a) J. B. Labat (1663—1738), französischer Missionar in Amerika, der seine Reise dorthin 1724 beschrieben hat.

ten der Griechen und Römer zeigeten deutliche Merkmale eines echten Gefühls vor das Schöne sowohl als das Erhabene in der Dichtkunst, der Bildhauerkunst, der Architektur, der Gesetzgebung und selbst in den Sitten. Die Regierung der römischen Kaiser veränderte die edle sowohl als die schöne Einfalt in das Prächtige und dann in den falschen Schimmer, wovon uns noch die Überbleibsel ihrer Beredsamkeit, Dichtkunst und selbst die Geschichte ihrer Sitten belehren können. Allmählich erlosch auch dieser Rest des feinern Geschmacks mit dem gänzlichen Verfall des Staats. Die Barbaren, nachdem sie ihrerseits ihre Macht befestigten, führten einen gewissen verkehrten Geschmack ein, den man den gotischen nennt und der auf Fratzen auslief. Man sahe nicht allein Fratzen in der Baukunst, sondern auch in den Wissenschaften und den übrigen Gebräuchen. Das verunartete Gefühl, da es einmal durch falsche Kunst geführet ward, nahm eher eine jede andere unnatürliche[a]) Gestalt als die alte Einfalt der Natur an und war entweder beim Übertriebenen oder beim Läppischen. Der höchste Schwung, den das menschliche Genie nahm, um zu dem Erhabenen aufzusteigen, bestand in Abenteuern. Man sahe geistliche und weltliche Abenteurer und oftmals eine widrige und ungeheure Bastardart von beiden. Mönche mit dem Meßbuch in einer und der Kriegsfahne in der andern Hand, denen ganze Heere betrogener Schlachtopfer folgeten, um in andern Himmelsgegenden und in einem heiligeren Boden ihre Gebeine verscharren zu lassen, eingeweihete Krieger, durch feierliche Gelübde zur Gewalttätigkeit und Missetaten geheiligt, in der Folge eine seltsame Art von heroischen Phantasten, welche sich Ritter nannten und Abenteuer aufsuchten, Turniere, Zweikämpfe und romanische[b]) Handlungen. Während dieser Zeit ward die Religion zusamt den Wissenschaften und Sitten durch elende Fratzen entstellet, und man bemerket, daß der Geschmack nicht leichtlich auf einer Seite ausartet, ohne auch in allem übrigen, was zum feineren Gefühl gehöret, deutliche Zeichen seiner Verderbnis darzulegen. Die Klostergelübde machten aus einem großen Teil nutzbarer Menschen zahlreiche Gesellschaften emsiger Müßiggänger, deren grüblerische Le-

a) So von Buchenau statt „natürliche" nach der 1. Aufl. wiederhergestellt.

b) 4. u. 5. Druck haben die heute gebräuchlichere Form: „romantische".

bensart sie geschickt machte, tausend Schulfratzen auszuhecken, welche von da in größere Welt ausgingen und ihre Art verbreiteten. Endlich, nachdem das menschliche Genie von einer fast gänzlichen Zerstörung sich durch eine Art von Palingenesie a) glücklich wiederum erhoben hat, so sehen wir in unsern Tagen den richtigen Geschmack des Schönen und Edlen sowohl in den Künsten und Wissenschaften als in Ansehung des Sittlichen aufblühen, und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß der falsche Schimmer, der so leichtlich täuscht, uns nicht unvermerkt von der edlen Einfalt entferne, vornehmlich aber, daß das noch unentdeckte Geheimnis der Erziehung dem alten Wahne entrissen werde, um das sittliche Gefühl frühzeitig in dem Busen eines jeden jungen Weltbürgers zu einer tätigen Empfindung zu erhöhen, damit nicht alle Feinigkeit bloß auf das flüchtige und müßige Vergnügen hinauslaufe, dasjenige, was außer uns vorgeht, mit mehr oder weniger Geschmacke zu beurteilen.

a) = Wiedergeburt (Renaissance).

bemerkt sie geschickt machte, unzählige Schulfüchse auszuhecken, welche von da in größere Welt ausgingen und ihre Art verbreiteten. Endlich, nachdem das menschliche Genie von einer fast gänzlichen Zerstörung sich durch eine Art von Palingenesie a) glücklich wiederum erhoben hat, so sehen wir in unsern Tagen den richtigen Geschmack des Schönen und Edlen sowohl in den Künsten und Wissenschaften, wie in Ansehung des Sittlichen aufblühen, und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß der falsche Schimmer, der so leichtlich täuscht, uns nicht unvermerkt von der edlen Einfalt entferne, vornehmlich aber, daß das noch unentdeckte Geheimnis der Erziehung dem alten Wahne entrissen werde, um das sittliche Gefühl frühzeitig in dem Busen eines jeden jungen Weltbürgers zu einer tätigen Empfindung zu erhöhen, damit nicht alle Feinigkeit bloß auf das flüchtige und müßige Vergnügen hinauslaufe, dasjenige, was außer uns vorgeht, mit mehr oder weniger Geschmacke zu beurteilen.

a) — Wiedergeburt; Renaissance.

II.

Versuch
über
die Krankheiten des Kopfes

1764

Erschienen in den „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen“, 4. bis 8. Stück, vom 13. bis 27. Februar 1764.

Die Einfalt und Genügsamkeit der Natur fordert und bildet an dem Menschen nur gemeine Begriffe und eine plumpe Redlichkeit, der künstliche Zwang und die Üppigkeit der bürgerlichen Verfassung hecket Witzlinge und Vernünftler, gelegentlich aber auch Narren und Betrüger aus und gebieret den weisen oder sittsamen Schein, bei dem man sowohl des Verstandes als der Rechtschaffenheit entbehren kann, wann nur der schöne Schleier dichte genug gewebt ist, den die Anständigkeit über die geheimen Gebrechen des Kopfes oder des Herzens ausbreitet. Nach dem Maße, als die Kunst hoch steigt, werden Vernunft und Tugend endlich das allgemeine Losungswort, doch so, daß der Eifer von beiden zu sprechen wohl unterwiesene und artige Personen überheben kann, sich mit ihrem Besitze zu belästigen. Die allgemeine Achtung, darin beide gepriesene Eigenschaften stehen, machet gleichwohl diesen merklichen Unterschied, daß jedermann weit eifersüchtiger auf die Verstandesvorzüge als auf die guten Eigenschaften des Willens ist, und daß in der Vergleichung zwischen Dummheit und Schelmerei niemand einen Augenblick ansteht, sich zum Vorteil der letzteren zu erklären; welches auch gewiß sehr wohl ausgedacht ist, weil, wenn alles überhaupt auf Kunst ankömmt, die feine Schlauigkeit nicht kann entbehret werden, wohl aber die Redlichkeit, die in solchem Verhältnisse nur hinderlich ist. Ich lebe unter weisen und wohlgesitteten Bürgern, nämlich unter denen, die sich darauf verstehen so zu scheinen, und ich schmeichle mir, man werde so billig sein, mir von dieser Feinigkeit auch so viel zuzutrauen, daß, wenn ich gleich in dem Besitze der bewährtesten Heilungsmittel wäre, die Krankheiten des Kopfes und des Herzens aus dem Grunde zu heben, ich doch Bedenken tragen würde, diesen altväterischen Plunder dem öffentlichen Gewerbe in den Weg zu legen, wohlbewußt, daß die beliebte Modekur des Verstandes und des Herzens schon in erwünschtem Fortgange sei und daß vornehmlich die Ärzte des ersteren, die sich Logiker nennen, sehr gut dem allgemeinen Verlangen Genüge leisten, seitdem sie die wichtige Entdeckung gemacht haben, daß der menschliche Kopf eigent-

lich eine Trommel sei, die nur darum klingt, weil sie leer ist. Ich sehe demnach nichts Besseres für mich, als die Methode der Ärzte nachzuahmen, welche glauben, ihrem Patienten sehr viel genutzt zu haben, wenn sie seiner Krankheit einen Namen geben, und entwerfe eine kleine Onomastik[a]) der Gebrechen des Kopfes von der Lähmung desselben an in der Blödsinnigkeit bis zu dessen Verzuckungen in der Tollheit; aber um diese ekelhaften Krankheiten in ihrer allmählichen Abstammung zu erkennen, finde ich nötig, zum voraus die milderen Grade derselben von der Dummköpfigkeit an bis zur Narrheit zu erläutern, weil diese Eigenschaften im bürgerlichen Verhältnisse gangbarer sind und dennoch zu den ersteren führen.

Der stumpfe Kopf ermangelt des Witzes, der Dummkopf des Verstandes. Die Behendigkeit etwas zu fassen und sich zu erinnern, imgleichen die Leichtigkeit, es geziemend auszudrücken, kommen gar sehr auf den Witz an; daher derjenige, welcher nicht dumm ist, gleichwohl sehr stumpf sein kann, insofern ihm schwerlich etwas in den Kopf will, ob er es gleich nachhero mit größerer Reife des Urteils einsehen mag, und die Schwierigkeit sich ausdrücken zu können beweiset nichts minder als die Verstandesfähigkeit, sondern nur, daß der Witz nicht gnugsame Beihilfe leiste, den Gedanken in die mancherlei Zeichen einzukleiden, deren einige ihm am geschicktesten anpassen. Der berühmte Jesuit Clavius[b]) wurde als unfähig aus den Schulen gejagt; (denn nach der Verstandesprobe der Orbile[c]) ist ein Knabe zu gar nichts nütze, wenn er weder Verse nach Schulchrien machen kann), er geriet nachher zufälliger Weise auf die Mathematik, das Spiel änderte sich, und seine vormaligen Lehrer waren gegen ihn nur Dummköpfe. Das praktische Urteil über Sachen, so wie es der Landmann, der Künstler oder Seefahrer usw. bedarf, ist von demjenigen sehr unterschieden, welches man über die Handgriffe fället, wonach sich Menschen untereinander behandeln. Das

a) = Namen- oder Wörterverzeichnis.

b) Latinisierung von Christoph Schlüssel (1537—1612) aus Bamberg, gestorben in Rom, ein hervorragender Mathematiker, der u. a. Anteil an der gregorianischen Kalenderreform von 1583 hatte.

c) Orbilius, nach Horaz Epist. II 1, 70 f. Der Typ des pedantisch-tyrannischen Schulmeisters, wie er u. a. auch in den Jesuitenschulen häufig zu Hause war.

letztere ist nicht sowohl Verstand als vielmehr Verschmitztheit, und der liebenswürdige Mangel dieser so sehr gepriesenen Fähigkeit heißt Einfalt. Ist die Ursache derselben in der Schwäche der Urteilskraft überhaupt zu suchen, so heißt ein solcher Mensch ein Tropf, Einfaltspinsel usw. Da die Ränke und falschen Kunstgriffe in der bürgerlichen Gesellschaft allmählich zu gewöhnlichen Maximen werden und das Spiel der menschlichen Handlungen sehr verwickeln, so ist es kein Wunder, wenn ein sonst verständiger und redlicher Mann, dem entweder alle diese Schlauigkeit zu verächtlich ist, als daß er sich damit beschäftige oder der sein ehrliches und wohlwollendes Herz nicht dazu bewegen kann, sich von der menschlichen Natur einen so verhaßten Begriff zu machen, unter Betrügern allerwärts in Schlingen geraten und ihnen viel zu lachen geben müsse, so daß zuletzt der Ausdruck: ein guter Mann, nicht mehr auf eine verblümte Art, sondern so geradezu einen Einfaltspinsel, gelegentlich auch einen H — —[a]) bedeute; denn in der Schelmensprache ist niemand ein verständiger Mann, als der alle anderen für nichts Bessers hält, als was er selbst ist, nämlich für Betrüger.

Die Triebe der menschlichen Natur, welche, wenn sie von viel Graden sind, Leidenschaften heißen, sind die Bewegkräfte des Willens; der Verstand kommt nur dazu, sowohl das ganze Fazit der Befriedigung aller Neigungen insgesamt aus dem vorgestellten Zwecke zu schätzen, als auch die Mittel zu diesem auszufinden. Ist etwa eine Leidenschaft besonders mächtig, so hilft die Verstandesfähigkeit dagegen nur wenig; denn der bezauberte Mensch siehet zwar die Gründe wider seine Lieblingsneigung sehr gut, allein er fühlet sich ohnmächtig, ihnen den tätigen Nachdruck zu geben. Wenn diese Neigung an sich gut ist, wenn die Person übrigens vernünftig ist, nur daß der überwiegende Hang die Aussicht in Ansehung der schlimmen Folgen verschließt, so ist dieser Zustand der gefesselten Vernunft Torheit. Ein Tor kann viel Verstand haben, selbst in dem Urteil über diejenigen Handlungen, darinnen er töricht ist, er muß sogar ziemlich viel Verstand und ein gut Herz besitzen, damit er zu dieser gemilderten Benennung seiner Ausschweifungen berechtigt sei. Der Tor kann allenfalls einen vortrefflichen Ratgeber für andere abgeben, wenngleich sein Rat bei

a) Hahnrei?

ihm selbst ohne Wirkung ist. Er wird nur durch Schaden oder durch Alter gescheut, welches aber öfters nur eine Torheit verdränget, um einer andern Platz zu machen. Die verliebte Leidenschaft oder ein großer Grad der Ehrbegierde haben von jeher viele vernünftige Leute zu Toren gemacht. Ein Mädchen nötiget den furchtbaren Alcides, den Faden am Rocken zu ziehen, und Athens müßige Bürger schicken durch ihr läppisches Lob den Alexander an das Ende der Welt. Es gibt auch Neigungen von minderer Heftigkeit und Allgemeinheit, welche gleichwohl nicht ermangeln, ihre Torheit zu erzeugen: der Baugeist, die Bilderneigung, die Büchersucht. Der ausgeartete Mensch ist aus seiner natürlichen Stelle gewichen und wird von allem gezogen und von allem gehalten. Dem Toren ist der gescheute Mann entgegengesetzt; wer aber ohne Torheit ist, ist ein Weiser. Dieser Weise kann etwa im Monde gesucht werden; vielleicht daß man daselbst ohne Leidenschaft ist und unendlich viel Vernunft hat. Der Unempfindliche ist durch seine Dummheit wider Torheit gesichert; vor gemeinen Augen aber hat er die Miene eines Weisen. Pyrrho[a]) sahe auf einem Schiffe im Sturm, da jedermann ängstlich beschäftigt war, ein Schwein ruhig aus seinem Troge fressen und sagte, indem er auf dasselbe wies: „So soll die Ruhe eines Weisen sein." Der Unempfindliche ist der Weise des Pyrrho.

Wenn die herrschende Leidenschaft an sich selbst hassenswürdig und zugleich abgeschmackt genug ist, um dasjenige, was der natürlichen Absicht derselben gerade entgegengesetzt ist, für die Befriedigung derselben zu halten, so ist dieser Zustand der verkehrten Vernunft Narrheit. Der Tor versteht die wahre Absicht seiner Leidenschaft sehr wohl, wenn er gleich ihr eine Stärke einräumet, welche die Vernunft zu fesseln vermag. Der Narr aber ist dadurch zugleich so dumm gemacht, daß er alsdenn nur glaubt im Besitze zu sein, wenn er sich des Begehrten wirklich beraubt. Pyrrhus wußte sehr wohl, daß Tapferkeit und Macht allgemeine Bewunderung erwerben; er befolgte den Trieb der Ehrsucht ganz richtig und war nichts weiter, als wofür ihn Cineas hielte, nämlich ein Tor. Wenn aber Nero sich dem öffentlichen Gespötte aus-

a) Der bekannte griechische Skeptiker (um 360—270 v. Chr.) vgl. meine Gesch. der Philosophie (6. Aufl. 1921) Bd. I, S. 165 f

setzet, indem er von einer Bühne elende Verse abliest, um den Dichterpreis zu erlangen, und noch am Ende seines Lebens sagt: *quantus artifex morior!*[a]), so sehe ich an diesem gefürchteten und ausgelachten Beherrscher von Rom nichts Besseres als einen Narren. Ich halte dafür, daß alle Narrheit eigentlich auf zwo Leidenschaften gepfropft sei, den Hochmut und den Geiz. Beide Neigungen sind ungerecht und werden daher gehaßt, beide sind ihrer Natur nach abgeschmackt, und ihr Zweck zerstört sich selbst. Der Hochmütige äußert eine unverdeckte Anmaßung des Vorzuges vor anderen durch eine deutliche Geringschätzung derselben. Er glaubt geehrt zu sein, indem er ausgepfiffen wird; denn es ist nichts klärer, als daß die Verachtung anderer dieser ihre eigene Eitelkeit gegen den Anmaßer empöre. Der Geizige hat seiner Meinung nach sehr viel nötig und kann unmöglich das mindeste seiner Güter entbehren; er entbehrt indessen wirklich ihrer aller, indem er durch Kargheit einen Beschlag auf dieselben legt. Die Verblendung des Hochmutes macht teils alberne, teils aufgeblasene Narren, nachdem entweder läppische Flatterhaftigkeit oder steife Dummheit in dem leeren Kopfe Besitz genommen hat. Die filzige Habsucht hat von jeher zu viel lächerlichen Geschichten Anlaß gegeben, die schwerlich wunderlicher können ausgesonnen werden, als sie wirklich geschehen. Der Tor ist nicht weise, der Narr ist nicht klug. Der Spott, den der Tor auf sich ziehet, ist lustig und schonend, der Narr verdient die schärfeste Geißel des Satyrs, allein er fühlt sie gleichwohl nicht. Man darf nicht gänzlich verzweifeln, daß ein Tor noch einmal gescheut werden könne, wer aber einen Narren klug zu machen gedenkt, wäschet einen Mohren. Die Ursache ist, daß bei jenem doch eine wahre und natürliche Neigung herrschet, welche die Vernunft allenfalls nur fesselt, bei diesem aber ein albernes Hirngespenst, das ihre Grundsätze umkehret. Ich überlasse es andern auszumachen, ob man wirklich Ursache habe, über die wunderliche Wahrsagung des Holbergs[b]) bekümmert zu sein, daß nämlich der tägliche Anwachs der Narren bedenklich sei und fürchten lasse, sie könn-

a) = Welch ein Künstler geht in mir zugrunde!

b) Dänischer Gelehrter und Lustspieldichter (1684—1754). Mit der „fünften Monarchie" ist das 1000jährige Reich Christi gemeint, das nach den vier Weltreichen der Assyrer, Perser, Griechen und Römer (Daniel Kap. 7) kommen sollte.

ten es sich wohl noch in den Kopf setzen, die fünfte Monarchie zu stiften. Gesetzt aber, daß sie dieses auch im Schilde führeten, so dürften sie sich gleichwohl nicht so sehr beeifern; denn einer könnte dem andern füglich ins Ohr sagen, was der bekannte Possenreißer eines benachbarten Hofes, als er in Narrenkleidern durch eine polnische Stadt ritt, den Studenten zurief, die ihm nachliefen: „Ihr Herren, seid fleißig, lernet etwas; denn wenn unser zu viel sind, so können wir nimmermehr alle Brot haben."

Ich komme von den Gebrechen des Kopfes, welche verachtet und gehöhnet werden, zu denen, die man gemeiniglich mit Mitleiden ansiehet, von denen, welche die freie bürgerliche Gemeinschaft nicht aufheben, zu denenjenigen, deren sich die obrigkeitliche Vorsorge annimmt, und um welcher willen sie Verfügungen macht. Ich teile diese Krankheiten zwiefach ein, in die der Ohnmacht und in die der Verkehrtheit. Die ersteren stehen unter der allgemeinen Benennung der Blödsinnigkeit, die zweiten unter dem Namen des gestörten Gemüts. Der Blödsinnige befindet sich in einer großen Ohnmacht des Gedächtnisses, der Vernunft und gemeiniglich auch sogar der sinnlichen Empfindungen. Dieses Übel ist mehrenteils unheilbar; denn wenn es schwer ist, die wilden Unordnungen des gestörten Gehirns zu heben, so muß es beinahe unmöglich sein, in seine erstorbene Organen ein neues Leben zu gießen. Die Erscheinungen dieser Schwachheit, welche den Unglücklichen niemals aus dem Stande der Kindheit herausgehen läßt, sind zu bekannt, als daß es nötig wäre, sich dabei lange aufzuhalten.

Die Gebrechen des gestörten Kopfes lassen sich auf soviel verschiedene Hauptgattungen bringen als Gemütsfähigkeiten sind, die dadurch angegriffen worden. Ich vermeine sie insgesamt unter folgende drei Einteilungen ordnen zu können: erstlich die Verkehrtheit der Erfahrungsbegriffe in der Verrückung, zweitens die in Unordnung gebrachte Urteilskraft zunächst bei dieser Erfahrung in dem Wahnsinn, drittens die in Ansehung allgemeinerer Urteile verkehrt gewordene Vernunft in dem Wahnwitze. Alle übrigen Erscheinungen des kranken Gehirns können, wie mich dünkt, entweder als verschiedene Grade der erwähnten Zufälle, oder als eine unglückliche Vereinbarung dieser Übel untereinander, oder endlich als die Einpfropfung derselben auf mächtige Leidenschaften angesehen und den angeführten Klassen untergeordnet werden.

Was das erste Übel, nämlich die Verrückung, anlangt, so erläutere ich die Erscheinungen derselben auf folgende Art. Die Seele eines jeden Menschen ist selbst in dem gesundesten Zustande geschäftig, allerlei Bilder von Dingen, die nicht gegenwärtig sind, zu malen, oder auch an der Vorstellung gegenwärtiger Dinge einige unvollkommene Ähnlichkeit zu vollenden durch einen oder andern chimärischen Zug, den die schöpferische Dichtungsfähigkeit mit in die Empfindung einzeichnet. Man hat gar nicht Ursache zu glauben, daß in dem Zustande des Wachens unser Geist hiebei andere Gesetze befolge als im Schlafe, es ist vielmehr zu vermuten, daß nur die lebhaften sinnlichen Eindrücke in dem ersten Falle die zärteren Bilder der Chimären verdunkeln und unkenntlich machen, anstatt daß diese im Schlafe ihre ganze Stärke haben, in welchem allen äußerlichen Eindrücken der Zugang zu der Seele verschlossen ist. Es ist daher kein Wunder, daß Träume, solange sie dauern, für wahrhafte Erfahrungen wirklicher Dinge gehalten werden. Denn da sie alsdenn in der Seele die stärksten Vorstellungen sind, so sind sie in diesem Zustande ebendas, was im Wachen die Empfindungen sind. Man setze nun, daß gewisse Chimären, durch welche Ursache es auch sei, gleichsam eine oder andere Organe des Gehirnes verletzt hätten, dermaßen daß der Eindruck auf dieselben ebenso tief und zugleich ebenso richtig geworden wäre, als ihn eine sinnliche Empfindung nur machen kann, so wird dieses Hirngespenst selbst im Wachen bei guter, gesunder Vernunft dennoch für eine wirkliche Erfahrung gehalten werden müssen. Denn es wäre umsonst, einer Empfindung oder derjenigen Vorstellung, die ihr an Stärke gleichkömmt, Vernunftgründe entgegenzusetzen, weil von wirklichen Dingen die Sinne weit größere Überzeugung geben als ein Vernunftschluß; zum wenigsten kann derjenige, den diese Chimäre bezaubert, niemals durch Vernünfteln dahin gebracht werden, an der Wirklichkeit seiner vermeinten Empfindung zu zweifeln. Man findet auch, daß Personen, die in andern Fällen gnug reife Vernunft zeigen, gleichwohl fest darauf beharren, mit aller Achtsamkeit wer weiß was vor Gespenstergestalten und Fratzengesichter gesehen zu haben, und daß sie wohl gar fein genug sind, ihre eingebildete Erfahrung mit manchem subtilen Vernunfturteil in Zusammenhang zu bringen. Diese Eigenschaft des Gestörten, nach welcher er ohne einen besonders merklichen Grad

einer heftigen Krankheit im wachenden Zustande gewohnt ist, gewisse Dinge als klar empfunden sich vorzustellen, von denen gleichwohl nichts gegenwärtig ist, heißt die Verrückung. Der Verrückte ist also ein Träumer im Wachen. Ist das gewöhnliche Blendwerk seiner Sinne nur zum Teil eine Chimäre, größtenteils aber eine wirkliche Empfindung, so ist der, so im höheren Grade zu solcher Verkehrtheit aufgelegt ist, ein Phantast. Wenn wir nach dem Erwachen in einer lässigen und sanften Zerstreuung liegen, so zeichnet unsere Einbildung die unregelmäßigen Figuren etwa der Bettvorhänge oder gewisser Flecke einer nahen Wand zu Menschengestalten aus mit einer scheinbaren Richtigkeit, welche uns auf eine nicht unangenehme Art unterhält, wovon wir aber das Blendwerk den Augenblick, wenn wir wollen, zerstreuen. Wir träumen alsdenn nur zum Teil und haben die Chimäre in unserer Gewalt. Geschieht etwas dem Ähnliches in einem höheren Grade, ohne daß die Aufmerksamkeit des Wachenden das Blendwerk in der täuschenden Einbildung abzusondern vermag, so läßt diese Verkehrtheit einen Phantasten vermuten. Dieser Selbstbetrug in den Empfindungen ist übrigens sehr gemein, und solange er nur mittelmäßig ist, wird er mit einer solchen Benennung verschonet, obzwar, wenn eine Leidenschaft hinzukommt, dieselbe Gemütsschwäche in würkliche Phantasterei ausarten kann. Sonsten sehen durch eine gewöhnliche Verblendung die Menschen nicht, was da ist, sondern was ihnen ihre Neigung vormalt, der Naturaliensammler im Florentinerstein Städte, der Andächtige im gefleckten Marmor die Passionsgeschichte, jene Dame durch ein Seherohr im Monde die Schatten zweier Verliebten, ihr Pfarrer aber zwei Kirchtürme. Der Schrecken macht aus den Strahlen des Nordlichts Spieße und Schwerter und bei der Dämmerung aus einem Wegweiser ein Riesengespenst.

Die phantastische Gemütsbeschaffenheit ist nirgend gemeiner als in der Hypochondrie. Die Chimären, welche diese Krankheit ausheckt, täuschen eigentlich nicht die äußeren Sinne, sondern machen nur dem Hypochondristen ein Blendwerk von einer Empfindung seines eigenen Zustandes, entweder des Körpers oder der Seele, die größtenteils eine leere Grille ist. Der Hypochondrist hat ein Übel, das, an welchem Orte es auch seinen Hauptsitz haben mag, dennoch wahrscheinlicherweise das Nervengewebe in allerlei Teilen des Körpers

unstätig durchwandert. Es ziehet aber vornehmlich einen melancholischen Dunst um den Sitz der Seele, dermaßen daß der Patient das Blendwerk fast aller Krankheiten, von denen er nur höret, an sich selbst fühlt. Er redet daher von nichts lieber als von seiner Unpäßlichkeit, lieset gerne medizinische Bücher, findet allenthalben seine eigenen Zufälle, in Gesellschaft wandelt ihn auch wohl unvermerkt seine gute Laune an und alsdann lachet er viel, speiset gut und hat gemeiniglich das Ansehen eines gesunden Menschen. Die innere Phantasterei desselben anlangend, so bekommen die Bilder in seinem Gehirne öfters eine Stärke und Dauer, die ihm beschwerlich ist. Wenn ihm eine lächerliche Figur im Kopfe ist, (ob er sie gleich selber nur vor ein Bild der Phantasie erkennet), wenn diese Grille ihm ein ungeziemendes Lachen in anderer Gegenwart ablockt, ohne daß er die Ursache davon anzeigt, oder wenn allerhand finstere Vorstellungen in ihm einen gewaltsamen Trieb rege machen, irgend etwas Böses zu stiften, vor dessen Ausbruch er selbst ängstlich besorgt ist, und der gleichwohl niemals zur Tat kommt: alsdann hat sein Zustand viel Ähnliches mit dem eines Verrückten, allein es hat keine Not. Das Übel ist nicht tief gewurzelt und hebet sich, insoweit es das Gemüt angehet, gemeiniglich entweder von selbst oder durch einige Arzeneimittel. Einerlei Vorstellung wirkt nach dem verschiedenen Gemütszustande der Menschen in ganz unterschiedlichen Graden auf die Empfindung. Es gibt daher eine Art von Phantasterei, die jemanden bloß deswegen beigemessen wird, weil der Grad des Gefühls, dadurch er von gewissen Gegenständen gerührt wird, vor die Mäßigung eines gesunden Kopfes ausschweifend zu sein geurteilt wird. Auf diesen Fuß ist der Melancholicus ein Phantast in Ansehung der Übel des Lebens. Die Liebe hat überaus viel phantastische Entzückungen, und das feine Kunststück der alten Staaten bestand darin, die Bürger für die Empfindung der öffentlichen Wohlfahrt zu Phantasten zu machen. Wer durch eine moralische Empfindung als durch einen Grundsatz mehr erhitzt wird, als es andere nach ihrem matten und öfters unedlen Gefühl sich vorstellen können, ist in ihrer Vorstellung ein Phantast. Ich stelle den Aristides unter Wucherer, den Epiktet unter Hofleute und den Johann Jacob Rousseau unter die Doktoren der Sorbonne. Mich deucht, ich höre ein lautes Hohngelächter, und hundert Stimmen rufen: Welche Phantasten! Dieser zweideutige

Anschein von Phantasterei in an sich guten, moralischen Empfindungen ist der Enthusiasmus, und es ist niemals ohne denselben in der Welt etwas Großes ausgerichtet worden[a]). Ganz anders ist es mit dem Fanatiker (Visionär, Schwärmer) bewandt. Dieser ist eigentlich ein Verrückter von einer vermeinten unmittelbaren Eingebung und einer großen Vertraulichkeit mit den Mächten des Himmels. Die menschliche Natur kennet kein gefährlicheres Blendwerk. Wenn der Ausbruch davon neu ist, wenn der betrogene Mensch Talente hat und der große Haufe vorbereitet ist, dieses Gärungsmittel innigst aufzunehmen, alsdenn erduldet bisweilen sogar der Staat Verzuckungen. Die Schwärmerei führet den Begeisterten auf das Äußerste, den Mahomet auf den Fürstenthron und den Johann von Leyden aufs Blutgerüste. Ich kann noch in gewisser Maße zu der Verkehrtheit des Kopfes, sofern dieselbe die Erfahrungsbegriffe betrifft, das gestörte Erinnerungsvermögen zählen. Denn dieses täuschet den Elenden, der damit angefochten ist, durch eine chimärische Vorstellung, wer weiß was vor eines vormaligen Zustandes, der wirklich niemals gewesen ist. Derjenige, welcher von den Gütern redet, die er ehedem besessen haben will oder von dem Königreiche, das er gehabt hat, und sich übrigens in Ansehung seines jetzigen Zustandes nicht merklich betrügt, ist ein Verrückter in Ansehung der Erinnerung. Der bejahrte Murrkopf, welcher fest glaubt, daß in seiner Jugend die Welt viel ordentlicher und die Menschen besser gewesen wären, ist ein Phantast in Ansehung der Erinnerung.

Bis dahin nun ist in dem gestörten Kopfe die Verstandeskraft eigentlich nicht angegriffen, zum wenigsten ists nicht notwendig, daß sie es sei; denn der Fehler steckt eigentlich nur in den Begriffen, die Urteile selber, wenn man die verkehrte Empfindung als wahr annehmen wollte, können ganz richtig, ja sogar ungemein vernünftig sein. Eine Störung des Verstandes dagegen bestehet darin, daß man aus allenfalls richtigen Erfahrungen ganz verkehrt urteilt, und von dieser Krankheit ist der erste Grad der Wahnsinn, welcher in den nächsten Urteilen aus der Erfahrung der gemeinen Verstandesregel ent-

a) Dieser bei Kant vielen gewiß unerwartet kommende, im übrigen sehr richtige Ausspruch wird bekanntlich auch von dem Sozialisten Saint-Simon berichtet.

gegenhandelt. Der Wahnsinnige siehet oder erinnert sich der Gegenstände so richtig wie jeder Gesunde, nur er deutet gemeiniglich das Betragen anderer Menschen durch einen ungereimten Wahn auf sich aus und glaubet daraus wer weiß was vor bedenkliche Absichten lesen zu können, die jenen niemals in den Sinn kommen. Wenn man ihn hört, so sollte man glauben, die ganze Stadt beschäftige sich mit ihm. Die Marktleute, welche miteinander handeln und ihn etwa ansehen, schmieden Anschläge wider ihn, der Nachtwächter rufet ihm zum Possen, und kurz, er siehet nichts als eine allgemeine Verschwörung wider sich. Der Melancholische, welcher in Ansehung seiner traurigen oder kränkelnden Vermutungen wahnsinnig ist, ist ein Trübsinniger. Es gibt aber auch allerlei ergötzender Wahnsinn, und die verliebte Leidenschaft schmeichelt oder quälet sich mit manchen wunderlichen Deutungen, die dem Wahnsinn ähnlich sind. Ein Hochmütiger ist in gewisser Maße ein Wahnsinniger, welcher aus dem Betragen anderer, die ihn spöttisch angaffen, schließt, daß sie ihn bewundern. Der zweite Grad des in Ansehung der oberen Erkenntniskraft gestörten Kopfes ist eigentlich die in Unordnung gebrachte Vernunft, insofern sie sich in eingebildeten feineren Urteilen über allgemeine Begriffe auf eine ungereimte Art verirret, und kann der Wahnwitz genannt werden. In dem höheren Grade dieser Störung schwärmen durch das verbrannte Gehirn allerlei angemaßte überfeine Einsichten: die erfundene Länge des Meeres, die Auslegung von Prophezeiungen oder wer weiß was vor ein Mischmasch von unkluger Kopfbrecherei. Wenn der Unglückliche hiebei zugleich die Erfahrungsurteile vorbeigeht, so heißet er aberwitzig. In dem Falle aber, daß er viele richtige Erfahrungsurteile zum Grunde liegen habe, nur daß seine Empfindung durch die Neuigkeit und Menge der Folgen, die sein Witz ihm darbietet, dergestalt berauschet ist, daß er nicht mehr auf die Richtigkeit der Verbindung achthat, so entspringt daraus öfters ein sehr schimmernder Anschein von Wahnwitz, welcher mit einem großen Genie zusammen bestehen kann, insofern die langsame Vernunft den empörten Witz nicht mehr zu begleiten vermag. Der Zustand des gestörten Kopfes, der ihn gegen die äußeren Empfindungen fühllos macht, ist Unsinnigkeit; diese, sofern der Zorn darin herrscht, heißt die Raserei. Die Verzweifelung ist ein vorübergehender Unsinn eines Hoffnungslosen. Die brausende Heftigkeit eines Gestör-

ten heißt überhaupt die Tobsucht. Der Tobsüchtige, insofern er unsinnig ist, ist toll.

Der Mensch im Zustande der Natur kann nur wenig Torheiten und schwerlich einiger Narrheit unterworfen sein. Seine Bedürfnisse halten ihn jederzeit nahe an der Erfahrung und geben seinem gesunden Verstande eine so leichte Beschäftigung, daß er kaum bemerkt, er habe zu seinen Handlungen Verstand nötig. Seinen groben und gemeinen Begierden gibt die Trägheit eine Mäßigung, welche der wenigen Urteilskraft, die er bedarf, Macht genug läßt, über sie seinem größesten Vorteile gemäß zu herrschen. Wo sollte er wohl zur Narrheit Stoff hernehmen, da er, um anderer Urteil unbekümmert, weder eitel noch aufgeblasen sein kann? Indem er von dem Werte ungenossener Güter gar keine Vorstellung hat, so ist er vor die Ungereimtheit der filzigen Habsucht gesichert, und weil in seinem Kopf niemals einiger Witz Eingang findet, so ist er ebensowohl gegen allen Aberwitz gut verwahret. Gleichergestalt kann die Störung des Gemüts in diesem Stande der Einfalt nur selten stattfinden. Wenn das Gehirn des Wilden einigen Anstoß erlitten hätte, so weiß ich nicht, wo die Phantasterei herkommen sollte, um die gewöhnlichen Empfindungen, die ihn allein unablässig beschäftigen, zu verdrängen. Welcher Wahnsinn kann ihm wohl anwandeln, da er niemals Ursache hat, sich in seinem Urteile weit zu versteigen? Der Wahnwitz aber ist gewiß ganz und gar über seine Fähigkeit. Er wird, wenn er im Kopfe krank ist, entweder blödsinnig oder toll sein, und auch dieses muß höchst selten geschehen, denn er ist mehrenteils gesund, weil er frei ist und Bewegung hat. In der bürgerlichen Verfassung finden sich eigentlich die Gärungsmittel zu allem diesem Verderben, die, wenn sie es gleich nicht hervorbringen, gleichwohl es zu unterhalten und zu vergrößern dienen. Der Verstand, insofern er zu den Notwendigkeiten und den einfältigen Vergnügungen des Lebens zureicht, ist ein gesunder Verstand, inwiefern er aber zu der gekünstelten Üppigkeit, es sei im Genusse oder in den Wissenschaften, erfordert wird, ist der feine Verstand. Der gesunde Verstand des Bürgers wäre also schon ein sehr feiner Verstand vor den natürlichen Menschen, und die Begriffe, die in gewissen Ständen einen feinen Verstand voraussetzen, schicken sich nicht mehr für diejenigen, welche der Einfalt der Natur zum wenigsten in Einsichten näher sind, und machen, wenn sie zu diesen

übergehen, aus ihnen gemeiniglich Narren. Der Abt Terrasson[a]) unterscheidet irgendwo die von gestörtem Gemüte in solche, welche aus falschen Vorstellungen richtig schließen, und in diejenigen, die aus richtigen Vorstellungen auf eine verkehrte Art schließen. Diese Einteilung stimmet mit den vorgetragenen Sätzen wohl überein. Bei denen von der ersteren Art, den Phantasten oder Verrückten, leidet der Verstand eigentlich nicht, sondern nur das Vermögen, welches in der Seele die Begriffe erweckt, deren die Urteilskraft nachhero sich bedienet, um sie zu vergleichen. Diesen Kranken kann man sehr wohl Vernunfturteile entgegensetzen, wanngleich nicht ihr Übel zu heben, dennoch wenigstens es zu mildern. Da aber bei denen von der zweiten Art, den Wahnsinnigen und Wahnwitzigen, der Verstand selbst angegriffen ist, so ist es nicht allein töricht, mit ihnen zu vernünfteln, (weil sie nicht wahnsinnig sein würden, wenn sie diese Vernunftgründe fassen könnten), sondern es ist auch höchst schädlich. Denn man gibt ihrem verkehrten Kopfe nur dadurch neuen Stoff, Ungereimtheiten auszuhecken; der Widerspruch bessert sie nicht, sondern erhitzt sie, und es ist durchaus nötig, in dem Umgange gegen sie ein kaltsinniges und gütiges Wesen anzunehmen, gleich als wenn man gar nicht bemerkte, daß ihrem Verstande etwas fehle.

Ich habe die Gebrechen der Erkenntniskraft Krankheiten des Kopfes genannt, so wie man das Verderben des Willens eine Krankheit des Herzens nennet. Ich habe auch nur auf die Erscheinungen derselben im Gemüte achtgehabt, ohne die Wurzel derselben ausspähen zu wollen, die eigentlich wohl im Körper liegt und zwar ihren Hauptsitz mehr in den Verdauungsteilen als im Gehirne haben mag, wie die beliebte Wochenschrift, die unter dem Namen des Arztes[b]) allgemein bekannt ist, es im 150, 151, 152ten Stücke wahrscheinlich dartut. Ich kann mich sogar auf keinerlei Weise überreden, daß die Störung des Gemüts, wie man gemeiniglich glaubt, aus Hochmut, Liebe, aus gar zu starkem Nachsinnen und wer weiß was vor einem Mißbrauch der Seelenkräfte entspringen solle.

a) J. Terrasson (1670—1750), französischer Abbé und Gelehrter, von Kant öfters, u. a. auch in der 1. Vorrede zu seiner Kritik der reinen Vernunft, S. XII, erwähnt.

b) Eine Hamburger Medizinische Wochenschrift. Die betreffenden Erörterungen finden sich nach M. Frischeisen-Köhler [Akad.-Ausgabe II 490] im Jahrgang 1761.

Dieses Urteil, welches dem Kranken aus seinem Unglücke einen Grund zu spöttischen Vorwürfen macht, ist sehr lieblos und wird durch einen gemeinen Irrtum veranlasset, nach welchem man Ursache und Wirkung zu verwechseln pflegt. Wenn man nur ein wenig auf die Beispiele achthat, so wird man gewahr, daß zuerst der Körper leide, daß im Anfange, da der Keim der Krankheit sich unvermerkt entwickelt, eine zweideutige Verkehrtheit gespüret wird, die noch keine Vermutung einer Störung des Gemüts gibt, und die sich in wunderlichen Liebesgrillen oder einem aufgeblasenen Wesen oder in vergeblichem, tiefsinnigem Grübeln äußert. Mit der Zeit bricht die Krankheit aus und gibt Anlaß, ihren Grund in dem nächstvorhergehenden Zustande des Gemüts zu setzen. Man sollte aber vielmehr sagen, der Mensch sei hochmütig geworden, weil er schon in einigem Grade gestört war, als, er sei gestört worden, weil er so hochmütig gewesen ist. Diese traurigen Übel, wenn sie nur nicht erblich sind, lassen noch eine glückliche Genesung hoffen, und derjenige, dessen Beistand man hiebei vornehmlich zu suchen hat, ist der Arzt. Doch möchte ich ehrenhalber den Philosophen nicht gerne ausschließen, welcher die Diät des Gemüts verordnen könnte; nur unter dem Beding, daß er hievor, wie für seine mehreste andere Beschäftigung, keine Bezahlung fordere. Zur Erkenntlichkeit würde der Arzt seinen Beistand dem Philosophen auch nicht versagen, wenn dieser bisweilen die große, aber immer vergebliche Kur der Narrheit versuchete. Er würde z. E. in der Tobsucht eines gelehrten Schreiers in Betrachtung ziehen, ob nicht katharktische[a]) Mittel, in verstärkter Dose genommen, dagegen etwas verfangen sollten. Denn da nach den Beobachtungen des Swifts[b]) ein schlecht Gedicht bloß eine Reinigung des Gehirns ist, durch welches viel schädliche Feuchtigkeiten zur Erleichterung des kranken Poeten abgezogen werden, warum sollte eine elende grüblerische Schrift nicht auch dergleichen sein? In diesem Falle aber wäre es ratsam, der Natur einen andern Weg der Reinigung anzuweisen, damit das Übel gründlich und in aller Stille abgeführet werde, ohne das gemeine Wesen dadurch zu beunruhigen.

a) = reinigende, d. h. Abführmittel.

b) Der Titel von Swifts Schrift lautet in der deutschen Übertragung (1733), die Kant wohl im Auge hat, „Dr. Swifts neueste Dichtkunst oder Kunst, in der Poesie zu kriechen“ [Akad.-Ausg.].

III.

Von den
verschiedenen Rassen
der Menschen

1775 (1777)

Erschienen zuerst als Programm zur Ankündigung von Kants Vor-
esungen über physische Geographie im Sommerhalbjahre 1775.
Dann erweitert — in der hier folgenden Form — in J. J. Engels
„Der Philosoph für die Welt“, Leipzig 1777. 2. Teil, S. 125—164.

1. Von der Verschiedenheit der Rassen überhaupt.*)

Im Tierreiche gründet sich die Natureinteilung in Gattungen und Arten auf das gemeinschaftliche Gesetz der Fortpflanzung, und die Einheit der Gattungen a) ist nichts anderes als die Einheit der zeugenden Kraft, welche für eine gewisse Mannigfaltigkeit von Tieren durchgängig geltend ist. Daher muß die Buffonsche Regel, daß Tiere, die miteinander fruchtbare Jungen erzeugen (von welcher Verschiedenheit der Gestalt sie auch sein mögen), doch zu einer und derselben physischen Gattung gehören, eigentlich nur als die Definition einer Naturgattung der Tiere überhaupt zum Unterschiede von allen Schulgattungen derselben angesehen werden. Die Schuleinteilung gehet auf Klassen, welche nach Ähnlichkeiten, die Natureinteilung aber auf Stämme, welche die Tiere nach Verwandtschaften in Ansehung der Erzeugung einteilt. Jene verschafft ein Schulsystem für das Gedächtnis; diese ein Natursystem für den Verstand; die erstere hat nur zur Absicht, die Geschöpfe unter Titel, die zweite, sie unter Gesetze zu bringen.

Nach diesem Begriffe gehören alle Menschen auf der weiten Erde zu einer und derselben Naturgattung, weil sie durchgängig mit einander fruchtbare Kinder zeugen b), so große Verschiedenheiten auch sonst in ihrer Gestalt mögen angetroffen werden. Von dieser Einheit der Naturgattung, welche ebensoviel ist als die Einheit der für sie gemeinschaftlich gültigen Zeugungskraft, kann man nur eine einzige natürliche Ursache anführen: nämlich, daß sie alle zu einem einzigen Stamme gehören, woraus sie unerachtet ihrer Verschiedenheiten ent-

*) In der Ankündigung der Vorlesung von 1775 (s. meine Einleitung zu vorliegendem Bande) finden sich außer kleineren, hier in den Anmerkungen unter A bezeichneten Varianten einzelne größere Verschiedenheiten von unserem Texte von 1777, die am Schlusse (S. 95) besonders wieder angeführt werden.

a) A: „Gattung“.
b) A: „erzeugen“.

sprungen sind oder doch wenigstens haben entspringen können. Im ersteren Falle gehören die Menschen nicht bloß zu einer und derselben Gattung, sondern auch zu Einer Familie; im zweiten sind sie einander ähnlich, aber nicht verwandt, und es müßten viel Lokalschöpfungen angenommen werden, eine Meinung, welche die Zahl der Ursachen ohne Not vervielfältigt. Eine Tiergattung, die zugleich einen gemeinschaftlichen Stamm hat, enthält unter sich nicht verschiedene Arten (denn diese bedeuten eben die Verschiedenheiten der Abstammung); sondern ihre Abweichungen voneinander heißen Abartungen, wenn sie erblich sind. Die erblichen Merkmale der Abstammung, wenn sie mit ihrer Abkunft einstimmig sind, heißen[a]) Nachartungen; könnte aber die Abartung nicht mehr die ursprüngliche Stammbildung herstellen, so würde sie Ausartung heißen.

Unter den Abartungen, d. i. den erblichen Verschiedenheiten der Tiere, die zu einem einzigen Stamme gehören, heißen diejenigen, welche sich sowohl bei allen Verpflanzungen (Versetzungen in andre Landstriche) in langen Zeugungen unter sich beständig erhalten, als auch in der Vermischung mit andern Abartungen desselbigen Stamms jederzeit halbschlächtige Junge zeugen, Rassen. Die, so bei allen Verpflanzungen das Unterscheidende ihrer Abartung zwar beständig erhalten und also nacharten[b]), aber in der Vermischung mit andern nicht notwendig halbschlächtig zeugen, heißen Spielarten; die aber, so zwar oft, aber nicht beständig nacharten, Varietäten. Umgekehrt heißt die Abartung, welche mit andern zwar halbschlächtig erzeugt, aber durch die Verpflanzung nach und nach erlischt, ein besonderer Schlag.

Auf diese Weise sind Neger und Weiße zwar nicht verschiedene Arten von Menschen (denn sie gehören vermutlich[c]) zu einem Stamme), aber doch zwei verschiedene Rassen; weil jede derselben sich in allen Landstrichen perpetuiert, und beide miteinander notwendig halbschlächtige Kinder oder Blendlinge (Mulatten) erzeugen. Dagegen sind Blonde und Brünette nicht verschiedene Rassen der Weißen[d]), weil ein blonder Mann von einer brünetten Frau auch lauter blonde

a) A: „sind".
b) „und also nacharten" fehlt in A.
c) desgl.
d) „der Weißen" desgl.

Kinder haben kann, obgleich jede dieser Abartungen sich bei allen Verpflanzungen lange Zeugungen hindurch erhält. Daher sind sie[a]) Spielarten der Weißen. Endlich bringt die Beschaffenheit des Bodens (Feuchtigkeit oder Trockenheit), imgleichen der Nahrung nach und nach einen erblichen Unterschied oder Schlag unter Tiere einerlei[b]) Stammes und Rasse vornehmlich in Ansehung der Größe, der Proportion der Gliedmaßen (plump oder geschlank), ingleichen des Naturells, der zwar in der Vermischung mit fremden halbschlächtig anartet, aber auf einem andern Boden und bei anderer Nahrung (selbst ohne Veränderung des Klima) in wenig Zeugungen verschwindet. Es ist angenehm, den verschiedenen Schlag der Menschen nach Verschiedenheit dieser Ursachen zu bemerken, wo er in ebendemselben Lande bloß nach den Provinzen kenntlich ist, (wie sich die Böotier, die einen feuchten, von den Atheniensern unterschieden, die einen trockenen Boden bewohnten), welche Verschiedenheit oft freilich nur einem aufmerksamen Auge kenntlich ist, von andern aber belacht wird. Was bloß zu den Varietäten gehört und also an sich selbst (obzwar eben nicht beständig) erblich ist, kann doch durch Ehen, die immer in denselben Familien verbleiben, dasjenige mit der Zeit hervorbringen, was ich den Familienschlag nenne, wo sich etwas Charakteristisches endlich so tief in die Zeugungskraft einwurzelt, daß es einer Spielart nahe kommt und sich wie diese perpetuiert. Man will dieses an dem alten Adel von Venedig, vornehmlich den Damen desselben bemerkt haben. Zum wenigsten sind in der neu entdeckten[c]) Insel Otaheite die adligen Frauen insgesamt größern Wuchses als die gemeinen. — Auf der Möglichkeit, durch sorgfältige Aussonderung der ausartenden Geburten von den einschlagenden endlich einen dauerhaften Familienschlag zu errichten, beruhte die Meinung des Herrn von Maupertuis, einen von Natur edlen Schlag Menschen in irgend einer Provinz zu ziehen, worin Verstand, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit erblich wären. Ein Anschlag, der meiner Meinung nach an sich selbst zwar tunlich, aber durch die weisere Natur ganz wohl verhindert ist, weil eben in der Vermengung

a) A: „sind sie bisweilen".
b) A: „ebendesselben".
c) Von Wallis 1767; Cook, der sie 1769 besuchte, lieferte die erste Beschreibung, die 1774 in deutscher Übersetzung zu Berlin erschien.

des Bösen mit dem Guten die großen Triebfedern liegen, welche die schlafenden Kräfte der Menschheit in Spiel setzen und sie nötigen, alle ihre Talente zu entwickeln und sich der Vollkommenheit ihrer Bestimmung zu nähern. Wenn die Natur ungestört (ohne Verpflanzung oder fremde Vermischung) viele Zeugungen hindurch wirken kann, so bringt sie jederzeit endlich einen dauerhaften Schlag hervor, der Völkerschaften auf immer kenntlich macht und eine Rasse würde genannt werden, wenn das Charakteristische nicht zu unbedeutend schiene und zu schwer zu beschreiben wäre, um darauf eine besondere Abteilung zu gründen[a]).

2. Einteilung der Menschengattung in ihre verschiedenen Rassen.

Ich glaube, man habe nur nötig, vier Rassen derselben anzunehmen, um alle dem ersten Blick kenntliche und sich perpetuierende Unterschiede davon ableiten zu können[b]). Sie sind 1. die Rasse der Weißen, 2. die Negerrasse, 3. die hunnische (mungalische[c]) oder kalmukische) Rasse, 4. die hinduische oder hindistanische Rasse. Zu der erstern, die ihren vornehmsten Sitz in Europa hat, rechne ich noch die Mohren (Mauren von Afrika), die Araber (nach dem Niebuhr[d])), den türkisch-tatarischen Völkerstamm und die Perser, imgleichen alle übrigen Völker von Asien, die nicht durch die übrigen Abteilungen namentlich davon ausgenommen sind. Die Negerrasse der nordlichen Halbkugel ist bloß in Afrika, die der südlichen (außerhalb Afrika) vermutlich nur in Neuguinea eingeboren (Autochthones), in einigen benachbarten Inseln aber bloße Verpflanzungen. Die kalmukische Rasse scheint unter den Koschottischen am reinsten, unter den Torgöts etwas[e]), unter den Dsingorischen mehr mit tatarischem Blute vermischt

a) Die beiden letzten Sätze fehlen in A.

b) In A lautet der Satz etwas verändert: „Ich glaube mit 4 Racen derselben auszulangen, um alle erbliche und sich perpetuierende Unterschiede derselben usw".

c) heute: mongolische.

d) Carsten Niebuhr (1733—1815), Vater des bekannten Historikers, machte im Auftrage einer dänischen Gesellschaft 1761—67 eine große Reise nach Arabien, die er 1772 und 1774 ff. beschrieb.

e) A: „weniger".

zu sein und ist ebendieselbe, welche in den ältesten Zeiten den Namen der Hunnen, später den Namen der Mungalen (in weiter Bedeutung) und jetzt der Ölöts führt. Die hindistanische Rasse ist in dem Lande dieses Namens sehr rein und uralt, aber von dem Volke auf der jenseitigen Halbinsel Indiens unterschieden. Von diesen vier Rassen glaube ich alle übrigen erblichen Völkercharaktere ableiten zu können: entweder als vermischte oder angehende Rassen, wovon die erste aus der Vermischung verschiedener entsprungen ist, die zweite in dem Klima noch nicht lange genug gewohnt hat, um den Charakter der Rasse desselben völlig anzunehmen[a]). So hat die Vermischung des tatarischen mit dem hunnischen Blute an den Karakalpacken, den Nagajen und andern Halbrassen hervorgebracht. Das hindistanische Blut, vermischt mit dem der alten Scythen (in und um Tibet) und mehr oder weniger von dem hunnischen, hat vielleicht die Bewohner der jenseitigen Halbinsel Indiens, die Tonquinesen und Schinesen, als eine vermischte Rasse erzeugt. Die Bewohner der nördlichen Eisküste Asiens sind ein Beispiel einer angehenden hunnischen Rasse, wo sich schon das durchgängig schwarze Haar, das bartlose Kinn, das flache Gesicht und langgeschlitzte, wenig geöffnete Augen zeigen: die Wirkung der Eiszone an einem Volke, welches in spätern Zeiten aus mildererm Himmelsstriche in diese Sitze getrieben worden, so wie die Seelappen, ein Abstamm des ungrischen Volks, in nicht gar viel Jahrhunderten schon ziemlich in das Eigentümliche des kalten Himmelsstrichs eingeartet sind, ob sie zwar von einem wohlgewachsenen Volke aus der temperierten Zone entsprossen waren. Endlich scheinen die Amerikaner eine noch nicht völlig eingeartete[b]) hunnische Rasse zu sein. Denn im äußersten Nordwesten von Amerika (woselbst auch aller Vermutung nach die Bevölkerung dieses Weltteils aus dem Nordosten von Asien, wegen der übereinstimmenden Tierarten in beiden, geschehen sein muß), an den nordlichen Küsten von der Hudsonsbai, sind die Bewohner den Kalmucken ganz ähnlich. Weiter hin in Süden wird das Gesicht zwar offener und erhobener, aber das bartlose

a) In A folgen hinter „anzunehmen", noch die Worte: „die letzte aber durch Verpflanzung in einen andern Landstrich von ihrer alten Race etwas verloren hat, obgleich noch nicht völlig ausgeartet ist".

b) A: „oder halb ausgeartete".

Kinn, das durchgängig schwarze Haar, die rotbraune Gesichtsfarbe, imgleichen die Kälte und Unempfindlichkeit des Naturells, lauter Überbleibsel von der Wirkung eines langen Aufenthalts in kalten Weltstrichen[a]), wie wir bald sehen werden, gehen von dem äußersten Norden dieses Weltteils bis zum Staaten-Eilande fort. Der längere Aufenthalt der Stammväter der Amerikaner in N. O. von Asien und dem benachbarten N. W. von Amerika hat die kalmukische Bildung zur Vollkommenheit gebracht, die geschwindere Ausbreitung ihrer Abkömmlinge aber nach dem Süden dieses Weltteils die amerikanische[b]). Von Amerika aus ist gar nichts weiter bevölkert. Denn auf den Inseln des Stillen Meers sind alle Einwohner, einige Neger ausgenommen, bärtig; vielmehr geben sie einige Zeichen der Abkunft von den Malaien, ebenso wie die auf den sundaischen Inseln; und die Art von Lehnsregierung, welche man auf der Insel Otaheite antraf, und welche auch die gewöhnliche Staatsverfassung der Malaien ist, bestätiget diese Vermutung.

Die Ursache, Neger und Weiße für Grundrassen anzunehmen, ist für sich selbst klar. Was die hindistanische und kalmukische betrifft, so ist das Olivengelb, welches dem mehr oder weniger Braunen der heißen Länder zum Grunde liegt, bei den[c]) erstern ebenso wenig als das originale Gesicht der zweiten von irgendeinem andern bekannten Nationscharakter abzuleiten, und beide drücken sich in vermischten Begattungen unausbleiblich ab. Eben dieses gilt von der in die kalmukische Bildung einschlagenden und damit durch einerlei Ursache verknüpften amerikanischen Rasse. Der Ostindianer gibt durch Vermischung mit dem Weißen den gelben Mestizen, wie der Amerikaner mit demselben den roten und der Weiße mit dem Neger den Mulatten, der Amerikaner mit ebendemselben den Kabugl oder den schwarzen Karaiben: welches jederzeit kenntlich bezeichnete Blendlinge sind und ihre Abkunft von echten Rassen beweisen[d]).

a) A: „den Würkungen . . . im kalten Weltstriche".

b) Der letzte Satz fehlt in A.

c) Hartenstein, Buchenau: „der".

d) Statt der beiden vorhergehenden Sätze hat A nur: „Auch trägt die Art, wie die übrigen unvollkommenen Racen aus diesen abgeleitet werden können, dazu bei, die genannten als Grundracen anzusehen."

3. Von den unmittelbaren Ursachen des Ursprungs dieser verschiedenen Rassen.

Die in der Natur eines organischen Körpers (Gewächses oder Tieres) liegenden Gründe einer bestimmten Auswickelung[a]) heißen, wenn diese Auswickelung besondere Teile betrifft, Keime; betrifft sie aber nur die Größe oder das Verhältnis der Teile untereinander, so nenne ich sie natürliche Anlagen. In den Vögeln von derselben Art, die doch in verschiedenen Klimaten leben sollen, liegen Keime zur Auswickelung einer neuen Schicht Federn, wenn sie im kalten Klima leben, die aber zurückgehalten werden, wenn sie sich im gemäßigten aufhalten sollen. Weil in einem kalten Lande das Weizenkorn mehr gegen feuchte Kälte geschützt werden muß als in einem trocknen oder warmen, so liegt in ihm eine vorher bestimmte Fähigkeit oder natürliche Anlage, nach und nach eine dickere Haut hervorzubringen. Diese Fürsorge der Natur, ihr Geschöpf durch versteckte innere Vorkehrungen auf allerlei künftige Umstände auszurüsten, damit es sich erhalte und der Verschiedenheit des Klima oder des Bodens angemessen sei, ist bewundernswürdig und bringt bei der Wanderung und Verpflanzung der Tiere und Gewächse dem Scheine nach neue Arten hervor, welche nichts anderes als Abartungen und Rassen von derselben Gattung sind, deren Keime und natürliche Anlagen sich nur gelegentlich in langen Zeitläuften auf verschiedene Weise entwickelt haben[1]).

[1]) Wir nehmen die Benennungen Naturbeschreibung und Naturgeschichte gemeiniglich in einerlei Sinne[b]). Allein es ist klar, daß die Kenntnis der Naturdinge, wie sie jetzt sind, immer noch die Erkenntnis von demjenigen wünschen lasse, was sie ehedem gewesen sind, und durch welche Reihe von Veränderungen sie durchgegangen, um an jedem Orte in ihren gegenwärtigen Zustand zu gelangen. Die Naturgeschichte, woran es uns fast noch gänzlich fehlt, würde uns die Veränderung der Erdgestalt, ingleichen die der Erdgeschöpfe (Pflanzen und Tiere), die sie durch natürliche Wandrungen erlitten haben, und ihre daraus entsprungene Abartungen von dem Urbilde der Stammgattung lehren. Sie würde vermutlich eine große Menge scheinbar verschiedene Arten zu Rassen ebenderselben Gattung zurückführen und das jetzt so weitläuftige Schulsystem der Naturbeschreibung in ein physisches System für den Verstand verwandeln.

a) A: „Auswickelung desselben".
b) A: „Bedeutung".

Der Zufall oder allgemeine mechanische Gesetze können solche Zusammenpassungen nicht hervorbringen. Daher müssen wir dergleichen gelegentliche Auswickelungen als vorgebildet ansehn. Allein selbst da, wo sich nichts Zweckmäßiges zeiget, ist das bloße Vermögen, seinen besondern angenommenen Charakter fortzupflanzen, schon Beweises genug, daß dazu ein besonderer Keim oder natürliche Anlage in dem organischen Geschöpf anzutreffen gewesen. Denn äußere Dinge können wohl Gelegenheits-, aber nicht hervorbringende Ursachen von demjenigen sein, was notwendig anerbet und nachartet. So wenig als der Zufall oder physisch-mechanische Ursachen einen organischen Körper hervorbringen können, so wenig werden sie zu seiner Zeugungskraft etwas hinzusetzen, d. i. etwas bewirken, was sich selbst fortpflanzt, wenn es eine besondere Gestalt oder Verhältnis der Teile ist[1]). Luft, Sonne und Nahrung können einen tierischen Körper in seinem Wachstume modifizieren, aber diese Veränderung nicht zugleich mit einer zeugenden Kraft versehen, die vermögend wäre, sich selbst auch ohne diese Ursache wieder hervorzubringen; sondern was sich fortpflanzen soll, muß in der Zeugungskraft schon vorher gelegen haben, als vorher bestimmt zu einer gelegentlichen Auswickelung den Umständen gemäß, darein das Geschöpf geraten kann, und in welchen es sich beständig erhalten soll. Denn in der Zeugungskraft muß nichts dem Tiere Fremdes[a]) hineinkommen können, was vermögend wäre, das Geschöpf nach und nach von seiner ursprünglichen und wesentlichen Bestimmung zu entfernen und wahre Ausartungen hervorzubringen, die sich perpetuierten[b]).

Der Mensch war für alle Klimaten und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt; folglich mußten in ihm mancherlei Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich entweder ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen würde und in dem Fortgange der Zeugungen demselben gleichsam angeboren und dafür gemacht zu sein schiene. Wir wollen nach diesen

[1]) Krankheiten sind bisweilen erblich. Aber diese bedürfen keiner Organisation, sondern nur eines Ferments schädlicher Säfte, die sich durch Ansteckung fortpflanzen. Sie arten auch nicht notwendig an.

a) „dem Tiere Fremdes“ fehlt in A.
b) A: „perpetuieren“.

Begriffen die ganze Menschengattung auf der weiten Erde durchgehn und daselbst zweckmäßige Ursachen seiner Abartungen anführen, wo die natürlichen nicht wohl einzusehen sind, hingegen natürliche, wo wir die Zwecke nicht gewahr werden. Hier merke ich nur an, daß Luft und Sonne diejenigen Ursachen zu sein scheinen, welche auf die Zeugungskraft innigst einfließen und eine dauerhafte Entwickelung der Keime und Anlagen hervorbringen, d. i. eine Rasse gründen können; dahingegen die besondere Nahrung zwar einen Schlag Menschen hervorbringen kann, dessen Unterscheidendes aber bei Verpflanzungen bald erlischt. Was auf die Zeugungskraft haften soll, muß nicht die Erhaltung des Lebens, sondern die Quelle desselben, d. i. die ersten Prinzipien seiner tierischen Einrichtung und Bewegung, affizieren.

Der Mensch, in die Eiszone versetzt, mußte nach und nach in eine kleinere Statur ausarten, weil bei dieser, wenn die Kraft des Herzens dieselbe bleibt, der Blutumlauf in kürzerer Zeit geschieht, der Pulsschlag also schneller und die Blutwärme größer wird. In der Tat fand auch Cranz[a]) die Grönländer nicht allein weit unter der Statur der Europäer, sondern auch von merklich größerer natürlichen Hitze ihres Körpers. Selbst das Mißverhältnis zwischen der ganzen Leibeshöhe und den kurzen Beinen an den nördlichsten Völkern ist ihrem Klima sehr angemessen, da diese Teile des Körpers wegen ihrer Entlegenheit vom Herzen in der Kälte mehr Gefahr leiden. Gleichwohl scheinen doch die meisten der jetzt bekannten Einwohner der Eiszone nur spätere Ankömmlinge daselbst zu sein, wie die Lappen, welche mit den Finnen aus einerlei Stamme, nämlich dem ungrischen entsprungen, nur seit der Auswanderung der letztern (aus dem Osten von Asien) die jetzigen Sitze eingenommen haben und doch schon[b]) in dieses Klima auf einen ziemlichen Grad eingeartet sind.

Wenn aber ein nördliches Volk lange Zeitläufte hindurch genötiget ist, den Einfluß von der Kälte der Eiszone auszustehen, so müssen sich mit ihm noch größere Veränderungen zutragen. Alle Auswickelung, wodurch der Körper seine Säfte nur verschwendet, muß in diesem austrocknenden Himmels-

a) D. C. Cranz (1723—77) hielt sich ein Jahr lang in Grönland auf, das er in einer ‚Historie von Grönland' Lpz. 1765 beschrieb [Akad.-Ausg.].

b) „doch schon" fehlt in A.

striche nach und nach gehemmt werden. Daher werden die Keime des Haarwuchses mit der Zeit unterdrückt, sodaß nur diejenigen übrig bleiben, welche zur notwendigen Bedeckung des Hauptes erforderlich sind. Vermöge einer natürlichen Anlage werden auch die hervorragenden Teile des Gesichts, welches am wenigsten einer Bedeckung fähig ist, da sie durch die Kälte unaufhörlich leiden, vermittelst einer Fürsorge der Natur allmählich flacher werden, um sich besser zu erhalten. Die wulstige Erhöhung unter den Augen, die halbgeschlossenen und blinzenden[a]) Augen scheinen zur Verwahrung derselben teils gegen die austrocknende Kälte der Luft, teils gegen das Schneelicht (wogegen die Eskimos auch Schneebrillen brauchen) wie veranstaltet zu sein, ob sie gleich auch als natürliche Wirkungen des Klima angesehen werden können, die selbst in mildern Himmelsstrichen, nur in weit geringerm Maße, zu bemerken sind. So entspringt nach und nach das bartlose Kinn, die gepletschte Nase, dünne Lippen, blinzende[a]) Augen, das flache Gesicht, die rötlich braune Farbe mit dem schwarzen Haare, mit einem Worte, die kalmukische Gesichtsbildung, welche in einer langen Reihe von Zeugungen in demselben Klima sich bis zu einer dauerhaften Rasse einwurzelt, die sich erhält, wenn ein solches Volk gleich nachher in mildern Himmelsstrichen neue Sitze gewinnt.

Man wird ohne Zweifel fragen, mit welchem Rechte ich die kalmukische Bildung, welche jetzt in einem mildern Himmelsstriche in ihrer größten Vollständigkeit angetroffen wird, tief aus Norden oder Nordosten herleiten könne? Meine Ursache ist diese. Herodot berichtet[b]) schon aus seinen Zeiten, daß die Argippäer, Bewohner eines Landes am Fuße hoher Gebirge, in einer Gegend, welche man für die des Uralgebirges halten kann, kahl und flachnasicht wären und ihre Bäume mit weißen Decken (vermutlich versteht er Filzzelte) bedeckten. Diese Gestalt findet man jetzt in größerm oder kleinerm Maße im Nordosten von Asien, vornehmlich aber in dem nordwestlichen Teil von Amerika, den man von der Hudsonsbai aus hat entdecken können, wo nach einigen neuen Nachrichten die Bewohner wie wahre Kalmuken aussehn. Bedenkt man nun, daß in der ältesten Zeit Tiere und Menschen in dieser Gegend zwi-

a) A: „blinzernden, blinzernde“,
b) Buch IV, cap 23.

schen Asien und Amerika müssen gewechselt haben, indem man einerlei Tiere in dem kalten Himmelsstriche beider Weltteile antrifft, daß diese menschliche Rasse sich allererst etwa 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung (nach dem Desguignes[a]) über den Amurstrom hinaus den Chinesen zeigte und nach und nach andere Völker von tatarischen, ungrischen und andern Stämmen aus ihren Sitzen vertrieb, so wird diese Abstammung aus dem kalten Weltstriche nicht ganz erzwungen scheinen.

Was aber das Vornehmste ist, nämlich die Ableitung der Amerikaner als einer nicht völlig eingearteten[b]) Rasse, eines Volks, das lange den nördlichsten Weltstrich bewohnt hat, wird gar sehr durch den erstickten Haareswuchs an allen Teilen des Körpers außer dem Haupte, durch die rötliche Eisenrostfarbe der kälteren und die dunklere Kupferfarbe heißerer Landstriche dieses Weltteils bestätigt. Denn das Rotbraune scheint (als eine Wirkung der Luftsäure) ebenso dem kalten Klima, wie das Olivenbraun (als eine Wirkung des Laugenhaft-Gallichten der Säfte) dem heißen Himmelsstriche angemessen zu sein, ohne einmal das Naturell der Amerikaner in Anschlag zu bringen, welches eine halb erloschene Lebenskraft verrät[1]), die am natürlichsten für die Wirkung einer kalten Weltgegend angesehen werden kann.

Die größeste feuchte Hitze des warmen Klima muß hingegen an einem Volke, das darin alt genug geworden, um seinem Boden völlig anzuarten, Wirkungen zeigen, die den vorigen gar sehr entgegengesetzt sind. Es wird gerade das Widerspiel der kalmuckischen Bildung erzeugt werden. Der Wuchs der schwammichten Teile des Körpers mußte in einem heißen und feuchten Klima zunehmen; daher eine dicke Stülpnase und Wurstlippen. Die Haut mußte geölt sein, nicht bloß um die zu starke Ausdünstung zu mäßigen, sondern die schäd-

[1]) Um nur ein Beispiel anzuführen, so bedient man sich in Surinam der roten Sklaven (Amerikaner) nur allein zu häuslichen Arbeiten, weil sie zur Feldarbeit zu schwach sind, als wozu man Neger braucht. Gleichwohl fehlt es hier nicht an Zwangsmitteln; aber es gebricht den Eingeborenen dieses Weltteils überhaupt an Vermögen und Dauerhaftigkeit[c]).

a) J. de Guignes (1721—1800), französischer Orientalist, schrieb 1756 eine ‚Allgemeine Geschichte der Hunnen'. [Akad.-Ausg.]

b) A: „eingearteten oder vielleicht halb ausgearteten".

c) Diese Anmerkung fehlt in A.

liche Einsaugung der faulichten Feuchtigkeiten der Luft zu verhüten. Der Überfluß der Eisenteilchen, die sonst in jedem Menschenblute angetroffen werden und hier durch die Ausdünstung des phosphorischen Sauren (wornach alle Neger stinken) in der netzförmigen Substanz gefället worden, verursacht die durch das Oberhäutchen durchscheinende Schwärze, und der starke Eisengehalt im Blute scheint auch nötig zu sein, um der Erschlaffung aller Teile vorzubeugen. Das Öl der Haut, welches den zum Haareswuchs erforderlichen Nahrungsschleim schwächt, verstattete kaum die Erzeugung einer den Kopf bedeckenden Wolle. Übrigens ist feuchte Wärme dem starken Wuchs der Tiere überhaupt beförderlich und kurz, es entspringt der Neger, der seinem Klima wohl angemessen, nämlich stark, fleischig, gelenk, aber unter der reichlichen Versorgung seines Mutterlandes faul, weichlich und tändelnd ist.

Der Eingeborene von Hindistan kann als aus einer der ältesten menschlichen Rassen entsprossen angesehen werden. Sein Land, welches nordwärts an ein hohes Gebürge gestützt und von Norden nach Süden bis zur Spitze seiner Halbinsel von einer langen Bergreihe durchzogen ist, (wozu ich nordwärts noch Tibet, vielleicht den allgemeinen Zufluchtsort des menschlichen Geschlechts während, und dessen Pflanzschule nach der letzten großen Revolution unsrer Erde, mitrechne), hat in einem glücklichen Himmelsstriche die vollkommenste Scheitelung der Wasser (Ablauf nach zween Meeren), die sonst kein im glücklichen Himmelsstriche liegender[a]) Teil des festen Landes von Asien hat. Es konnte also in den ältesten Zeiten trocken und bewohnbar sein, da sowohl die östliche Halbinsel Indiens als China, (weil in ihnen die Flüsse, anstatt sich zu scheiteln, parallel laufen), in jenen Zeiten der Überschwemmungen noch unbewohnt sein mußten. Hier konnte sich also in langen Zeitläuften eine feste menschliche Rasse gründen. Das Olivengelb der Haut des Indianers, die wahre Zigeunerfarbe, welche dem mehr oder weniger dunkeln Braun anderer östlicheren Völker zum Grunde liegt, ist auch ebenso charakteristisch und in der Nachartung beständig als die schwarze Farbe der Neger und scheint zusamt der übrigen Bildung und dem verschiedenen Naturelle ebenso die Wirkung einer trockenen,

a) „im glücklichen Himmelsstriche liegender" fehlt in A.

wie die letztere der feuchten Hitze zu sein. Nach Herrn Ives[a]) sind die gemeinen Krankheiten der Indianer verstopfte Gallen und geschwollene Lebern; ihre angeborne Farbe aber ist gleichsam gelbsüchtig und scheint eine kontinuierliche Absonderung der ins Blut getretenen Galle zu beweisen, welche als seifenartig die verdickten Säfte vielleicht auflöset und verflüchtigt und dadurch wenigstens in den äußern Teilen das Blut abkühlt. Eine hierauf oder auf etwas Ähnliches hinauslaufende Selbsthilfe der Natur, durch eine gewisse Organisation (deren Wirkung sich an der Haut zeigt), dasjenige kontinuierlich wegzuschaffen, was den Blutumlauf reizt, mag wohl die Ursache der kalten Hände der Indianer sein[1]) und vielleicht, (wiewohl man dieses noch nicht beobachtet hat), einer überhaupt verringerten Blutwärme, die sie fähig macht, die Hitze des Klima ohne Nachteil zu ertragen.

Da hat man nun Mutmaßungen, die wenigstens Grund genug haben, um andern Mutmaßungen die Wage zu halten, welche die Verschiedenheiten der Menschengattung so unvereinbar finden, daß sie deshalb lieber viele Lokalschöpfungen annehmen. Mit Voltairen sagen: Gott, der das Renntier in Lappland schuf, um das Moos dieser kalten Gegenden zu ver-

[1]) Ich hatte zwar sonst gelesen, daß diese Indianer die Besonderheit kalter Hände bei großer Hitze haben, und daß dieses eine Frucht ihrer Nüchternheit und Mäßigkeit sein solle. Allein als ich das Vergnügen hatte, den aufmerksamen und einsehenden Reisenden, Herrn Eaton, der einige Jahre als holländischer Konsul und Chef ihrer Etablissements zu Bassora usw. gestanden, bei seiner Durchreise durch Königsberg zu sprechen, so benachrichtigte er mich, daß, als er in Surat mit der Gemahlin eines europäischen Konsuls getanzt habe, er verwundert gewesen wäre, schwitzige und kalte Hände an ihr zu fühlen (die Gewohnheit der Handschuhe ist dort noch nicht angenommen), und da er andern seine Befremdung geäußert, zur Antwort bekommen habe, sie habe eine Indianerin zur Mutter gehabt, und diese Eigenschaft sei an ihnen erblich. Ebenderselbe bezeugte auch, daß, wenn man die Kinder der Parsis mit denen der Indianer dort zusammen sähe, die Verschiedenheit der Rassen in der weißen Farbe der ersten und der gelbbraunen der zweiten sogleich in die Augen falle; ingleichen, daß die Indianer in ihrem Baue noch das Unterscheidende an sich hätten, daß ihre Schenkel über das bei uns gewöhnliche Verhältnis länger wären.

a) Edward Ives, englischer Schiffsarzt († 1786), machte 1754 eine Reise nach Indien und Persien, die er 1773 beschrieb, ins Deutsche übersetzt von Dohm, Leipzig 1774/75 [Akad.-Ausg.]

zehren, der schuf auch daselbst den Lappländer, um dieses Renntier zu essen, ist kein übler Einfall für einen Dichter, aber ein schlechter Behelf für den Philosophen, der die Kette der Natururursachen[a]) nicht verlassen darf als da, wo er sie augenscheinlich an das unmittelbare Verhängnis geknüpft sieht.

Man schreibt jetzt mit gutem Grunde die verschiedenen Farben der Gewächse dem durch unterschiedliche Säfte gefälleten Eisen zu. Da alles Tierblut Eisen enthält, so hindert uns nichts, die verschiedene Farbe dieser Menschenrassen ebenderselben Ursache beizumessen. Auf diese Art würde etwa das Salzsaure oder das phosphorisch Saure oder das flüchtig Laugenhafte der ausführenden Gefäße der Haut die Eisenteilchen im Reticulum rot oder schwarz oder gelb niederschlagen. In dem Geschlechte der Weißen würde aber dieses in den Säften aufgelösete Eisen gar nicht niedergeschlagen und dadurch zugleich die vollkommene Mischung der Säfte und Stärke dieses Menschenschlags vor den übrigen bewiesen. Doch dieses ist nur eine flüchtige Anreizung zur Untersuchung in einem Felde, worin ich zu fremd bin, um mit einigem Zutraun auch nur Mutmaßungen zu wagen.

Wir haben vier menschliche Rassen gezählt, worunter alle Mannigfaltigkeiten dieser Gattung sollen begriffen sein. Alle Abartungen aber bedürfen doch einer Stammgattung, die wir entweder für schon erloschen ausgeben oder aus den vorhandenen diejenige aussuchen müssen, womit wir die Stammgattung am meisten vergleichen können. Freilich kann man nicht hoffen, jetzt irgendwo in der Welt die ursprüngliche menschliche Gestalt unverändert anzutreffen. Eben aus diesem Hange der Natur, dem Boden allerwärts in langen Zeugungen anzuarten, muß jetzo die Menschengestalt allenthalben mit Lokal-Modifikation behaftet sein. Allein der Erdstrich vom 31 sten bis zum 52sten[b]) Grade der Breite in der alten Welt, (welche auch in Ansehung der Bevölkerung den Namen der alten Welt zu verdienen scheint), wird mit Recht für denjenigen gehalten, in welchem die glücklichste Mischung der Einflüsse der kältern und heißern Gegenden und auch der größte Reichtum an Erdgeschöpfen angetroffen wird; wo auch der Mensch, weil er von da aus zu allen Verpflanzungen gleich gut zubereitet ist, am

a) A: „Natursachen", verb. Hartenstein.
b) Kant: „32sten", verb. Hartenstein.

wenigsten von seiner Urbildung abgewichen sein müßte. Hier finden wir aber zwar weiße, doch brünette Einwohner, welche Gestalt wir also für die der Stammgattung nächste annehmen wollen. Von dieser scheint die hochblonde von zarter weißer Haut, rötlichem Haar, bleichblauen Augen die nächste nördliche Abartung zu sein, welche zur Zeit der Römer die nördlichen Gegenden von Deutschland und (andern Beweistümern nach) weiter hin nach Osten bis zum altaischen Gebirge, allerwärts aber unermeßliche Wälder in einem ziemlich kalten Erdstriche bewohnte. Nun hat der Einfluß einer kalten und feuchten Luft, welche den Säften einen Hang zum Skorbut zuzieht, endlich einen gewissen Schlag Menschen hervorgebracht, der bis zur Beständigkeit[a]) einer Rasse würde gediehen sein, wenn in diesem Erdstriche nicht so häufig fremde Vermischungen den Fortgang der Abartung unterbrochen hätten. Wir können diese also zum wenigsten als eine Annäherung den wirklichen Rassen beizählen, und alsdann werden diese in Verbindung mit den Naturursachen ihrer Entstehung sich unter folgenden Abriß bringen lassen.

Stammgattung.

Weiße von brünetter Farbe.

Erste Rasse, Hochblonde (Nördl. Eur.) von feuchter Kälte.
Zweite Rasse, Kupferrote (Amerik.) von trockner Kälte.
Dritte Rasse, Schwarze (Senegambia) von feuchter Hitze.
Vierte Rasse, Olivengelbe (Indianer) von trockner Hitze.

4. Von den Gelegenheitsursachen der Gründung verschiedener Rassen.

Was bei der Mannigfaltigkeit der Rassen auf der Erdfläche die größte Schwierigkeit macht, welchen Erklärungsgrund man auch annehmen mag, ist, daß ähnliche Land- und Himmelsstriche doch nicht dieselbe Rasse enthalten, daß Amerika in seinem heißesten Klima keine ostindische, noch viel weniger eine dem Lande angeborne Negergestalt zeigt, daß es in Arabien oder Persien kein einheimisches indisches Olivengelb gibt, ungeachtet diese Länder in Klima und Luftbeschaffenheit mit jenem Lande sehr übereinkommen, usw. Was die erstere dieser Schwierigkeiten betrifft, so läßt sie sich aus der

a) Tieftrunk, Hartenstein: „Selbständigkeit“.

Art der Bevölkerung dieses Himmelsstrichs faßlich genug beantworten. Denn wenn einmal durch den langen Aufenthalt seines Stammvolks im N. O. von Asien oder des benachbarten Amerika sich eine Rasse wie die jetzige gegründet hatte, so konnte diese durch keine fernere Einflüsse des Klima in eine andere Rasse verwandelt werden. Denn nur die Stammbildung kann in eine Rasse ausarten; diese aber, wo sie einmal Wurzel gefaßt und die andern Keime erstickt hat, widerstehet aller Umformung eben darum, weil der Charakter der Rasse einmal in der Zeugungskraft überwiegend geworden.

Was aber die Lokalität der Negerrasse betrifft, die nur Afrika[1]) (in der größten Vollkommenheit Senegambia) eigen ist, ingleichen die der indischen, welche in dieses Land eingeschlossen ist, (außer wo sie ostwärts halbschlächtig angeartet zu sein scheint), so glaube ich, daß die Ursache davon in einem inländischen Meere der alten Zeit gelegen habe, welches sowohl Hindistan als Afrika von andern sonst nahen Ländern abgesondert gehalten. Denn der Erdstrich, der von der Grenze Dauriens über die Mungalei, kleine Bucharei, Persien, Arabien, Nubien, die Sahara bis Capo Blanco in einem nur wenig unterbrochenen Zusammenhange fortgeht, sieht seinem größten Teile nach dem Boden eines alten Meeres ähnlich. Die Länder in diesem Striche sind das, was Buache[a]) Platteform nennt, nämlich hohe und mehrenteils wagerecht gestellte Ebenen, in denen die daselbst befindlichen Gebirge nirgend einen weitgestreckten Abhang haben, indem ihr Fuß unter horizontalliegendem Sande vergraben ist, daher die Flüsse, deren es daselbst wenig gibt, nur einen kurzen Lauf haben und im Sande versiegen. Sie sind den Bassins alter Meere ähnlich, weil sie mit Höhen umgeben sind, in ihrem Inwendigen, im ganzen betrachtet, Wasserpaß halten und daher einen Strom weder einnehmen

[1]) In dem heißen südlichen Weltstriche gibt es auch einen kleinen Stamm von Negers, die sich bis zu den benachbarten Inseln ausgebreitet, von denen man wegen der Vermengung mit Menschen von indischen Halbschlag beinahe glauben sollte, daß sie nicht diesen Gegenden angeboren, sondern vor alters bei einer Gemeinschaft, darin die Malaien mit Afrika gestanden, nach und nach herübergeführt worden.

a) Ph. Buache (1700—73), bedeutender französischer Geograph, der namentlich die Erdoberfläche in eine große Anzahl von Strombecken mit Gebirgs-Wasserscheiden einteilte.

noch auslassen, überdem auch mit dem Sande, dem Niederschlag eines alten, ruhigen Meers, größtenteils bedeckt sind. Hieraus wird es nun begreiflich, wie der indische Charakter in Persien und Arabien nicht habe Wurzel fassen können, die damals noch zum Bassin eines Meeres dienten, als Hindistan vermutlich lange bevölkert war; ingleichen, wie sich die Negerrasse sowohl als die indische unvermengt von nordischem Blute lange Zeit erhalten konnte, weil sie davon durch eben dieses Meer abgeschnitten war. Die Naturbeschreibung (Zustand der Natur in der jetzigen Zeit) ist lange nicht hinreichend, von der Mannigfaltigkeit der Abartungen Grund anzugeben. Man muß, so sehr man auch und zwar mit Recht der Frechheit der Meinungen feind ist, eine *Geschichte* der Natur wagen, welche eine abgesonderte Wissenschaft ist, die wohl nach und nach von Meinungen zu Einsichten fortrücken könnte.

Anhang.

Größere Abweichungen der Ausgabe von 1775 (A.).

In der Ankündigung der Vorlesungen findet sich zu Anfang folgender einleitende Satz:

Die Vorlesung, welche ich ankündige, wird mehr eine nützliche Unterhaltung als eine mühsame Beschäftigung sein; daher die Untersuchung, womit ich diese Ankündigung begleite, zwar etwas vor den Verstand, aber mehr wie ein Spiel desselben als eine tiefe Nachforschung enthalten wird.

Statt des Abschnittes „Die größeste *feuchte Hitze*“ — „tändelnd ist“ (S. 89/90) die Sätze:

Die größeste feuchte Hitze des warmen Klima muß hingegen an einem Volke, dessen fruchtbarste Landstriche gerade diejenige sein, worin der Einfluß von beiden am heftigsten ist, wenn es jetzt alt genug ist, um seinem Boden völlig anzuarten, Wirkungen zeigen, die den vorichten gar sehr entgegen gesetzt sind. Der Verlust der Säfte durch Ausdünstung (wegen der Hitze der Weltgegend) erforderte und die Hitze bewirkte es, daß die Keime des Haareswuchses als einer Verschwendung derselben zurückgehalten würden, außer auf dem Haupte. Die Haut muß geölt sein, damit diese Ausdünstung vermindert würde. (Die schwarze Farbe derselben kann als eine Nebenfolge durch die Fällung der Eisenteile, welche in allem Tier-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

blute enthalten sind, vermittelst der besondern Eigenschaft der ausdünstenden Säfte angesehen werden.) Der Wuchs der schwammigten Teile des Körpers mußte in einem heißen und feuchten Klima zunehmen; daher die dicke Stülpnase und Wurstlippen. Kurz, es entsprang der Neger, der seinem Klima wohl angemessen ist: stark, fleischig, gelenk, von warmem Blut, aus Mischung und von trägem, wegen Schlaffheit der Gefäße ist.

Statt „Hier konnte sich also“ — „zu ertragen“ hat A. (S. 90/91):

Damals scheint auch dieses Land von allen Ländern Asiens lange Zeit abgeschnitten gewesen zu sein. Denn der große Landstrich, der zwischen dem mustag- und dem altaischen Gebirge, imgleichen zwischen der kleinen Bucharei und Daurien inne liegt und Hindistan nordwärts abschneidet, so wie andererseits Persien und Arabien, welche es westwärts von der übrigen Welt absondern, sind Länder, die zu dem Meere hin entweder gar keinen oder nur nahe an den Küsten einen kurzen Abhang haben (Buache nennt dergleichen hohe und wagrecht gestellte Länder Platteformen) und also gleichsam Bassins alter Meere, die nach und nach eingetrocknet sind, wie der Sand[1]), der die Fläche derselben fast allenthalben bedecket und vermutlich ein Niederschlag der alten, ruhigen Wasser ist, es zu bestätigen scheint.

Hindistan also, in jener Zeit abgeschnitten von der übrigen Welt, (welches man auch von Afrika vermittelst der Wüste Sa-

[1]) Die Platteformen heißen Ebenen, weil der Fuß der in ihrem Innern befindlichen Gebirge mehrenteils mit horizontal liegendem Sande bedeckt ist, und sie also keinen weiterstreckten Abhang ihres Bodens haben. Weswegen sie auch viele Flüsse enthalten, die im Sande versiegen und das Meer nicht erreichen, ein Umstand, den man sonst nirgend in der Welt antrifft. Alle Sandwüsten sind hohe Ebenen (Platteformen), und alle hohen Ebenen sind Sandwüsten: ein merkwürdiger Satz über das Bauwerk der Erde. Sie sind als trockene Bassins anzusehen, weil sie von Höhen eingeschlossen sind, und da sie im ganzen Wasserpaß halten, ihr Sand aber über den Fuß der nächsten oder inwendigen Gebirge erhöhet ist, so nehmen sie keinen Fluß ein und lassen keinen aus. Der Gürtel von der Grenze Dauriens an über die Mungalei, kleine Bucharei, Persien, Arabien, Nubien, die Sahara bis zu Capo blanco ist das einzige, was man von dieser Art auf der Erde antrifft und ziemlich zusammenhangend aussieht.

hara, dem sichtbaren Bassin eines alten Meeres, sagen kann), konnte in langen Zeitläuften eine feste menschliche Rasse gründen. Das Olivengelb der Haut des Indianers, die wahre Zigeunerfarbe, welche dem mehr oder weniger dunkeln Braun anderer östlichen Völker zum Grunde liegt, ist ebenso charakteristisch und in der Nachartung beständig als die schwarze Farbe der Neger und scheint zusamt der übrigen Bildung und dem verschiedenen Naturelle ebenso die Wirkung einer trockenen wie die letztere der feuchten Hitze zu sein. Der Indianer gibt in der Vermischung mit dem Weißen den gelben Mestizen, wie der Amerikaner den roten, oder der letztere mit dem Neger den Kabugl (den schwarzen Karaiben), welche insgesamt Blendlinge sind und ihre Abkunft von echten Rassen beweisen.

Frägt man, mit welcher der jetzigen Rassen der erste Menschenstamm wohl möge die meiste Ähnlichkeit gehabt haben, so wird man sich, wiewohl ohne jenes Vorurteil, wegen der anmaßlich größeren Vollkommenheit einer Farbe vor der andern vermutlich für die der Weißen erklären. Denn der Mensch, dessen Abkömmlinge in alle Himmelsstriche einarten sollten, konnte hiezu am geschicktesten sein, wenn er uranfänglich dem temperierten Klima angemessen war: weil solches zwischen den äußersten Grenzen der Zustände, darin er geraten sollte, mitten inne liegt. Und hieselbst finden wir auch von den ältesten Zeiten her die Rasse der Weißen.

Hinter „geknüpft sieht" (S. 92) schließt die Ankündigung der Vorlesung ab mit den Worten:

Die physische Geographie, die ich hiedurch ankündige, gehört zu einer Idee, welche ich mir von einem nützlichen akademischen Unterricht mache, den ich die Vorübung in der Kenntnis der Welt nennen kann. Diese Weltkenntnis ist es, welche dazu dient, allen sonst erworbenen Wissenschaften und Geschicklichkeiten das Pragmatische zu verschaffen, dadurch sie nicht bloß für die Schule, sondern für das Leben brauchbar werden, und wodurch der fertig gewordene Lehrling auf den Schauplatz seiner Bestimmung, nämlich in die Welt, eingeführt wird. Hier liegt ein zwiefaches Feld vor ihm, wovon er einen vorläufigen Abriß nötig hat, um alle künftige Erfahrungen darin nach Regeln ordnen zu können; nämlich die Natur und der Mensch. Beide Stücke aber müs-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

sen darin *kosmologisch* erwogen werden, nämlich nicht nach demjenigen, was ihre Gegenstände im einzelnen Merkwürdiges enthalten (Physik und empirische Seelenlehre), sondern was ihr Verhältnis im ganzen, worin sie stehen und darin ein jeder selbst seine Stelle einnimmt, uns anzumerken gibt. Die erstere Unterweisung nenne ich *physische Geographie* und habe sie zur Sommervorlesung bestimmt, die zweite *Anthropologie*, die ich für den Winter aufbehalte. Die übrigen Vorlesungen dieses halben Jahres sind schon gehörigen Orts öffentlich angezeigt worden.

IV.

Zwei Aufsätze,

das Philanthropin betreffend

1776—1777

Genaueres über den Erscheinungsort s. Einleitung.

1. Dessau 1776.

Erstes Stück des philanthropinischen Archivs, mitgeteilt von verbrüderten Jugendfreunden an Vormünder der Menschheit, besonders welche eine Schulverbesserung beginnen, und an Väter und Mütter, welche Kinder ins Dessauische Philanthropin senden wollen.

Niemals ist wohl eine billigere Foderung an das menschliche Geschlecht getan und niemals ein so großer und sich selbst ausbreitender Nutze davor uneigennützig angeboten worden, als es hier von Herren Basedow geschieht, der sich samt seinen ruhmwürdigen Mitgehilfen hiemit der Wohlfahrt und Verbesserung der Menschen feierlich geweihet hat. Das, woran gute und schlechte Köpfe Jahrhunderte hindurch gebrütet haben, was aber ohne den feurigen und standhaften Eifer eines einzigen einsehenden und rüstigen Mannes noch ebensoviel Jahrhunderte in dem Schoße frommer Wünsche würde geblieben sein, nämlich die echte, der Natur sowohl als allen bürgerlichen Zwecken angemessene Erziehungsanstalt, das stehet jetzt mit seinen unerwartet schnellen Wirkungen wirklich da und fodert fremde Beihilfe auf, nur um sich, sowie sie jetzt da ist, zu erweitern, ihren Samen über andere Länder auszustreuen und ihre Gattung zu verewigen. Denn darin hat das, was nur die Entwickelung der in der Menschheit liegenden natürlichen Anlagen ist, einerlei Eigenschaft mit der allgemeinen Mutter Natur, daß sie ihre Samen nicht ausgehen läßt, sondern sich selbst vervielfältigt und ihre Gattung erhält. Jedem gemeinen Wesen, jedem einzelnen Weltbürger ist unendlich daran gelegen, eine Anstalt kennen zu lernen, wodurch eine ganz neue Ordnung menschlicher Dinge anhebt; (man kann sich von derselben in diesem Archiv und der Basedowschen Schrift: Für Kosmopoliten Etwas zu lesen usw. usw. belehren), und die, wenn sie schnell ausgebreitet wird, eine so große und so weit hinaussehende Reform im Privatleben sowohl als im bürgerlichen Wesen hervorbringen muß, als man sich bei flüchtigem Blick nicht leicht vorstellen möchte. Um

deswillen ist es auch der eigentliche Beruf jedes Menschenfreundes, diesen noch zarten Keim, so viel an ihm ist, mit Sorgfalt zu pflegen, zu beschützen oder ihn wenigstens dem Schutze derer, die mit einem guten Willen das Vermögen verbinden, Gutes zu tun, unablässig zu empfehlen; denn wenn er, wie der glückliche Anfang hoffen läßt, einmal zum vollständigen Wachstume gelanget sein wird, so werden die Früchte desselben sich bald in alle Länder und bis zur spätesten Nachkommenschaft verbreiten. Der 13te Mai ist in dieser Absicht ein wichtiger Tag. Auf denselben ladet der seiner Sache gewisse Mann die gelehrtesten und einsehendesten Männer benachbarter Städte und Universitäten zum Schauen desjenigen ein, was sie bloßen Erzählungen zu glauben schwerlich würden bewogen werden können. Das Gute hat eine unwiderstehliche Gewalt, wenn es angeschauet wird. Die Stimme verdienstvoller und beglaubigter Deputierter der Menschheit (wovon wir eine gute Anzahl zu diesem Kongresse wünschen) müßte die Aufmerksamkeit Europens auf das, was sie so nahe angeht, notwendig rege machen und es zur tätigen Teilnehmung an einer so gemeinnützigen Anstalt bewegen. Jetzt muß es schon jedem Menschenfreunde zum größesten Vergnügen und zu nicht minder reizender Hoffnung der Nachfolge eines so edlen Beispiels gereichen, daß (wie in der letzteren Zeitung gemeldet worden) das Philanthropin durch eine ansehnliche Beihilfe von hoher Hand a) wegen seiner Fortdauer gesichert worden. Es ist bei solchen Umständen auch nicht zu zweifeln, daß nicht von allerlei Gegenden Pensionisten hinzueilen sollten, um sich in dieser Anstalt die Plätze, daran es vielleicht bald gebrechen möchte, zu versichern; was aber denen, die eine schnelle Ausbreitung des Guten sehnlich wünschen, am meisten am Herzen liegt, nämlich das Absenden geschickter Kandidaten nach Dessau, um sich in der philanthropischen Erziehungsart zu belehren und zu üben, dieses einzige Mittel, in kurzem allerwärts gute Schulen zu haben, das scheint eine ungesäumte Aufmerksamkeit und großmütigen Beistand vermögender Gönner vorzüglich zu erfodern. In Erwartung, daß dieser Wunsch auch bald in seine Erfüllung gehe, ist es allen Lehrern sowohl in der Privat- als öffentlichen Schulunterweisung sehr zu empfehlen,

a) Gemeint ist eine Schenkung des Fürsten Leopold III. von Anhalt-Dessau (1740—1817), seit 1751 Regent des Ländchens.

sich der Basedowschen Schriften und von ihm herausgegebenen Schulbücher sowohl zu eigener Belehrung, als der letzteren zur Übung ihrer anvertrauten Jugend zu bedienen und dadurch, soviel als vorläufig geschehen kann, ihre Unterweisung schon jetzt philanthropisch zu machen. Kostet in der Kanterschen Buchhandlung 15 gr.

2. An das gemeine Wesen.

Es fehlt in den gesitteten Ländern von Europa nicht an Erziehungsanstalten und an wohlgemeintem Fleiße der Lehrer, jedermann in diesem Stücke zu Diensten zu sein, und gleichwohl ist es jetzt einleuchtend bewiesen, daß sie insgesamt im ersten Zuschnitt verdorben sind, daß, weil alles darin der Natur entgegen arbeitet, dadurch bei weitem nicht das Gute aus dem Menschen gebracht werde, wozu die Natur die Anlage gegeben, und daß, weil wir tierische Geschöpfe nur durch Ausbildung zu Menschen gemacht werden, wir in kurzem ganz andre Menschen um uns sehen würden, wenn diejenige Erziehungsmethode allgemein in Schwang käme, die weislich aus der Natur selbst gezogen und nicht von der alten Gewohnheit vorher[a]) und unerfahrener Zeitalter sklavisch nachgeahmet worden.

Es ist aber vergeblich, dieses Heil des menschlichen Geschlechts von einer allmählichen Schulverbesserung zu erwarten. Sie müssen umgeschaffen werden, wenn etwas Gutes aus ihnen entstehen soll, weil sie in ihrer ursprünglichen Einrichtung fehlerhaft sind, und selbst die Lehrer derselben eine neue Bildung annehmen müssen. Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dieses bewirken. Und dazu gehöret nichts weiter, als nur eine Schule, die nach der echten Methode von Grunde aus neu angeordnet, von aufgeklärten Männern nicht mit lohnsüchtigem, sondern edelmütigem Eifer bearbeitet und während ihrem Fortschritte zur Vollkommenheit von dem aufmerksamen Auge der Kenner in allen Ländern beobachtet und beurteilt, aber auch durch den vereinigten Beitrag aller Menschenfreunde bis zur Erreichung ihrer Vollständigkeit unterstützt und fortgeholfen würde.

Eine solche Schule ist nicht bloß vor die, welche sie erzieht, sondern, welches unendlich wichtiger ist, durch diejeni-

a) „roher“ (Hartenstein)?

gen, denen sie Gelegenheit gibt, sich nach und nach in großer Zahl bei ihr nach der wahren Erziehungsmethode zu Lehrern zu bilden, ein Samkorn, vermittelst dessen sorgfältiger Pflege in kurzer Zeit eine Menge wohl unterwiesener Lehrer erwachsen kann, die ein ganzes Land bald mit guten Schulen bedecken werden.

Die Bemühungen des gemeinen Wesens aller Länder sollten nun darauf zuerst gerichtet sein, einer solchen Musterschule von allen Orten und Enden Handreichung zu tun, um sie bald zu der ganzen Vollkommenheit zu verhelfen, dazu sie in sich selbst schon die Quellen enthält. Denn ihre Einrichtung und Anlage sofort in anderen Ländern nachahmen zu wollen und sie selbst, die das erste vollständige Beispiel und Pflanzschule der guten Erziehung werden soll, indessen unter Mangel und Hindernissen in ihrem Fortschritt zur Vollkommenheit aufhalten, das heißt so viel, als den Samen vor der Reife aussäen, um hernach Unkraut zu ernten.

Eine solche Erziehungsanstalt ist nun nicht mehr bloß eine schöne Idee, sondern zeigt sich mit sichtbaren Beweisen der Tunlichkeit dessen, was längst gewünscht worden, in tätigen und sichtbaren Beweisen. Gewiß eine Erscheinung unserer Zeit, die, obzwar von gemeinen Augen übersehen, jedem verständigen und an dem Wohl der Menschheit teilnehmenden Zuschauer viel wichtiger sein muß, als das glänzende Nichts auf dem jederzeit veränderlichen Schauplatze der großen Welt, wodurch das Beste des menschlichen Geschlechts, wo nicht zurückgesetzt, doch nicht um ein Haar breit weitergebracht wird.

Der öffentliche Ruf und vornehmlich die vereinigten Stimmen gewissenhafter und einsehender Kenner aus verschiedenen Ländern werden die Leser dieser Zeitung schon das Dessauische Edukationsinstitut (Philanthropin) als dasjenige einzige kennen gelehrt haben, was diese Merkmale der Vortrefflichkeit an sich trägt, wovon es eine nicht der geringsten ist, daß es seiner Einrichtung gemäß alle ihm im Anfange etwa noch anhängende Fehler natürlicherweise von selbst abwerfen muß. Die dawider sich hie oder da regenden Anfälle und bisweilen Schmähschriften, (deren eine, nämlich die Mangelsdorfische[a]), neuerlich von Herrn Basedow mit der eigen-

a) K. E. Mangelsdorf, geb. 1748, bis 1777 Lehrer am Philanthropin, schrieb noch im selben Jahre zwei Broschüren gegen dasselbe. Er wurde später (1782) Kollege Kants als Professor der

tümlichen Würde der Rechtschaffenheit beantwortet worden), sind so gewöhnliche Griffe der Tadelsucht und des sich auf seinem Miste verteidigenden alten Herkommens, daß eine ruhige Gleichgültigkeit dieser Art Leute, die auf alles, was sich als gut und edel ankündigt, jederzeit hämische Blicke werfen, vielmehr einigen Verdacht wegen der Mittelmäßigkeit dieses sich erhebenden Guten erregen müßte.

Diesem Institute nun, welches der Menschheit und also der Teilnehmung jedes Weltbürgers gewidmet ist, einige Hilfe zu leisten, (welche einzeln nur klein, aber durch die Menge wichtig werden kann), wird jetzt die Gelegenheit dargeboten. Wollte man seine Erfindungskraft anstrengen, um eine Gelegenheit zu erdenken, wo durch einen geringen Beitrag das größestmögliche, dauerhafteste und allgemeine Gute befördert werden könnte, so müßte es doch diejenige sein, da der Same des Guten selbst, damit er sich mit der Zeit verbreite und verewige, gepflegt und unterhalten werden kann.

Diesen Begriffen und der guten Meinung zufolge, die wir uns von der Zahl wohldenkender Personen unseres gemeinen Wesens machen, beziehen wir uns auf das 21ste Stück dieser gelehrten und politischen Zeitung[a]) zusamt der Beilage und sehen einer zahlreichen Pränumeration entgegen: von allen Herren des geistlichen und Schulstandes, von Eltern überhaupt, denen, was zu besserer Bildung ihrer Kinder dienet, nicht gleichgültig sein kann, ja selbst von denen, die, ob sie gleich nicht Kinder haben, doch ehedem als Kinder Erziehung genossen und eben darum die Verbindlichkeit erkennen werden, wo nicht zur Vermehrung, doch wenigstens zur Bildung der Menschen das Ihrige beizutragen.

Auf diese von dem Dessauischen Edukationsinstitut herauskommende Monatsschrift unter dem Titel Pädagogische Unterhandlungen[b]) wird nun die Pränumeration mit 2 Rthlr. 10 gr. unseres Geldes angenommen. Aber da wegen der noch nicht zu bestimmenden Bogenzahl am Ende des Jahres einiger Nachschuß verlangt werden könnte, so würde es vielleicht am

Geschichte und Eloquenz, kam aber in kein rechtes Verhältnis zu ihm und starb 1802.

a) d. h. der ‚Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitungen' vom 13. März 1777.

b) „herausgegeben von J. B. Basedow und J. H. Campe". Sie bestand nur bis 1779.

besten sein, (doch wird dieses jedermanns Belieben anheimgestellt), der Beförderung dieses Werks einen Dukaten pränumerationsweise zu widmen, wo alsdenn jedem, der es verlangen würde, der Überschuß richtig zurückbezahlt werden soll. Denn gedachtes Institut macht sich die Hoffnung, daß es viele edeldenkende Personen in allen Ländern gebe, die eine solche Gelegenheit willig ergreifen würden, um bei dieser Veranlassung über das Pränumerationsquantum noch ein freiwilliges kleines Geschenk, als einen Beitrag zur Unterstützung des seiner Vollkommenheit nahen, aber durch den erwarteten Beistand nicht beizeiten fortgeholfenen Instituts, hinzuzufügen. Denn da, wie Herr O. C. R. Büsching[a] (wöchentl. Nachr. J. 1776. Stück 16) sagt, die Regierungen jetziger Zeit zu Schulverbesserungen kein Geld zu haben scheinen, so wird es doch endlich, wofern solche nicht gar ungeschehen bleiben soll, auf bemittelte Privatpersonen ankommen, diese so wichtige allgemeine Angelegenheit durch großmütigen Beitrag selbst zu befördern.

Die Pränumeration hiesiges Orts wird bei Hrn. Prof. Kant in den Vormittagsstunden von 10 bis Nachmittag gegen 1 Uhr und in der Kanterschen Buchhandlung zu aller Zeit gegen Pränumerationsschein abgegeben.

a) A. F. Büsching (1724—1793), freigesinnter Theologe, daneben Geograph und Statistiker, 1754—61 Professor in Göttingen, seit 1766 Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster und Oberkonsistorialrat in Berlin, auch sonst von Kant öfters zitiert.

B.

Schriften aus der kritischen Zeit

(1785—1803)

V.

Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse

1785

Berlinische Monatsschrift, November-Heft 1785, S. 390—417.

Die Kenntnisse, welche die neuen Reisen über die Mannigfaltigkeiten in der Menschengattung verbreiten, haben bisher mehr dazu beigetragen, den Verstand über diesen Punkt zur Nachforschung zu reizen als ihn zu befriedigen. Es liegt gar viel daran, den Begriff, welchen man durch Beobachtungen aufklären will, vorher selbst wohl bestimmt zu haben, ehe man seinetwegen die Erfahrung befragt; denn man findet in ihr, was man bedarf, nur alsdann, wenn man vorher weiß, wornach man suchen soll. Es wird viel von den verschiedenen Menschenrassen gesprochen. Einige verstehen darunter wohl gar verschiedene Arten von Menschen; andere dagegen schränken sich zwar auf eine engere Bedeutung ein, scheinen aber diesen Unterschied nicht viel erheblicher zu finden als den, welchen Menschen dadurch unter sich machen, daß sie sich bemalen oder bekleiden. Meine Absicht ist jetzt nur, diesen Begriff einer Rasse, wenn es deren in der Menschengattung gibt, genau zu bestimmen; die Erklärung des Ursprungs der wirklich vorhandenen, die man dieser Benennung fähig hält, ist nur Nebenwerk, womit man es halten kann, wie man will. Und doch sehe ich, daß übrigens scharfsinnige Männer in der Beurteilung dessen, was vor einigen Jahren lediglich in jener Absicht gesagt wurde[1]), auf diese Nebensache, nämlich die hypothetische Anwendung des Prinzips, ihr Augenmerk allein richteten, das Prinzip selbst aber, worauf doch alles ankommt, nur mit leichter Hand berühreten. Ein Schicksal, welches mehreren Nachforschungen, die auf Prinzipien zurückkehren, widerfährt, und welches daher alles Streiten und Rechtfertigen in spekulativen Dingen widerraten, dagegen aber das Näherbestimmen und Aufklären des Mißverstandenen allein als ratsam anpreisen kann.

[1]) Man sehe Engels Philosophen für die Welt. T. II. S. 125ff. in (vorliegendem Band S. 77ff.).

1.

Nur das, was in einer Tiergattung anerbt, kann zu einem Klassenunterschiede in derselben berechtigen.

Der Mohr (Mauritanier), der in seinem Vaterlande von Luft und Sonne braun gebrannt, sich von dem Deutschen oder Schweden durch die Hautfarbe so sehr unterscheidet, und der französische oder englische Kreole in Westindien, welcher, wie von einer Krankheit kaum wieder genesen, bleich und erschöpft aussieht, können um deswillen ebensowenig zu verschiedenen Klassen der Menschengattung gezählt werden als der spanische Bauer von la Mancha, der schwarz wie ein Schulmeister gekleidet einhergeht, weil die Schafe seiner Provinz durchgehends schwarze Wolle haben. Denn wenn der Mohr in Zimmern und der Kreole in Europa aufgewachsen ist, so sind beide von den Bewohnern unsers Weltteils nicht zu unterscheiden.

Der Missionar Demanet[a]) gibt sich das Ansehen, als ob er, weil er sich in Senegambia einige Zeit aufgehalten, von der Schwärze der Neger allein recht urteilen könne, und spricht seinen Landsleuten, den Franzosen, alles Urteil hierüber ab. Ich hingegen behaupte, daß man in Frankreich von der Farbe der Neger, die sich dort lange aufgehalten haben, noch besser aber derer, die da geboren sind, insofern man darnach den Klassenunterschied derselben von andern Menschen bestimmen will, weit richtiger urteilen könne als in dem Vaterlande der Schwarzen selbst. Denn das, was in Afrika der Haut des Negers die Sonne eindrückte und also ihm nur zufällig ist, muß in Frankreich wegfallen, und allein die Schwärze übrigbleiben, die ihm durch seine Geburt zuteil ward, die er weiter fortpflanzt, und die daher allein zu einem Klassenunterschiede gebraucht werden kann. Von der eigentlichen Farbe der Südseeinsulaner kann man sich nach allen bisherigen Be-

a) Der französische Missionar Demanet hatte eine ‚Neue Geschichte des französischen Afrika' geschrieben, die 1778 zu Leipzig in deutscher Übersetzung erschien. [Für diese und spätere biographisch-bibliographische Notizen über die von Kant erwähnten sonst meist unbekannten Gelehrten und Forschungsreisenden habe ich mit Dank Prof. H. Maiers Mitteilungen in der Akad.-Ausg. VIII 479 f. benutzt.]

schreibungen noch keinen sicheren Begriff machen. Denn ob einigen von ihnen gleich die Mahagoniholz-Farbe zugeschrieben wird, so weiß ich doch nicht, wieviel von diesem Braun einer bloßen Färbung durch Sonne und Luft, und wieviel davon der Geburt zuzuschreiben sei. Ein Kind von einem solchen Paare in Europa gezeugt, würde allein die ihnen von Natur eigene Hautfarbe ohne Zweideutigkeit entdecken. Aus einer Stelle in der Reise Carterets, (der freilich auf seinem Seezuge wenig Land betreten, dennoch aber verschiedene Insulaner auf ihren Kanoes gesehen hatte)[a], schließe ich, daß die Bewohner der meisten Inseln Weiße sein müssen. Denn auf Frevill-Eiland (in der Nähe der zu den indischen Gewässern gezählten Inseln) sah er, wie er sagt, zuerst das wahre Gelb der indischen Hautfarbe. Ob die Bildung der Köpfe auf Mallikollo der Natur oder der Künstelei zuzuschreiben sei, oder wie weit sich die natürliche Hautfarbe der Kaffern von der der Neger unterscheide, und andere charakteristische Eigenschaften mehr, ob sie erblich und von der Natur selbst in der Geburt oder nur zufällig eingedrückt seien, wird sich daher noch lange nicht auf entscheidende Art ausmachen lassen.

2.

Man kann in Ansehung der Hautfarbe vier Klassenunterschiede der Menschen annehmen.

Wir kennen mit Gewißheit nicht mehr erbliche Unterschiede der Hautfarbe als die der Weißen, der gelben Indianer, der Neger, und der kupferfarbig-roten Amerikaner. Merkwürdig ist, daß diese Charaktere sich erstlich darum zur Klasseneinteilung der Menschengattung vorzüglich zu schicken scheinen, weil jede dieser Klassen in Ansehung ihres Aufenthalts so ziemlich isoliert (d. i. von den übrigen abgesondert, an sich aber vereinigt) ist; die Klasse der Weißen vom Kap Finisterrae, über Nordkap, den Obstrom, die Kleine Bucharei, Persien, das Glückliche Arabien, Abessinien, die nördliche Grenze der Wüste Sahara bis zum Weißen Vorgebirge in Afrika oder der Mündung des Senegal; die der Schwar-

a) Der englische Hauptmann Carteret hatte 1766—69 eine Reise um die Welt gemacht, deren Beschreibung in deutscher Übersetzung 1776 zu Leipzig erschien.

zen von da bis Capo Negro, und, mit Ausschließung der Kaffern, zurück nach Abessinien; die der Gelben im eigentlichen Hindostan bis Kap Komorein (ein Halbschlag von ihnen ist auf der andern Halbinsel Indiens und einigen nahegelegenen Inseln); die der Kupferroten in einem ganz abgesonderten Weltteile, nämlich Amerika. Der zweite Grund, weswegen dieser Charakter sich vorzüglich zur Klasseneinteilung schikket, obgleich ein Farbenunterschied manchem sehr unbedeutend vorkommen möchte, ist, daß die Absonderung durch Ausdünstung das wichtigste Stück der Vorsorge der Natur sein muß, sofern das Geschöpf — in allerlei Himmels- und Erdstrich, wo es durch Luft und Sonne sehr verschiedentlich affiziert wird, versetzt — auf eine am wenigsten der Kunst bedürftige Art ausdauern soll, und daß die Haut, als Organ jener Absonderung betrachtet, die Spur dieser Verschiedenheit des Naturcharakters an sich trägt, welche zur Einteilung der Menschengattung in sichtbarlich verschiedene Klassen berechtigt. Übrigens bitte ich, den bisweilen bestrittenen, erblichen Unterschied der Hautfarbe solange einzuräumen, bis sich zu dessen Bestätigung in der Folge Anlaß finden wird; imgleichen zu erlauben, daß ich annehme, es gebe keine erblichen Volkscharaktere in Ansehung dieser Naturliverei mehr als die genannten vier; lediglich aus dem Grunde, weil sich jene Zahl beweisen, außer ihr aber keine andere mit Gewißheit dartun läßt.

3.

In der Klasse der Weißen ist außer dem, was zur Menschengattung überhaupt gehört, keine andere charakteristische Eigenschaft notwendig erblich; und so auch in den übrigen.

Unter uns Weißen gibt es viele erbliche Beschaffenheiten, die nicht zum Charakter der Gattung gehören, worin sich Familien, ja gar Völker voneinander unterscheiden; aber auch keine einzige derselben artet unausbleiblich an, sondern die, welche damit behaftet sind, zeugen mit andern von der Klasse der Weißen auch Kinder, denen diese unterscheidende Beschaffenheit mangelt. So ist der Unterschied der blonden Farbe in Dänemark, hingegen in Spanien, (noch mehr aber in Asien, an den Völkern, die zu den Weißen gezählt werden), die

brünette Hautfarbe (mit ihrer Folge, der Augen- und Haarfarbe) herrschend. Es kann sogar in einem abgesonderten Volk diese letzte Farbe ohne Ausnahme anerben, (wie bei den Chinesen, denen blaue Augen lächerlich vorkommen), weil in denselben kein Blonder angetroffen wird, der seine Farbe in die Zeugung bringen könnte. Allein wenn von diesen Brünetten einer eine blonde Frau hat, so zeugt er brünette oder auch blonde Kinder, nachdem sie auf die eine oder andere Seite ausschlagen; und so auch umgekehrt. In gewissen Familien liegt erbliche Schwindsucht, Schiefwerden, Wahnsinn usw.; aber keines von diesen unzählbaren erblichen Übeln ist unausbleiblich erblich. Denn ob es gleich besser wäre, solche Verbindungen, durch einige auf den Familienschlag gerichtete Aufmerksamkeit, beim Heiraten sorgfältig zu vermeiden, so habe ich doch mehrmalen selbst wahrgenommen, daß ein gesunder Mann mit einer schwindsüchtigen Frau ein Kind zeugte, das in allen Gesichtszügen ihm ähnelte, und dabei gesund und außerdem ein anderes, das der Mutter ähnlich sah und, wie sie, schwindsüchtig war. Ebenso finde ich in der Ehe eines Vernünftigen mit einer Frau, die nur aus einer Familie, worin Wahnsinn erblich, selbst aber vernünftig war, unter verschiedenen klugen nur ein wahnsinniges Kind. Hier ist Nachartung; aber sie ist in dem, worin beide Eltern verschieden sind, nicht unausbleiblich. — Eben diese Regel kann man auch mit Zuversicht bei den übrigen Klassen zum Grunde legen. Neger, Indianer oder Amerikaner haben auch ihre persönliche oder Familien- oder provinzielle Verschiedenheiten; aber keine derselben wird in Vermischung mit denen, die von derselben Klasse sind, seine respektive Eigentümlichkeit unausbleiblich in die Zeugung bringen und fortpflanzen.

4.

In der Vermischung jener genannten vier Klassen miteinander artet der Charakter einer jeden unausbleiblich an.

Der Weiße mit der Negerin und umgekehrt geben den Mulatten, mit der Indianerin den gelben und mit dem Amerikaner den roten Mestizen; der Amerikaner mit dem Neger den schwarzen Karaiben, und umgekehrt. (Die Vermischung

des Indiers mit dem Neger hat man noch nicht versucht.) Der Charakter der Klassen artet in ungleichartigen Vermischungen unausbleiblich an, und es gibt hievon gar keine Ausnahme; wo man deren aber angeführt findet, da liegt ein Mißverstand zum Grunde, indem man einen Albino oder Kakerlak (beides Mißgeburten) für Weiße gehalten hat. Dieses Anarten ist nun jederzeit beiderseitig, niemals bloß einseitig, an einem und demselben Kinde. Der weiße Vater drückt ihm den Charakter seiner Klasse und die schwarze Mutter den ihrigen ein. Es muß also jederzeit ein Mittelschlag oder Bastard entspringen; welche Blendlingsart in mehr oder weniger Gliedern der Zeugung mit einer und derselben Klasse allmählich erlöschen, wenn sie sich aber auf ihresgleichen einschränkt, sich ohne Ausnahme ferner fortpflanzen und verewigen wird.

5.

Betrachtung über das Gesetz der notwendig halbschlächtigen Zeugung.

Es ist immer ein sehr merkwürdiges Phänomen, daß, da es so manche, zum Teil wichtige und sogar familienweise erbliche Charaktere in der Menschengattung gibt, sich doch kein einziger innerhalb einer durch bloße Hautfarbe charakterisierten Menschenklasse findet, der notwendig anerbt; daß dieser letztere Charakter hingegen, so geringfügig er auch scheinen mag, doch sowohl innerhalb dieser Klasse, als auch in der Vermischung derselben mit einer der drei übrigen allgemein und unausbleiblich anartet. Vielleicht läßt sich aus diesem seltsamen Phänomen etwas über die Ursachen des Anartens solcher Eigenschaften, die nicht wesentlich zur Gattung gehören, bloß aus dem Umstande, daß sie unausbleiblich sind, mutmaßen.

Zuerst: was dazu beitrage, daß überhaupt etwas, das nicht zum Wesen der Gattung gehört, anerben könne, a priori auszumachen, ist ein mißliches Unternehmen; und in dieser Dunkelheit der Erkenntnisquellen ist die Freiheit der Hypothesen so uneingeschränkt, daß es nur schade um alle Mühe und Arbeit ist, sich desfalls mit Widerlegungen zu befassen, indem ein jeder in solchen Fällen seinem Kopfe folgt. Ich meines Teils sehe in solchen Fällen nur auf die besondere Vernunftma-

xime, wovon ein jeder ausgeht, und nach welcher er gemeiniglich auch Facta aufzutreiben weiß, die jene begünstigen, und suche nachher die meinige auf, die mich gegen alle jene Erklärungen ungläubig macht, ehe ich mir noch die Gegengründe deutlich zu machen weiß. Wenn ich nun meine Maxime bewährt, dem Vernunftgebrauch in der Naturwissenschaft genau angemessen und zur konsequenten Denkungsart allein tauglich befinde, so folge ich ihr, ohne mich an jene vorgeblichen Facta zu kehren, die ihre Glaubhaftigkeit und Zulänglichkeit zur angenommenen Hypothese fast allein von jener einmal gewählten Maxime entlehnen, denen man überdem ohne Mühe hundert andere Facta entgegensetzen kann. Das Anerben durch die Wirkung der Einbildungskraft schwangerer Frauen, oder auch wohl der Stuten in Marställen; das Ausrupfen des Barts ganzer Völkerschaften, sowie das Stutzen der Schwänze an englischen Pferden, wodurch die Natur genötigt werde, aus ihren Zeugungen ein Produkt, worauf sie ursprünglich organisiert war, nachgerade wegzulassen; die geplätschten Nasen, welche anfänglich von Eltern an neugebornen Kindern gekünstelt, in der Folge von der Natur in ihre zeugende Kraft aufgenommen wären; diese und andre Erklärungsgründe würden wohl schwerlich durch die zu ihrem Behuf angeführten Facta, denen man weit besser bewährte entgegensetzen kann, in Kredit kommen, wenn sie nicht von der sonst ganz richtigen Maxime der Vernunft ihre Empfehlung bekämen, nämlich dieser: eher alles im Mutmaßen aus gegebenen Erscheinungen zu wagen, als zu deren Behuf besondere erste Naturkräfte oder anerschaffene Anlagen anzunehmen (nach dem Grundsatze: *principia praeter necessitatem non sunt multiplicanda*[a])). Allein mir steht eine andere Maxime entgegen, welche jene von der Ersparung entbehrlicher Prinzipien einschränkt, nämlich, daß in der ganzen organischen Natur bei allen Veränderungen einzelner Geschöpfe die Species derselben sich unverändert erhalten (nach der Formel der Schulen: *quaelibet natura est conservatrix sui*[b])). Nun ist es klar, daß, wenn der Zauberkraft der Einbildung oder der Künstelei der Menschen an tierischen Körpern ein Vermögen zugestanden würde, die Zeugungskraft selbst abzuändern, das ur-

a) = Prinzipien sind nicht mehr als notwendig anzunehmen.
b) = Jedes Wesen erhält sich selbst.

anfängliche Modell der Natur umzuformen oder durch Zusätze zu verunstalten, die gleichwohl nachher beharrlich in den folgenden Zeugungen aufbehalten würden, man gar nicht mehr wissen würde, von welchem Originale die Natur ausgegangen sei, oder wie weit es mit der Abänderung desselben gehen könne, und, da der Menschen Einbildung keine Grenzen erkennt, in welche Fratzengestalt die Gattungen und Arten zuletzt noch verwildern dürften. Dieser Erwägung gemäß nehme ich es mir zum Grundsatze, gar keinen in das Zeugungsgeschäft der Natur pfuschenden Einfluß der Einbildungskraft gelten zu lassen und kein Vermögen der Menschen, durch äußere Künstelei Abänderungen in dem alten Original der Gattungen oder Arten zu bewirken, solche in die Zeugungskraft zu bringen und erblich zu machen. Denn lasse ich auch nur einen Fall dieser Art zu, so ist es, als ob ich auch nur eine einzige Gespenstergeschichte oder Zauberei einräumte. Die Schranken der Vernunft sind dann einmal durchbrochen, und der Wahn drängt sich bei Tausenden durch dieselbe Lücke durch. Es ist auch keine Gefahr, daß ich bei diesem Entschlusse mich vorsätzlich gegen wirkliche Erfahrungen blind oder, welches einerlei ist, verstockt ungläubig machen würde. Denn alle dergleichen abenteuerliche Eräugnisse tragen ohne Unterschied das Kennzeichen an sich, daß sie gar kein Experiment verstatten, sondern nur durch Aufhaschung zufälliger Wahrnehmungen bewiesen sein wollen. Was aber von der Art ist, daß es, ob es gleich des Experiments gar wohl fähig ist, dennoch kein einziges aushält oder ihm mit allerlei Vorwand beständig ausweicht, das ist nichts als Wahn und Erdichtung. Dies sind meine Gründe, warum ich einer Erklärungsart nicht beitreten kann, die dem schwärmerischen Hange zur magischen Kunst, welcher jede, auch die kleinste Bemäntelung erwünscht kommt, im Grunde Vorschub tut: daß nämlich das Anarten, selbst auch nur das zufällige, welches nicht immer gelingt, jemals die Wirkung einer anderen Ursache, als der in der Gattung selbst liegenden Keime und Anlagen sein könne.

Wenn ich aber gleich aus zufälligen Eindrücken entspringende und dennoch erblich werdende Charaktere einräumen wollte, so würde es doch unmöglich sein, dadurch zu erklären, wie jene vier Farbenunterschiede unter allen anerbenden die einzigen sind, die unausbleiblich anarten. Was kann anders die Ursache hievon sein, als daß sie in den Keimen des

uns unbekannten ursprünglichen Stammes der Menschengattung, und zwar als solche Naturanlagen gelegen haben müssen, die zur Erhaltung der Gattung, wenigstens in der ersten Epoche ihrer Fortpflanzung, notwendig gehörten und daher in den folgenden Zeugungen unausbleiblich vorkommen mußten?

Wir werden also gedrungen anzunehmen, daß es einmal verschiedene Stämme von Menschen gegeben habe, ohngefähr in den Wohnsitzen, worin wir sie jetzt antreffen, die, damit sich die Gattung erhielte, von der Natur ihren verschiedenen Weltstrichen genau angemessen, mithin auch verschiedentlich organisiert waren; wovon die viererlei Hautfarbe das äußere Kennzeichen ist. Diese wird nun einem jedem Stamme nicht allein in seinem Wohnsitze notwendig anerben, sondern, wenn sich die Menschengattung schon genugsam gestärkt hat, (es sei, daß nur nach und nach die völlige Entwickelung zustande gekommen oder durch allmählichen Gebrauch der Vernunft die Kunst der Natur hat Beihilfe leisten können), sich auch in jedem anderen Erdstriche in allen Zeugungen ebenderselben Klasse unvermindert erhalten. Denn dieser Charakter hängt der Zeugungskraft notwendig an, weil er zur Erhaltung der Art erforderlich war. — Wären diese Stämme aber ursprünglich, so ließe es sich gar nicht erklären und begreifen, warum nun in der wechselseitigen Vermischung derselben untereinander der Charakter ihrer Verschiedenheit gerade unausbleiblich anarte, wie es doch wirklich geschieht. Denn die Natur hat einem jeden Stamm seinen Charakter, ursprünglich in Beziehung auf sein Klima und zur Angemessenheit mit demselben, gegeben. Die Organisation des einen hat also einen ganz anderen Zweck als die des anderen; und daß demungeachtet die Zeugungskräfte beider, selbst in diesem Punkte ihrer charakteristischen Verschiedenheit, so zusammenpassen sollten, daß daraus ein Mittelschlag nicht bloß entspringen könne, sondern sogar unausbleiblich erfolgen müsse, das läßt sich bei der Verschiedenheit ursprünglicher Stämme gar nicht begreifen. Nur alsdann, wenn man annimmt, daß in den Keimen eines einzigen ersten Stammes die Anlagen zu aller dieser klassischen Verschiedenheit notwendig haben liegen müssen, damit er zu allmählicher Bevölkerung der verschiedenen Weltstriche tauglich sei, läßt sich verstehen, warum, wenn diese Anlagen sich gelegentlich und diesem gemäß auch verschiedentlich auswickelten, verschiedene Klassen von Menschen

entstehen, die auch ihren bestimmten Charakter in der Folge notwendig in die Zeugung mit jeder andern Klasse bringen mußten, weil er zur Möglichkeit ihrer eigenen Existenz, mithin auch zur Möglichkeit der Fortpflanzung der Art gehörte und von der notwendigen ersten Anlage in der Stammgattung abgeleitet war. Von solchen, unausbleiblich und zwar selbst in der Vermischung mit anderen Klassen, dennoch halbschlächtig anerbenden Eigenschaften ist man also genötigt, auf diese ihre Ableitung von einem einigen Stamme zu schließen, weil ohne diesen die Notwendigkeit des Anartens nicht begreiflich wäre.

6.

Nur das, was in dem Klassenunterschiede der Menschengattung unausbleiblich anerbt, kann zu der Benennung einer besondern Menschenrasse berechtigen.

Eigenschaften, die der Gattung selbst wesentlich angehören, mithin allen Menschen als solchen gemein sind, sind zwar unausbleiblich erblich; aber weil darin kein Unterschied der Menschen liegt, so wird auf sie in der Einteilung der Rassen nicht Rücksicht genommen. Physische Charaktere, wodurch sich Menschen (ohne Unterschied des Geschlechts) voneinander unterscheiden und zwar nur die, welche erblich sind, kommen in Betracht (s. § 3), um eine Einteilung der Gattung in Klassen darauf zu gründen. Diese Klassen sind aber nur alsdann Rassen zu nennen, wenn jene Charaktere unausbleiblich (sowohl in ebenderselben Klasse als in Vermischung mit jeder anderen) anarten. Der Begriff einer Rasse enthält also erstlich den Begriff eines gemeinschaftlichen Stammes, zweitens notwendig erbliche Charaktere des klassischen Unterschiedes der Abkömmlinge desselben voneinander. Durch das letztere werden sichere Unterscheidungsgründe festgesetzt, wornach wir die Gattung in Klassen einteilen können, die dann, wegen des ersteren Punkts, nämlich der Einheit des Stammes, keineswegs Arten, sondern nur Rassen heißen müssen. Die Klasse der Weißen ist nicht als besondere Art in der Menschengattung von der der Schwarzen unterschieden, und es gibt gar keine verschiedene Arten von Menschen. Da-

durch würde die Einheit des Stammes, woraus sie hätten entspringen können, abgeleugnet; wozu man, wie aus der unausbleiblichen Anerbung ihrer klassischen Charaktere bewiesen worden, keinen Grund, vielmehr einen sehr wichtigen zum Gegenteil hat[1]).

Der Begriff einer Rasse ist also: der Klassenunterschied der Tiere eines und desselben Stammes, sofern er unausbleiblich erblich ist.

Das ist die Bestimmung, die ich in dieser Abhandlung zur eigentlichen Absicht habe; das übrige kann man als zur Nebenabsicht gehörig oder bloße Zutat ansehen, und es annehmen oder verwerfen. Nur das erstere halte ich für bewiesen und überdem zur Nachforschung in der Naturgeschichte als Prinzip brauchbar, weil es eines Experiments fähig ist, welches die Anwendung jenes Begriffs sicher leiten kann, der ohne jenes schwankend und unsicher sein würde. — Wenn verschiedentlich gestaltete Menschen in die Umstände gesetzt werden, sich zu vermischen, so gibt es, wenn die Zeugung halbschlächtig ist, schon eine starke Vermutung, sie möchten wohl zu verschiedenen Rassen gehören; ist aber dieses Produkt ihrer Vermischung jederzeit halbschlächtig, so wird jene Vermutung zur Gewißheit. Dagegen, wenn auch nur eine einzige Zeugung keinen Mittelschlag darstellt, so kann man gewiß sein, daß beide Eltern von derselben Gattung, so verschieden sie auch aussehen mögen, dennoch zu einer und derselben Rasse gehören.

Ich habe nur vier Rassen der Menschengattung angenommen; nicht als ob ich ganz gewiß wäre, es gebe nirgend eine

[1]) Anfänglich, wenn man bloß die Charaktere der Vergleichung (der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit nach) vor Augen hat, erhält man Klassen von Geschöpfen unter einer Gattung. Sieht man ferner auf ihre Abstammung, so muß sich zeigen, ob jene Klassen ebensoviel verschiedene Arten oder nur Rassen seien. Der Wolf, der Fuchs, der Schakal, die Hyäne und der Haushund sind so viel Klassen vierfüßiger Tiere. Nimmt man an, daß jede derselben eine besondere Abstammung bedurft habe, so sind es so viel Arten; räumet man aber ein, daß sie auch von einem Stamme haben entspringen können, so sind sie nur Rassen desselben. Art und Gattung sind in der Naturgeschichte (in der es nur um die Erzeugung und den Abstamm zu tun ist) an sich nicht unterschieden. In der Naturbeschreibung, da es bloß auf Vergleichung der Merkmale ankommt, findet dieser Unterschied allein statt. Was hier Art heißt, muß dort öfter nur Rasse genannt werden.

Spur von noch mehreren, sondern weil bloß an diesen das, was ich zum Charakter einer Rasse fordere, nämlich die halbschlächtige Zeugung ausgemacht, bei keiner anderen Menschenklasse aber genugsam bewiesen ist. So sagt Herr Pallas[a]) in seiner Beschreibung der mongolischen Völkerschaften, daß die erste Zeugung von einem Russen mit einer Frau der letzteren Völkerschaft (einer Burätin) schon sofort schöne Kinder gebe; er merkt aber nicht an, ob gar keine Spur des kalmückischen Ursprungs an denselben anzutreffen sei. Ein merkwürdiger Umstand, wenn die Vermengung eines Mongolen mit einem Europäer die charakteristischen Züge des erstern gänzlich auslöschen sollte, die doch in der Vermengung mit südlichern Völkerschaften (vermutlich mit Indianern) an den Chinesen, Avanern, Malayen usw. mehr oder weniger kenntlich noch immer anzutreffen sind. Allein die mongolische Eigentümlichkeit betrifft eigentlich die Gestalt, nicht die Farbe; von welcher allein die bisherige Erfahrung eine unausbleibliche Anartung als den Charakter einer Rasse gelehrt hat. Man kann auch nicht mit Gewißheit ausmachen, ob die Kafferngestalt der Papuas und der ihnen ähnlichen verschiedenen Inselbewohner des Stillen Meeres eine besondere Rasse anzeige, weil man das Produkt aus ihrer Vermischung mit Weißen noch nicht kennet; denn von den Negern sind sie durch ihren buschichten, obzwar gekräuselten Bart hinreichend unterschieden.

Anmerkung.

Gegenwärtige Theorie, welche gewisse ursprüngliche in dem ersten und gemeinschaftlichen Menschenstamm auf die jetzt vorhandenen Rassenunterschiede ganz eigentlich angelegte Keime annimmt, beruht gänzlich auf der Unausbleibkeit ihrer Anartung, die bei den vier genannten Rassen durch alle Erfahrung bestätigt wird. Wer diesen Erklärungsgrund für unnötige Vervielfältigung der Prinzipien in der Naturgeschichte hält und glaubt, man könne dergleichen spezielle Naturanlagen gar wohl entbehren und, indem man den ersten Elternstamm als weiß annimmt, die übrigen sogenannten Rassen aus den in der Folge durch Luft und Sonne auf die spätern

a) P. S. Pallas (1741—1811), Mitglied der Petersburger Akademie, beschrieb seine Reise in entlegene Teile des russischen Reiches in seiner ‚Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften' (Petersburg 1776).

Nachkömmlinge geschehenen Eindrücken erklären, der hat alsdenn noch nichts bewiesen, wenn er anführt, daß manche andere Eigentümlichkeit bloß aus dem langen Wohnsitze eines Volks in ebendemselben Landstriche auch wohl endlich erblich geworden sei und einen physischen Volkscharakter ausmache. Er muß von der Unausbleiblichkeit der Anartung solcher Eigentümlichkeiten und zwar nicht in demselben Volke, sondern in der Vermischung mit jedem andern (das darin von ihm abweicht), sodaß die Zeugung ohne Ausnahme halbschlächtig ausfalle, ein Beispiel anführen. Dieses ist er aber nicht imstande zu leisten. Denn es findet sich von keinem andern Charakter als dem, dessen wir erwähnt haben und wovon der Anfang über alle Geschichte hinausgeht, ein Beispiel zu diesem Behuf. Wollte er lieber verschiedene erste Menschenstämme mit dergleichen erblichen Charakteren annehmen, so würde erstlich dadurch der Philosophie wenig geraten sein, die alsdenn zu verschiedenen Geschöpfen ihre Zuflucht nehmen müßte und selbst dabei doch immer die Einheit der Gattung einbüßete. Denn Tiere, deren Verschiedenheit so groß ist, daß zu deren Existenz ebensoviel verschiedene Erschaffungen nötig wären, können wohl zu einer Nominalgattung, (um sie nach gewissen Ähnlichkeiten zu klassifizieren), aber niemals zu einer Realgattung, als zu welcher durchaus wenigstens die Möglichkeit der Abstammung von einem einzigen Paar erfordert wird, gehören. Die letztere aber zu finden, ist eigentlich ein Geschäft der Naturgeschichte, mit der ersteren kann sich der Naturbeschreiber begnügen. Aber auch alsdenn würde zweitens doch immer die sonderbare Übereinstimmung der Zeugungskräfte zweier verschiedenen Gattungen, die, da sie in Ansehung ihres Ursprungs einander ganz fremd sind, noch miteinander fruchtbar vermischt werden können, ganz umsonst und ohne einen anderen Grund, als daß es der Natur so gefallen, angenommen werden. Will man, um dieses letztere zu beweisen, Tiere anführen, bei denen dieses, ungeachtet der Verschiedenheit ihres ersten Stammes, dennoch geschehe, so wird ein jeder in solchen Fällen die letztere Voraussetzung leugnen und vielmehr eben daraus, daß eine solche fruchtbare Vermischung stattfindet, auf die Einheit des Stammes schließen, wie aus der Vermischung der Hunde und Füchse usw. Die unausbleibliche Anartung beiderseitiger Eigentümlichkeiten der Eltern ist also der einzig wahre und zugleich

hinreichende Probierstein der Verschiedenheit der Rassen, wozu sie gehören, und ein Beweis der Einheit des Stammes, woraus sie entsprungen sind: nämlich der in diesen Stamm gelegten, sich in der Folge der Zeugungen entwickelnden ursprünglichen Keime, ohne welche jene erblichen Mannigfaltigkeiten nicht würden entstanden sein, und vornehmlich nicht hätten notwendig erblich werden können.

Das Zweckmäßige in einer Organisation ist doch der allgemeine Grund, woraus wir auf ursprünglich in die Natur eines Geschöpfs in dieser Absicht gelegte Zurüstung und, wenn dieser Zweck nur späterhin zu erreichen war, auf anerschaffene Keime schließen. Nun ist dieses Zweckmäßige zwar an der Eigentümlichkeit keiner Rasse so deutlich zu beweisen möglich als an der Negerrasse; allein das Beispiel, das von dieser allein hergenommen worden, berechtigt uns auch, nach der Analogie eben dergleichen von den übrigen wenigstens zu vermuten. Man weiß nämlich jetzt, daß das Menschenblut, bloß dadurch, daß es mit Phlogiston[a]) überladen wird, schwarz werde, (wie an der unteren Seite eines Blutkuchens zu sehen ist). Nun gibt schon der starke und durch keine Reinlichkeit zu vermeidende Geruch der Neger Anlaß zu vermuten, daß ihre Haut sehr viel Phlogiston aus dem Blute wegschaffe, und daß die Natur diese Haut so organisiert haben müsse, daß das Blut sich bei ihnen in weit größerem Maße durch sie dephlogistieren könne, als es bei uns geschieht; wo das letztere am meisten ein Geschäft der Lunge ist. Allein die echten Neger wohnen auch in Landstrichen, worin die Luft durch dicke Wälder und sumpfigte bewachsene Gegenden so phlogistisiert wird, daß nach Linds[b]) Berichte Todesgefahr für die englischen Matrosen dabei ist, auch nur auf einen Tag den Gambiastrom hinaufzufahren, um daselbst Fleisch einzukaufen. Also war es eine von der Natur sehr weislich getroffene Anstalt, ihre Haut so zu organisieren, daß das Blut, da es durch die Lunge noch lange nicht Phlogiston genug wegschafft, sich durch jene bei weitem stärker als bei uns dephlogistisieren könne. Es müßte also in die Enden der Arterien sehr viel Phlogiston hinschaffen, mithin an diesem Orte, das ist unter der Haut selbst, damit überladen sein und also schwarz durch-

a) = Brennstoff (nach der Lehre von G. E. Stahl).
b) James Lind, englischer Arzt (1716—94).

scheinen, wenn es gleich im Innern des Körpers rot genug ist. Überdem ist die Verschiedenheit der Organisation der Negerhaut von der unsrigen, selbst nach dem Gefühle, schon merklich. — Was aber die Zweckmäßigkeit der Organisation der andern Rassen, so wie sie sich aus der Farbe schließen läßt, betrifft, so kann man sie freilich wohl nicht mit gleicher Wahrscheinlichkeit dartun; aber es fehlt doch auch nicht ganz an Erklärungsgründen der Hautfarbe, welche jene Vermutung der Zweckmäßigkeit unterstützen können. Wenn der Abt Fontana in dem, was er gegen den Ritter Landriani behauptet[a]), nämlich, daß die fixe Luft, die bei jedem Ausatmen aus der Lunge gestoßen wird, nicht aus der Atmosphäre niedergeschlagen, sondern aus dem Blute selbst gekommen sei, recht hat, so könnte wohl eine Menschenrasse ein mit dieser Luftsäure überladenes Blut haben, welche die Lungen allein nicht fortschaffen könnten, und wozu die Hautgefäße noch das ihrige beitragen müßten, (freilich nicht in Luftgestalt, sondern mit anderem ausgedünsteten Stoffe verbunden). Auf diesen Fall würde gedachte Luftsäure den Eisenteilchen im Blute die rötliche Rostfarbe geben, welche die Haut der Amerikaner unterscheidet; und die Anartung dieser Hautbeschaffenheit kann ihre Notwendigkeit daher bekommen haben, daß die jetzigen Bewohner dieses Weltteils aus dem Nordosten von Asien, mithin nur an den Küsten und vielleicht gar nur über das Eis des Eismeeres in ihre jetzigen Wohnsitze haben gelangen können. Das Wasser dieser Meere aber muß in seinem kontinuierlichen Gefrieren auch kontinuierlich eine ungeheure Menge fixer Luft fahren lassen, mit welcher also die Atmosphäre dort vermutlich mehr überladen sein wird als irgend anderwärts; für deren Wegschaffung daher, (da sie, eingeatmet, die fixe Luft aus den Lungen nicht hinreichend wegnimmt), die Natur zum voraus in der Organisation der Haut gesorgt haben mag. Man will in der Tat auch weit weniger Empfindlichkeit an der Haut der ursprünglichen Amerikaner wahrgenommen haben, welches eine Folge jener Organisation sein könnte, die sich

a) Der italienische Naturforscher Abbé Felice Fontana (1730 bis 1803) wandte sich in seinen ‚Untersuchungen über die Natur der dephlogistierten Luft' (Paris 1776) gegen seines Landsmannes des Grafen Landriani ‚Physikalische Untersuchungen über die Gesundheit der Luft' (Mailand 1775), die in deutscher Übersetzung 1778 zu Basel herauskamen.

nachher, wenn sie sich einmal zum Rassenunterschiede entwickelt hat, auch in wärmeren Klimaten erhält. Zur Ausübung ihres Geschäftes kann es aber auch in diesen an Stoffe nicht fehlen; denn alle Nahrungsmittel enthalten eine Menge fixer Luft in sich, die durchs Blut eingenommen und durch den gedachten Weg fortgeschafft werden kann. — Das flüchtige Alkali ist noch ein Stoff, den die Natur aus dem Blute wegschaffen muß; auf welche Absonderung sie gleichfalls gewisse Keime zur besonderen Organisation der Haut für diejenigen Abkömmlinge des ersten Stammes angelegt haben mag, die in der ersten Zeit der Auswickelung der Menschheit ihren Aufenthalt in einem trockenen und heißen Landstriche finden würden, der ihr Blut vorzüglich zu übermäßiger Erzeugung jenes Stoffes fähig machte. Die kalten Hände der Indier, ob sie gleich mit Schweiß bedeckt sind, scheinen eine von der unsrigen verschiedene Organisation zu bestätigen. — Doch es ist wenig Trost für die Philosophie in Erkünstelung von Hypothesen. Sie sind indessen dazu gut, um allenfalls einem Gegner, der, wenn er gegen den Hauptsatz nichts Tüchtiges einzuwenden weiß, darüber frohlockt, daß das angenommene Prinzip nicht einmal die Möglichkeit der Phänomene begreiflich machen könne, — sein Hypothesenspiel mit einem gleichen, wenigstens ebenso scheinbaren zu vergelten.

Man mag aber ein System annehmen, welches man wolle, so ist doch so viel gewiß, daß die jetzt vorhandenen Rassen, wenn alle Vermischung derselben untereinander verhütet würde, nicht mehr erlöschen können. Die unter uns befindlichen Zigeuner, von denen erwiesen ist, daß sie ihrem Abstamme nach Indier sind[a]), geben davon den deutlichsten Beweis. Man kann ihrer Anwesenheit in Europa weit über dreihundert Jahre nachspüren, und noch sind sie nicht im mindesten von der Gestalt ihrer Vorfahren ausgeartet. Die am Gambia in Neger ausgeartet sein sollenden Portugiesen sind Abkömmlinge von Weißen, die sich mit Schwarzen verbastert[b]) haben; denn wo steht es berichtet und wie ist es auch nur wahrscheinlich, daß die ersten hieher gekommenen Portugiesen ebensoviel weiße Weiber mitgebracht hätten, diese auch alle lange genug am Leben geblieben oder durch andere Weiße

a) Durch heutige Forschungen von Pott u. a. bestätigt.
b) = vermischt.

ersetzt wären, um einen reinen Abstamm von Weißen in einem fremden Weltteile zu gründen? Dagegen sind bessere Nachrichten davon, daß König Johann II., der von 1481 bis 1495 regierte, da ihm alle nach St. Thomas abgeschickten Kolonisten ausstarben, diese Insel durch lauter getaufte Judenkinder (mit portugiesisch-christlichem Gewissen) bevölkerte[a]), von welchen, so viel man weiß, die gegenwärtigen Weißen auf derselben abstammen. Die Negerkreolen in Nordamerika, die Holländer auf Java bleiben ihrer Rasse getreu. Die Schminke, die die Sonne auf ihrer Haut hinzutut, eine kühlere Luft aber wieder wegnimmt, muß man nur nicht mit der der Rasse eigenen Farbe verwechseln; denn jene erbt doch niemals an. Also müssen sich die Keime, die ursprünglich in den Stamm der Menschengattung zu Erzeugung der Rassen gelegt waren, schon in der ältesten Zeit nach dem Bedürfnis des Klima, wenn der Aufenthalt lange dauerte, entwickelt haben; und nachdem eine dieser Anlagen bei einem Volke entwickelt war, so löschte sie alle übrigen gänzlich aus. Daher kann man auch nicht annehmen, daß eine in gewisser Proportion vorgehende Mischung verschiedener Rassen auch noch jetzt die Gestalt des Menschenstammes aufs neue herstellen könne. Denn sonst würden die Blendlinge, die aus dieser ungleichartigen Begattung erzeugt werden, sich auch noch jetzt, (wie ehemals der erste Stamm), von selbst in ihren Zeugungen bei ihrer Verpflanzung in verschiedenen Klimaten wiederum in ihre ursprünglichen Farben zersetzen, welches zu vermuten man durch keine bisherige Erfahrung berechtiget wird; weil alle diese Bastarderzeugungen in ihrer eigenen weiteren Fortpflanzung sich ebenso beharrlich erhalten als die Rassen, aus deren Vermischung sie entsprungen sind. Wie also die Gestalt des ersten Menschenstammes (der Hautbeschaffenheit nach) beschaffen gewesen sein möge, ist daher jetzt unmöglich zu erraten; selbst der Charakter der Weißen ist nur die Entwickelung einer der ursprünglichen Anlagen, die nebst den übrigen in jenem anzutreffen waren.

Königsberg. I. Kant.

a) Johann II. von Portugal (1455—95) nahm die aus dem glaubenseifrigen Kastilien vertriebenen Juden in seinem Lande auf, ließ sie aber auch 1493 aus demselben verweisen und ihre Kinder zwangsweise taufen.

VI.

Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie

1788

In Wielands Teutschem Merkur. Januar und Februar 1788,
S. 36—52 und 123—136.

Wenn man unter Natur den Inbegriff von allem versteht, was nach Gesetzen bestimmt existiert, die Welt (als eigentlich sogenannte Natur) mit ihrer obersten Ursache zusammengenommen, so kann es die Naturforschung, (die im ersten Falle Physik, im zweiten Metaphysik heißt), auf zweien Wegen versuchen, entweder auf dem bloß theoretischen oder auf dem[a]) teleologischen Wege, auf dem letztern aber, als Physik, nur solche Zwecke, die uns durch Erfahrung bekannt werden können, als Metaphysik dagegen, ihrem Berufe angemessen, nur einen Zweck, der durch reine Vernunft feststeht, zu ihrer Absicht gebrauchen. Ich habe anderwärts gezeigt, daß die Vernunft in der Metaphysik auf dem theoretischen Naturwege (in Ansehung der Erkenntnis Gottes) ihre ganze Absicht nicht nach Wunsch erreichen könne und ihr also nur noch der teleologische übrig sei; so doch, daß nicht die Naturzwecke, die nur auf Beweisgründen der Erfahrung beruhen, sondern ein a priori durch reine praktische Vernunft bestimmt gegebener Zweck (in der Idee des höchsten Guts) den Mangel der unzulänglichen Theorie ergänzen müsse. Eine ähnliche Befugnis, ja Bedürfnis, von einem teleologischen Prinzip auszugehen, wo uns die Theorie verläßt, habe ich in einem kleinen Versuche über die Menschenrassen[b]) zu beweisen gesucht. Beide Fälle aber enthalten eine Forderung, der der Verstand sich ungern unterwirft und die Anlaß genug zum Mißverstande geben kann.

Mit Recht ruft die Vernunft in aller Naturuntersuchung zuerst nach Theorie und nur später nach Zweckbestimmung. Den Mangel der erstern kann keine Teleologie noch praktische Zweckmäßigkeit ersetzen. Wir bleiben immer unwissend in Ansehung der wirkenden Ursachen, wenn wir gleich die Angemessenheit unserer Voraussetzung mit Endursachen, es sei der Natur oder unseres Willens, noch so einleuchtend machen können. Am meisten scheint diese Klage da gegründet zu sein,

a) „auf dem" Zusatz des Drucks.

b) Gemeint ist der Aufsatz von 1785, der dieser Abhandlung voransteht.

wo (wie in jenem metaphysischen Falle) sogar praktische Gesetze vorangehen müssen, um den Zweck allererst anzugeben, dem zum Behuf ich den Begriff einer Ursache zu bestimmen gedenke, der auf solche Art die Natur des Gegenstandes gar nichts anzugehen, sondern bloß eine Beschäftigung mit unseren eigenen Absichten und Bedürfnissen zu sein scheint.

Es hält allemal schwer, sich in Prinzipien zu einigen in solchen Fällen, wo die Vernunft ein doppeltes, sich wechselseitig einschränkendes Interesse hat. Aber es ist sogar schwer, sich über die Prinzipien dieser Art auch nur zu verstehen; weil sie die Methode zu denken, vor der Bestimmung des Objekts betreffen, und einander widerstreitende Ansprüche der Vernunft den Gesichtspunkt zweideutig machen, aus dem man seinen Gegenstand zu betrachten hat. In der gegenwärtigen Zeitschrift sind zwei meiner Versuche über zweierlei sehr verschiedene Gegenstände und von sehr ungleicher Erheblichkeit einer scharfsinnigen Prüfung unterworfen worden. In einer bin ich nicht verstanden worden, ob ich es zwar erwartete, in der anderen aber über alle Erwartung wohl verstanden worden; beides von Männern von vorzüglichem Talente, jugendlicher Kraft und aufblühendem Ruhme. In jener geriet ich in Verdacht, als wollte ich eine Frage der physischen Naturforschung durch Urkunden der Religion beantworten; in der anderen wurde ich von dem Verdachte befreiet, als wollte ich durch den Beweis der Unzulänglichkeit einer metaphysischen Naturforschung der Religion Abbruch tun. In beiden gründet sich die Schwierigkeit, verstanden zu werden, auf der noch nicht genug ins Licht gestelleten Befugnis, sich, wo theoretische Erkenntnisquellen nicht zulangen, des teleologischen Prinzips bedienen zu dürfen, doch mit einer solchen Beschränkung seines Gebrauchs, daß der theoretisch-spekulativen Nachforschung das Recht des Vortritts gesichert wird, um zuerst ihr ganzes Vermögen daran zu versuchen, (wobei in der metaphysischen von der reinen Vernunft mit Recht gefodert wird, daß sie dieses und überhaupt ihre Anmaßung, über irgend etwas zu entscheiden, vorher rechtfertige, dabei aber ihren Vermögenszustand vollständig aufdecke, um auf Zutrauen rechnen zu dürfen), imgleichen, daß im Fortgange diese Freiheit ihr jederzeit unbenommen bleibe. Ein großer Teil der Mißhelligkeit beruht hier auf der Besorgnis des Abbruchs, womit die Freiheit des Vernunftgebrauchs bedrohet

werde; wenn diese gehoben wird, so glaube ich die Hindernisse der Einhelligkeit leicht wegräumen zu können.

Wider eine in der Berliner Monatsschrift, November 1785, eingerückte Erläuterung meiner vorlängst geäußerten Meinung über den Begriff und den Ursprung der Menschenrassen trägt der Herr Geheimerat Georg Forster im Teutschen Merkur Oktober und November 1786 Einwürfe vor, die, wie mich dünkt, bloß aus dem Mißverstande des Prinzips, wovon ich ausgehe, herrühren. Zwar findet es der berühmte Mann gleich anfangs mißlich, vorher ein Prinzip festzusetzen, nach welchem sich der Naturforscher sogar im Suchen und Beobachten solle leiten lassen, und vornehmlich ein solches, was die Beobachtung auf eine dadurch zu befördernde Naturgeschichte, zum Unterschiede von der bloßen Naturbeschreibung, richtete, so wie diese Unterscheidung selbst unstatthaft. Allein diese Mißhelligkeit läßt sich leicht heben.

Was die erste Bedenklichkeit betrifft, so ist wohl ungezweifelt gewiß, daß durch bloßes empirisches Herumtappen ohne ein leitendes Prinzip, wornach man zu suchen habe, nichts Zweckmäßiges jemals würde gefunden werden; denn Erfahrung methodisch anstellen, heißt allein beobachten. Ich danke für den bloß empirischen Reisenden und seine Erzählung, vornehmlich wenn es um eine zusammenhangende Erkenntnis zu tun ist, daraus die Vernunft etwas zum Behuf einer Theorie machen soll. Gemeiniglich antwortet er, wenn man wonach frägt: Ich hätte das wohl bemerken können, wenn ich gewußt hätte, daß man darnach fragen würde. Folgt doch Herr Forster selbst der Leitung des Linnéischen Prinzips der Beharrlichkeit des Charakters der Befruchtungsteile an Gewächsen, ohne welches die systematische Naturbeschreibung des Pflanzenreichs nicht so rühmlich würde geordnet und erweitert worden sein. Daß manche so unvorsichtig sind, ihre Ideen in die Beobachtung selbst hineinzutragen (und, wie es auch wohl dem großen Naturkenner selbst widerfuhr, die Ähnlichkeit jener Charaktere, gewissen Beispielen zufolge, für eine Anzeige der Ähnlichkeit der Kräfte der Pflanzen zu halten), ist leider sehr wahr, so wie die Lektion für rasche Vernünftler, (die uns beide vermutlich nichts angeht), ganz wohl gegründet; allein dieser Mißbrauch kann die Gültigkeit der Regel doch nicht aufheben.

Was aber den bezweifelten, ja gar schlechthin verworfe-

nen Unterschied zwischen Naturbeschreibung und Naturgeschichte betrifft, so würde, wenn man unter der letzteren eine Erzählung von Naturbegebenheiten, wohin keine menschliche Vernunft reicht, z. B. das erste Entstehen der Pflanzen und Tiere verstehen wollte, eine solche freilich, wie Herr Forster sagt, eine Wissenschaft für Götter, die gegenwärtig oder selbst Urheber waren, und nicht für Menschen sein. Allein nur den Zusammenhang gewisser jetziger Beschaffenheiten der Naturdinge mit ihren Ursachen in der älteren Zeit nach Wirkungsgesetzen, die wir nicht erdichten, sondern aus den Kräften der Natur, wie sie sich uns jetzt darbietet, ableiten, nur bloß soweit zurückverfolgen, als es die Analogie erlaubt, das wäre Naturgeschichte, und zwar eine solche, die nicht allein möglich, sondern auch z. B. in den Erdtheorien, (worunter des berühmten Linné seine auch ihren Platz findet), von gründlichen Naturforschern häufig genug versucht worden ist, sie mögen nun viel oder wenig damit ausgerichtet haben. Auch gehört selbst des Herrn Forster Mutmaßung vom ersten Ursprunge des Negers gewiß nicht zur Naturbeschreibung, sondern nur zur Naturgeschichte. Dieser Unterschied ist in der Sachen Beschaffenheit gelegen, und ich verlange dadurch nichts Neues, sondern bloß die sorgfältige Absonderung des einen Geschäftes vom andern, weil sie ganz heterogen sind und, wenn die eine (die Naturbeschreibung) als Wissenschaft in der ganzen Pracht eines großen Systems erscheint, die andere (die Naturgeschichte) nur Bruchstücke oder wankende Hypothesen aufzeigen kann. Durch diese Absonderung und Darstellung der zweiten als einer eigenen, wenngleich vor jetzt (vielleicht auch auf immer) mehr im Schattenrisse als im Werk ausführbaren Wissenschaft, (in welcher für die meisten Fragen ein *Vacat* angezeichnet gefunden werden möchte), hoffe ich das zu bewirken, daß man sich nicht mit vermeintlicher Einsicht auf die eine etwas zugute tue, was eigentlich bloß der andern angehört, und den Umfang der wirklichen Erkenntnisse in der Naturgeschichte (denn einige derselben besitzt man), zugleich auch die in der Vernunft selbst liegenden Schranken derselben, samt den Prinzipien, wornach sie auf die bestmögliche Art zu erweitern wäre, bestimmter kennen lerne. Man muß mir diese Peinlichkeit schon[a]) zugute halten, da ich so

a) „schon“ zuerst von Buchenau aus der Handschrift wiederhergestellt.

manches Unheil aus der Sorglosigkeit, die Grenzen der Wissenschaften ineinander laufen zu lassen, in anderen Fällen erfahren und, nicht eben zu jedermanns Wohlgefallen, angezeigt habe; überdem hiebei völlig überzeugt worden bin, daß durch die bloße Scheidung des Ungleichartigen, welches man vorher im Gemenge genommen hatte, den Wissenschaften oft ein ganz neues Licht aufgehe, wobei zwar manche Armseligkeit aufgedeckt wird, die sich vorher hinter[a]) fremdartigen Kenntnissen verstecken konnte, aber auch viele echte Quellen der Erkenntnis eröffnet werden, wo man sie gar nicht hätte vermuten sollen. Die größte Schwierigkeit bei dieser vermeintlichen Neuerung liegt bloß im Namen. Das Wort Geschichte in der Bedeutung, da es einerlei mit dem Griechischen ἱστορία (Erzählung, Beschreibung) ausdrückt, ist schon zu sehr und zu lange im Gebrauche, als daß man sich leicht gefallen lassen sollte, ihm eine andere Bedeutung, welche die Naturforschung des Ursprungs bezeichnen kann, zuzugestehen, zumal da es auch nicht ohne Schwierigkeit ist, ihm in der letzteren einen anderen anpassenden technischen Ausdruck auszufinden[1]). Doch die Sprachschwierigkeit im Unterscheiden kann den Unterschied der Sachen nicht aufheben. Vermutlich ist eben dergleichen Mißhelligkeit wegen einer, obwohl unvermeidlichen Abweichung von klassischen Ausdrücken auch bei dem Begriffe einer Rasse die Ursache der Veruneinigung über die Sache selbst gewesen. Es ist uns hier widerfahren, was Sterne bei Gelegenheit eines physiognomischen Streits, der nach seinen launichten Einfällen[b]) alle Fakultäten der Straßburgischen Universität in Aufruhr versetzte, sagt: die Logiker würden die Sache entschieden haben, wären sie nur nicht auf eine Definition gestoßen. Was ist eine Rasse? Das Wort steht gar nicht in einem System der Naturbeschreibung, vermutlich ist also auch das Ding selber überall nicht in der Natur. Allein der Begriff, den dieser Ausdruck bezeichnet, ist doch in der Vernunft eines jeden Beobachters der Natur gar wohl gegründet, der zu einer sich vererbenden Eigentümlichkeit verschie-

[1]) Ich würde für die Naturbeschreibung das Wort Physiographie, für Naturgeschichte aber Physiognomie in Vorschlag bringen.

a) So nach der Handschrift; Druck: „unter".
b) Im Druck steht der Singular.

dener vermischt zeugenden Tiere, die nicht in dem Begriffe ihrer Gattung liegt, eine Gemeinschaft der Ursache, und zwar einer in dem Stamme der Gattung selbst ursprünglich gelegenen Ursache denkt. Daß dieses Wort nicht in der Naturbeschreibung, (sondern an dessen Statt das der Varietät), vorkommt, kann ihn nicht abhalten, es in Absicht auf Naturgeschichte nötig zu finden. Nur muß er es freilich zu diesem Behuf deutlich bestimmen; und dieses wollen wir hier versuchen.

Der Name einer Rasse als radikaler Eigentümlichkeit, die auf einen gemeinschaftlichen Abstamm Anzeige gibt und zugleich mehrere solche beharrliche forterbende Charaktere, nicht allein derselben Tiergattung, sondern auch desselben Stammes zuläßt, ist nicht unschicklich ausgedacht. Ich würde ihn durch Abartung (*progenies classifica*) übersetzen, um eine Rasse von der Ausartung (*degeneratio s. progenies specifica*)[1]) zu unterscheiden, die man nicht einräumen kann, weil sie dem Gesetz der Natur (in der Erhaltung ihrer Species in unveränderlicher Form) zuwiderläuft. Das Wort *progenies* zeigt an, daß es nicht ursprüngliche, durch so vielerlei Stämme, als Spezies derselben Gattung, ausgeteilte, sondern sich allererst in der Folge der Zeugungen entwickelnde Charaktere, mithin nicht verschiedene Arten, sondern Abartungen, aber doch so bestimmt und beharrlich sind, daß sie zu einem Klassenunterschiede berechtigen.

Nach diesen Vorbegriffen würde die Menschengattung (nach dem allgemeinen Kennzeichen derselben in der Naturbeschreibung genommen) in einem System der Naturgeschichte in Stamm (oder Stämme), Rasse oder Abartungen (*progenies classificae*), und verschiedenen Menschenschlag (*varietates*

[1]) Die Benennungen der *classes* und *ordines* drücken ganz unzweideutig eine bloß logische Absonderung aus, die die Vernunft unter ihren Begriffen zum Behuf der bloßen Vergleichung macht; *genera* und *species* aber können auch die physische Absonderung bedeuten, die die Natur selbst unter ihren Geschöpfen in Ansehung ihrer Erzeugung macht. Der Charakter der Rasse kann also hinreichen, um Geschöpfe darnach zu klassifizieren, aber nicht um eine besondere Spezies daraus zu machen, weil diese auch eine absonderliche Abstammung bedeuten könnte, welche wir unter dem Namen einer Rasse nicht verstanden wissen wollen. Es versteht sich von selbst, daß wir hier das Wort Klasse nicht in der ausgedehnten Bedeutung nehmen, als es im Linnéischen System genommen wird; wir brauchen es aber auch zur Einteilung in ganz anderer Absicht.

nativae) abgeteilt werden können, welche[a]) letztere nicht unausbleibliche, nach einem anzugebenden Gesetze sich vererbende, also auch nicht zu einer Klasseneinteilung hinreichende Kennzeichen enthalten. Alles dieses ist aber so lange[b]) bloße Idee von der Art, wie die größte Mannigfaltigkeit in der Zeugung mit der größten Einheit der Abstammung von der Vernunft zu vereinigen sei. Ob es wirklich eine solche Verwandtschaft in der Menschengattung gebe, müssen die Beobachtungen, welche die Einheit der Abstammung kenntlich machen, entscheiden. Und hier sieht man deutlich, daß man durch ein bestimmtes Prinzip geleitet werden müsse, um bloß zu beobachten, d. i. auf dasjenige achtzugeben, was Anzeige auf die Abstammung, nicht bloß die Charakteren-Ähnlichkeit geben könne, weil wir es alsdenn mit einer Aufgabe der Naturgeschichte, nicht der Naturbeschreibung und bloß methodischen Benennung zu tun haben. Hat jemand nicht nach jenem Prinzip seine Nachforschung angestellt, so muß er noch einmal suchen; denn von selbst wird sich ihm das nicht darbieten, was er bedarf, um, ob es eine reale oder bloße Nominalverwandtschaft unter den Geschöpfen gebe, auszumachen.

Von der Verschiedenheit des ursprünglichen Stammes kann es keine sichere Kennzeichen geben als die Unmöglichkeit, durch Vermischung zweier erblich verschiedenen Menschenabteilungen fruchtbare Nachkommenschaft zu gewinnen. Gelingt dieses aber, so ist die noch so große Verschiedenheit der Gestalt keine Hindernis, eine gemeinschaftliche Abstammung derselben wenigstens möglich zu finden; denn so wie sie sich unerachtet dieser Verschiedenheit doch durch Zeugung in ein Produkt, das beider Charaktere enthält, vereinigen können, so haben sie sich aus einem Stamme, der die Anlagen zur Entwickelung beider Charaktere ursprünglich in sich verbarg, durch Zeugung in so viel Rassen teilen können; und die Vernunft wird ohne Not nicht von zweien Prinzipien ausgehen, wenn sie mit einem auslangen kann. Das sichere Kennzeichen erblicher Eigentümlichkeiten aber, als der Merkmale ebensovieler Rassen, ist schon angeführt worden. Jetzt ist noch etwas von den erblichen Varietäten anzumerken, welche zur Be-

a) Der Druck hat hier überall den Singular: „Abartung, *classifica*, *varietas nativa*, welcher“.

b) Druck: „nur noch“.

nennung eines oder andern Menschenschlags (Familien- und Volksschlags) Anlaß geben.

Eine Varietät ist die erbliche Eigentümlichkeit, die nicht klassifisch ist, weil sie sich nicht unausbleiblich fortpflanzt; denn eine solche Beharrlichkeit des erblichen Charakters wird erfodert, um selbst für die Naturbeschreibung nur zur Klasseneinteilung zu berechtigen. Eine Gestalt, die in der Fortpflanzung nur bisweilen den Charakter der nächsten Eltern, und zwar mehrenteils nur einseitig (Vater oder Mutter nachartend) reproduziert, ist kein Merkmal, daran man den Abstamm von beiden Eltern kennen kann, z. B. den Unterschied der Blonden und Brünetten. Ebenso ist die Rasse oder Abartung eine unausbleibliche erbliche Eigentümlichkeit, die zwar zur Klasseneinteilung berechtigt, aber doch nicht spezifisch ist, weil die unausbleiblich halbschlächtige Nachartung, (also das Zusammenschmelzen der Charaktere ihrer Unterscheidung) es wenigstens nicht als unmöglich urteilen läßt, ihre angeerbte Verschiedenheit auch in ihrem Stamme uranfänglich, als in bloßen Anlagen vereinigt und nur in der Fortpflanzung allmählich entwickelt und geschieden anzusehen. Denn man kann ein Tiergeschlecht nicht zu einer besondern Spezies machen, wenn es mit einem anderen zu einem und demselben Zeugungssystem der Natur gehört. Also würde in der Naturgeschichte Gattung und Spezies einerlei, nämlich die nicht mit einem gemeinschaftlichen Abstamme vereinbare Erbeigentümlichkeit bedeuten. Diejenige aber, die damit zusammenbestehen kann, ist entweder notwendig erblich oder nicht. Im ersteren Fall macht es den Charakter der Rasse, im andern der Varietät aus.

Von dem, was in der Menschengattung Varietät genannt werden kann, merke ich hier nun[a]) an, daß man auch in Ansehung dieser die Natur nicht als in voller Freiheit bildend, sondern ebensowohl als bei den Rassen-Charakteren sie nur als entwickelnd und auf dieselbe durch ursprüngliche Anlagen vorausbestimmt anzusehen habe; weil auch in dieser Zweckmäßigkeit und derselben gemäße Abgemessenheit angetroffen wird, die kein Werk des Zufalls sein kann. Was schon Lord Shaftesbury[b]) anmerkte, nämlich daß in jedem Menschen-

a) „nur" (Tieftrunk, Hartenstein)?
b) Kant schreibt: Schaftebury!

gesichte eine gewisse Originalität (gleichsam ein wirkliches Dessein) angetroffen werde, welche das Individuum als zu besonderen Zwecken, die es nicht mit anderen gemein hat, bestimmt auszeichnet, obzwar diese Zeichen zu entziffern über unser Vermögen geht, das kann ein jeder Porträtmaler, der über seine Kunst denkt, bestätigen. Man sieht einem nach dem Leben gemalten und wohl ausgedrückten Bilde die Wahrheit an, d. i. daß es nicht aus der Einbildung genommen ist. Worin besteht aber diese Wahrheit? Ohne Zweifel in einer bestimmten Proportion eines der vielen Teile des Gesichts zu allen anderen, um einen individuellen Charakter, der einen dunkel vorgestellten Zweck enthält, auszudrücken. Kein Teil des Gesichts, wenn er uns auch unproportioniert scheint, kann in der Schilderei mit Beibehaltung der übrigen abgeändert werden, ohne dem Kennerauge, ob er gleich das Original nicht gesehen hat, in Vergleichung mit dem von der Natur kopierten[a]) Porträt, sofort merklich zu machen, welches von beiden die lautere Natur und welches Erdichtung enthalte. Die Varietät unter Menschen von ebenderselben Rasse ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, ebenso zweckmäßig in dem ursprünglichen Stamme belegen gewesen, um die größte Mannigfaltigkeit zum Behuf unendlich verschiedener Zwecke, als der Rassenunterschied, um die Tauglichkeit zu weniger, aber wesentlichern Zwecken zu gründen und in der Folge zu entwickeln; wobei doch der Unterschied obwaltet, daß die letztern Anlagen, nachdem sie sich einmal entwickelt haben, (welches schon in der ältesten Zeit geschehen sein muß), keine neuen Formen dieser Art weiter entstehen, noch auch die alten erlöschen lassen; dagegen die ersteren, wenigstens unserer Kenntnis nach, eine an neuen Charakteren (äußeren sowohl als innern) unerschöpfliche Natur anzuzeigen scheinen.

In Ansehung der Varietäten scheint die Natur die Zusammenschmelzung zu verhüten, weil sie ihrem Zwecke, nämlich der Mannigfaltigkeit der Charaktere, entgegen ist; dagegen sie, was die Rassenunterschiede betrifft, dieselbe (nämlich Zusammenschmelzung) wenigstens verstattet, wenngleich nicht begünstigt, weil dadurch das Geschöpf für mehrere Klimate tauglich wird, obgleich keinem derselben in dem Grade angemessen, als die erste Anartung an dasselbe es gemacht

a) Kant: „copiirten".

hatte. Denn was die gemeine Meinung betrifft, nach welcher Kinder (von unserer Klasse der Weißen) die Kennzeichen, die zur Varietät gehören (als Statur, Gesichtsbildung, Hautfarbe), selbst manche Gebrechen (innere sowohl als äußere) von ihren Eltern auf die Halbscheid ererben sollen (wie man sagt: das hat das Kind vom Vater, das hat es von der Mutter), so kann ich nach genauer Aufmerksamkeit auf den Familienschlag ihr nicht beitreten. Sie arten, wenngleich nicht Vater oder Mutter nach, doch entweder in des einen oder der andern Familie unvermischt ein; und obzwar der Abscheu wider die Vermischungen[a]) der zu nahen Verwandten wohl großenteils moralische Ursachen haben, imgleichen die Unfruchtbarkeit derselben nicht genug bewiesen sein mag, so gibt doch seine weite Ausbreitung selbst bis zu rohen Völkern Anlaß zur Vermutung, daß der Grund dazu auf entfernete Art in der Natur selbst gelegen sei, welche nicht will, daß immer die alten Formen wieder reproduziert werden, sondern alle Mannigfaltigkeit herausgebracht werden soll, die sie in die ursprünglichen Keime des Menschenstamms gelegt hatte. Ein gewisser Grad der Gleichförmigkeit, der sich in einem Familien- oder sogar Volksschlage hervorfindet, darf auch nicht der halbschlächtigen Anartung ihrer Charaktere (welche meiner Meinung nach in Ansehung der Varietäten gar nicht stattfindet), zugeschrieben werden. Denn das Übergewicht der Zeugungskraft des einen oder andern Teils verehlichter Personen, da bisweilen fast alle Kinder in den väterlichen oder alle in den mütterlichen Stamm einschlagen, kann bei der anfänglich großen Verschiedenheit der Charaktere durch Wirkung und Gegenwirkung, nämlich dadurch, daß die Nachartungen auf der einen Seite immer seltener werden, die Mannigfaltigkeit vermindern und eine gewisse Gleichförmigkeit (die nur fremden Augen sichtbar ist) hervorbringen. Doch das ist nur meine beiläufige Meinung, die ich dem beliebigen Urteile des Lesers preisgebe. Wichtiger ist, daß bei andern Tieren fast alles, was man an ihnen Varietät nennen möchte, (wie die Größe, die Hautbeschaffenheit usw.), halbschlächtig anartet, und dieses, wenn man den Menschen wie billig nach der Analogie mit Tieren (in Absicht auf die Fortpflanzung) betrachtet, einen Einwurf wider meinen Unterschied der Rassen von Varietäten zu enthalten scheint. Um

a) Druck: „Vermischung".

hierüber zu urteilen, muß man schon einen höheren Standpunkt der Erklärung dieser Natureinrichtung nehmen, nämlich den, daß vernunftlose Tiere, deren Existenz bloß als Mittel einen Wert haben kann, darum zu verschiedenem Gebrauche verschiedentlich schon in der Anlage (wie die verschiedenen Hunderassen, die nach Buffon von dem gemeinschaftlichen Stamme des Schäferhundes abzuleiten sind) ausgerüstet sein mußten; dagegen die größere Einhelligkeit des Zwecks in der Menschengattung so große Verschiedenheit anartender Naturformen nicht erheischte; die notwendig anartenden also nur auf die Erhaltung der Spezies in einigen wenigen, voneinander vorzüglich unterschiedenen Klimaten angelegt sein durften. Jedoch da ich nur den Begriff der Rassen habe verteidigen wollen, so habe ich nicht nötig, mich wegen des Erklärungsgrundes der Varietäten zu verbürgen.

Nach Aufhebung dieser Sprachuneinigkeit, die öfters an einem Zwiste mehr schuld ist als die in Prinzipien, hoffe ich nun weniger Hindernis wider die Behauptung meiner Erklärungsart anzutreffen. Herr Forster ist darin mit mir einstimmig, daß er wenigstens eine erbliche Eigentümlichkeit unter den verschiedenen Menschengestalten, nämlich die der Neger und der übrigen Menschen, groß genug findet, um sie nicht für bloßes Naturspiel und Wirkung zufälliger Eindrücke zu halten, sondern dazu ursprünglich dem Stamme einverleibte Anlagen und spezifische Natureinrichtung fodert. Diese Einhelligkeit unserer Begriffe ist schon wichtig und macht auch in Ansehung der beiderseitigen Erklärungsprinzipien Annäherung möglich; anstatt daß die gemeine seichte Vorstellungsart alle Unterschiede unserer Gattung auf gleichen Fuß, nämlich den des Zufalls, zu nehmen und sie noch immer entstehen und vergehen zu lassen, wie äußere Umstände es fügen, alle Untersuchungen dieser Art für überflüssig, und hiemit selbst die Beharrlichkeit der Spezies in derselben zweckmäßigen Form für nichtig erklärt. Zwei Verschiedenheiten unserer Begriffe bleiben nur noch, die aber nicht soweit auseinander sind, um eine nie beizulegende Mißhelligkeit notwendig zu machen: die erste ist, daß gedachte erbliche Eigentümlichkeiten, nämlich die der Neger zum Unterschiede von allen anderen Menschen, die einzigen sind, welche für ursprünglich eingepflanzt gehalten zu werden verdienen; da ich hingegen noch mehrere (die der Indier und Amerikaner, zu der der Weißen hinzuge-

zählt) zur vollständigen klassifischen Einteilung[a] ebensowohl berechtigt zu sein urteile; die *zweite* Abweichung, welche aber nicht sowohl die Beobachtung (Naturbeschreibung) als die anzunehmende Theorie (Naturgeschichte) betrifft, ist: daß Herr *Forster* zum Behuf der Erklärung dieser Charaktere zwei ursprüngliche Stämme nötig findet; da nach meiner Meinung, (der ich sie mit Herrn *Forster* gleichfalls für ursprüngliche Charaktere halte), es möglich und dabei der philosophischen Erklärungsart angemessener ist, sie als Entwickelung in einem Stamme eingepflanzter zweckmäßiger erster Anlagen anzusehen; welches denn auch keine so große Zwistigkeit ist, daß die Vernunft sich nicht hierüber ebenfalls die Hand böte, wenn man bedenkt, daß der physische erste Ursprung organischer Wesen uns beiden und überhaupt der Menschenvernunft unergründlich bleibt, ebensowohl als das halbschlächtige Anarten in der Fortpflanzung derselben. Da das System der gleich anfangs getrennten und in zweierlei Stämmen isolierten, gleichwohl aber nachher in der Vermischung der vorher abgesonderten, einträchtig wieder zusammenschmelzenden Keime nicht die mindeste Erleichterung für die Begreiflichkeit durch Vernunft mehr verschafft, als das der in einem und demselben Stamme ursprünglich eingepflanzten verschiedenen, sich in der Folge *zweckmäßig für die erste allgemeine Bevölkerung* entwickelnden Keime, und die letztere Hypothese dabei doch[b] den Vorzug der Ersparnis verschiedener Lokalschöpfungen bei sich führt; da ohnedem an Ersparnis *teleologischer* Erklärungsgründe, um sie durch physische zu ersetzen, bei organisierten Wesen in dem, was die Erhaltung ihrer Art angeht, gar nicht zu denken ist, und die letztere Erklärungsart also der Naturforschung keine neue Last auflegt über die, welche sie ohnedem niemals loswerden kann, nämlich hierin lediglich dem Prinzip der Zwecke zu folgen; da auch Herr *Forster* eigentlich nur durch die Entdeckungen seines Freundes, des berühmten und philosophischen Zergliederers Herrn *Sömmering*, bestimmt worden, den Unterschied der Neger von andern Menschen erheblicher zu finden, als es denen wohl gefallen möchte, die gern alle erbliche Charaktere ineinander verwischen[c] und sie als bloße zufällige Schattierungen an-

a) Der Druck hat den Druckfehler: „Einleitung".
b) Druck: „noch".
c) Druck: „vermischen".

sehen möchten, und dieser vortreffliche Mann sich für die vollkommene Zweckmäßigkeit der Negerbildung in Betreff seines Mutterlandes erklärt[1]), indessen daß doch in dem Knochenbau des Kopfs eine begreiflichere Angemessenheit mit seinem Boden[a]) eben nicht abzusehen ist als in der Organisation der Haut, diesem großen Absonderungswerkzeuge alles dessen, was aus dem Blute abgeführt werden soll, — folglich er diese von der ganzen übrigen ausgezeichneten Natureinrichtung derselben, (wovon die Hautbeschaffenheit ein wichtiges Stück ist), zu verstehen scheint und jene nur zum deutlichsten Wahrzeichen derselben für den Anatomiker aufstellt: so wird Herr Forster hoffentlich, wenn bewiesen ist, daß es noch andere sich ebenso beharrlich vererbende, nach den Abstufungen des Klima gar nicht ineinander fließende, sondern scharf abgeschnittene Eigentümlichkeiten in weniger Zahl gibt, ob sie gleich ins Fach der Zergliederungskunst nicht einschlagen, nicht abgeneigt sein, ihnen einen gleichen Anspruch auf besondere ursprüngliche, zweckmäßig dem Stamme eingepflanzte Keime zuzugestehen. Ob aber der Stämme darum mehrere oder nur ein gemeinschaftlicher anzunehmen nötig sei, darüber würden[b]) wir hoffentlich zuletzt noch wohl einig werden können.

Es würden also nur die Schwierigkeiten zu heben sein, die Herrn Forster abhalten, meiner Meinung, nicht sowohl in Ansehung des Prinzips als vielmehr der Schwierigkeit, es allen Fällen der Anwendung gehörig anzupassen, beizutreten. In dem ersten Abschnitte seiner Abhandlung, Oktober 1786, S. 70,

[1]) Sömmering ‚Über die körperliche Verschiedenheit des Negern vom Europäer' S. 79: «Man findet am Bau des Negers Eigenschaften, die ihn für sein Klima zum vollkommensten, vielleicht zum vollkommenern Geschöpf als den Europäer machen.» Der vortreffliche Mann bezweifelt (in derselben Schrift § 44) D. Schotts Meinung von der zu besserer Herauslassung schädlicher Materien geschickter organisierten Haut der Negern. Allein wenn man Linds (von den Krankheiten der Europäer etc.) [c]) Nachrichten über die Schädlichkeit der durch sumpfigte Waldungen phlogistisierten Luft um den Gambiastrom, welche den englischen Matrosen so geschwinde tödlich wird, in der gleichwohl die Neger als in ihrem Elemente leben, damit verbindet, so bekommt jene Meinung doch viele Wahrscheinlichkeit.

a) Druck: „dem Klima".
b) Druck: „werden".
c) Über Lind vgl. S. 122. Auch Schott ist ein Engländer.

führt Herr Forster eine Farbenleiter der Haut durch, von den Bewohnern des nördlichen Europa über Spanien, Ägypten, Arabien, Abyssinien bis zum Äquator, von da ab wieder in umgekehrter Abstufung mit der Fortrückung in die temperierte südliche Zone, über die Länder der Kaffern und Hottentotten (seiner Meinung nach) mit einer dem Klima der Länder so proportionierten Gradfolge[a]) der braunen bis ins Schwarze und wiederum zurück, (wobei er, wiewohl ohne Beweis, annimmt, daß aus Nigritien hervorgegangene Kolonien, die sich gegen die Spitze von Afrika gezogen, allmählich, bloß durch die Wirkung des Klima, in Kaffern und Hottentotten verwandelt sind), daß es ihn wundernimmt, wie man noch hierüber hat wegsehen können. Man muß sich aber billig noch mehr wundern, wie man über das bestimmt genug und mit Grunde allein für entscheidend zu haltende Kennzeichen der unausbleiblich halbschlächtigen Zeugung, darauf hier doch alles ankommt, hat wegsehen können. Denn weder der nördlichste Europäer in der Vermischung mit denen von spanischem Blute, noch der Mauritanier oder Araber (vermutlich auch der mit ihm nahe verwandte Abyssinier) in Vermischung mit zirkassischen Weibern, sind diesem Gesetze im mindesten unterworfen. Man hat auch nicht Ursache, ihre Farbe, nachdem das, was die Sonne ihres Landes jedem Individuum der letzteren eindrückt, beiseite gesetzt worden, für etwas anderes als die Brünette unter dem weißen Menschenschlag zu urteilen: was aber das Negerähnliche der Kaffern und, im mindern Grade, der Hottentotten in demselben Weltteile betrifft, welche vermutlich den Versuch der halbschlächtigen Zeugung bestehen würden, so ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß diese nichts anders als Bastarderzeugungen eines Negervolks mit denen von der ältesten Zeit her diese Küste besuchenden Arabern sein mögen. Denn woher findet sich nicht dergleichen angebliche Farbenleiter auch auf der Westküste von Afrika, wo vielmehr die Natur vom brünetten Araber oder Mauritianier zu den schwärzesten Negern am Senegal einen plötzlichen Sprung macht, ohne vorher die Mittelstraße der Kaffern durchgegangen zu sein! Hiemit fällt auch der Seite 74 vorgeschlagene und zum voraus entschiedene Probeversuch weg, der die Verwerflichkeit meines Prinzips beweisen soll, nämlich daß der schwarzbraune Abyssinier, mit

a) Druck: „Grundfolge“ (Druckfehler).

einer Kafferin vermischt, der Farbe nach keinen Mittelschlag geben würde, weil beider Farbe einerlei, nämlich schwarzbraun ist. Denn nimmt Herr Forster an, daß die braune Farbe des Abyssiniers in der Tiefe, wie sie die Kaffern haben, ihm angeboren sei, und zwar so, daß sie in vermischter Zeugung mit einer Weißen notwendig eine Mittelfarbe geben müßte, so würde der Versuch freilich so ausschlagen, wie Herr Forster will; er würde aber auch nichts gegen mich beweisen, weil die Verschiedenheit der Rassen doch nicht nach dem beurteilt wird, was an ihnen einerlei, sondern was an ihnen verschieden ist. Man würde nur sagen können, daß es auch tiefbraune Rassen gäbe, die sich vom Neger oder seinem Abstamme in andern Merkmalen (z. B. dem Knochenbau) unterscheiden; denn in Ansehung deren allein würde die Zeugung einen Blendling geben, und meine Farbenliste würde nur um eine vermehrt werden. Ist aber die tiefe Farbe, die der in seinem Lande erwachsene Abyssinier an sich trägt, nicht angeerbt, sondern nur, etwa wie die eines Spaniers, der in demselben Lande von klein auf erzogen wäre, so würde seine Naturfarbe ohne Zweifel mit der der Kaffern einen Mittelschlag der Zeugung geben, der aber, weil der zufällige Anstrich durch die Sonne hinzukommt, verdeckt werden und ein gleichartiger Schlag (der Farbe nach) zu sein scheinen würde. Also beweiset dieser projektierte Versuch nichts wider die Tauglichkeit der notwendig-erblichen Hautfarbe zu einer Rassenunterscheidung, sondern nur die Schwierigkeit, dieselbe, sofern sie angeboren ist, an Orten richtig bestimmen zu können, wo die Sonne sie noch mit zufälliger Schminke überdeckt, und bestätigt die Rechtmäßigkeit meiner Foderung, Zeugungen von denselben Eltern im Auslande zu diesem Behuf vorzuziehen.

Von den letzteren haben wir nun ein entscheidendes Beispiel an der indischen Hautfarbe eines seit einigen Jahrhunderten in unsern nordischen Ländern sich fortpflanzenden Völkchens, nämlich den Zigeunern. Daß sie ein indisches Volk sind, beweiset ihre Sprache, unabhängig von ihrer Hautfarbe. Aber diese zu erhalten, ist die Natur so hartnäckig geblieben, daß, ob man zwar ihre Anwesenheit in Europa bis auf zwölf Generationen zurückverfolgen kann, sie noch immer so vollständig zum Vorschein kommt, daß, wenn sie in Indien aufwüchsen, zwischen ihnen und den dortigen Landeseingebornen allem Vermuten nach gar kein Unterschied angetroffen werden

würde. Hier nun zu sagen, daß man noch zwölfmal zwölf Generationen warten müsse, bis die nordische Luft ihre anerbende Farbe völlig ausgebleicht haben würde, hieße den Nachforscher mit dilatorischen Antworten hinhalten und Ausflüchte suchen. Ihre Farbe aber für bloße Varietät ausgeben, wie etwa die des brünetten Spaniers gegen den Dänen, heißt das Gepräge der Natur bezweifeln. Denn sie zeugen mit unseren alten Eingebornen unausbleiblich halbschlächtige Kinder, welchem Gesetze die Rasse der Weißen in Ansehung keiner einzigen ihrer charakteristischen Varietäten unterworfen ist.

Aber Seite 155—156 tritt das wichtigste Gegenargument auf, wodurch im Falle, daß es gegründet wäre, bewiesen werden würde, daß, wenn man mir auch meine ursprünglichen Anlagen einräumte, die Angemessenheit der Menschen zu ihren Mutterländern bei ihrer Verbreitung über die Erdfläche damit doch nicht bestehen könne. Es ließe sich, sagt Herr Forster, allenfalls noch verteidigen, daß gerade diejenigen Menschen, deren Anlage sich für dieses oder jenes Klima paßt, da oder dort durch eine weise Fügung der Vorsehung geboren würden; aber, fährt er fort, wie ist denn ebendiese Vorsehung so kurzsichtig geworden, nicht auf eine zweite Verpflanzung zu denken, wo jener Keim, der nur für ein Klima taugte, ganz zwecklos geworden wäre? Was den ersten Punkt betrifft, so erinnere man sich, daß ich jene ersten Anlagen nicht als unter verschiedene Menschen verteilt, — denn sonst wären es so viel verschiedene Stämme geworden —, sondern im ersten Menschenpaare als vereinigt angenommen hatte; und so paßten ihre Abkömmlinge, an denen noch die ganze ursprüngliche Anlage für alle künftige Abartungen ungeschieden ist, zu allen Klimaten (*in potentia*), nämlich so, daß sich derjenige Keim, der sie demjenigen Erdstriche, in welchen sie oder ihre frühe Nachkommen geraten würden, angemessen machen würde, daselbst entwickeln könnte. Also bedurfte es nicht einer besonderen weisen Fügung, sie in solche Örter zu bringen, wo ihre Anlagen passeten; sondern, wo sie zufälligerweise hinkamen und lange Zeit ihre Generation fortsetzten, da entwickelte sich der für diese Erdgegend in ihrer Organisation befindliche, sie einem solchen Klima angemessen machende Keim. Die Entwickelung der Anlagen richtete sich nach den Örtern, und nicht, wie es Herr Forster mißversteht, mußten etwa die Örter nach den schon entwickel-

ten Anlagen ausgesucht werden. Dieses alles versteht sich aber nur von der ältesten Zeit, welche lange genug (zur allmählichen Erdbevölkerung) gewähret haben mag, um allererst einem Volke, das eine bleibende Stelle hatte, die zur Entwickelung seiner derselben angemessenen Anlagen erforderlichen Einflüsse des Klima und Bodens zu verschaffen. Aber nun, fährt er fort: Wie ist nun derselbe Verstand, der hier so richtig ausrechnete, welche Länder und welche Keime zusammentreffen sollten (sie mußten nach dem vorigen immer zusammentreffen, wenn man auch will, daß sie nicht ein Verstand, sondern nur dieselbe Natur, die die Organisation der Tiere so durchgängig zweckmäßig innerlich eingerichtet hatte, auch für ihre Erhaltung ebenso sorgfältig ausgerüstet habe), auf einmal so kurzsichtig geworden, daß er nicht auch den Fall einer zweiten Verpflanzung vorausgesehen? Dadurch wird ja die angeborne Eigentümlichkeit, die nur für ein Klima taugt, gänzlich zwecklos usw.

Was nun diesen zweiten Punkt des Einwurfs betrifft, so räume ich ein, daß jener Verstand, oder wenn man lieber will, jene von selbst zweckmäßig wirkende Natur nach schon entwickelten Keimen auf Verpflanzung in der Tat gar nicht Rücksicht getragen, ohne doch deshalb der Unweisheit und Kurzsichtigkeit beschuldigt werden zu dürfen. Sie hat vielmehr, durch ihre veranstaltete Angemessenheit zum Klima, die Verwechselung desselben, vornehmlich des warmen mit dem kältern, verhindert. Denn ebendiese übele Anpassung des neuen Himmelsstrichs zu dem schon angearteten Naturell der Bewohner des alten hält sie von selbst davon ab. Und wo haben Indier oder Neger sich in nördliche Gegenden auszubreiten gesucht? — Die aber dahin vertrieben sind, haben in ihrer Nachkommenschaft (wie die kreolischen Neger oder Indier, unter dem Namen der Zigeuner) niemals einen zu ansässigen Landanbauern oder Handarbeitern tauglichen Schlag abgeben wollen[1]).

[1]) Die letztere Bemerkung wird hier nicht als beweisend angeführt, ist aber doch nicht unerheblich. In Herrn Sprengels Beiträgen, fünftem Teile, S. 286—287,[a]) führt ein sachkundiger Mann

a) Die Zeitschrift M. C. Sprengels trug den Titel ‚Beiträge zur Völker- und Länderkunde'. Im Jahrgang 1786 findet sich ein Aufsatz ‚Anmerkungen über Ramsays (eines englischen Geistlichen) Schrift von der Behandlung der Negersklaven in den westindischen Zuckerinseln', die 1786 zu London erschienen war. [Akad.-Ausg.]

Aber eben das, was Herr Forster für eine unüberwindliche Schwierigkeit gegen mein Prinzip hält, wirft in einer ge-

gegen Ramsays Wunsch, alle Negersklaven als freie Arbeiter zu brauchen, an, daß unter den vielen tausend freigelassenen Negern, die man in Amerika und in England antrifft, er kein Beispiel kenne, daß irgendeiner ein Geschäfte treibe, was man eigentlich Arbeit nennen kann, vielmehr daß sie ein leichtes Handwerk, welches sie vormals als Sklaven zu treiben gezwungen waren, alsbald aufgeben, wenn sie in Freiheit kommen, um dafür Höker, elende Gastwirte, Livereibediente, auf den Fischzug oder Jagd Ausgehende, mit einem Worte Umtreiber zu werden. Eben das findet man auch an den Zigeunern unter uns. Derselbe Verfasser bemerkt hiebei, daß nicht etwa das nordliche Klima sie zur Arbeit ungeneigt mache; denn sie halten, wenn sie hinter dem Wagen ihrer Herrschaften oder in den ärgsten Winternächten in den kalten Eingängen der Theater (in England) warten müssen, doch lieber aus als beim[a]) Dreschen, Graben, Lastentragen usw. Sollte man hieraus nicht schließen, daß es, außer dem Vermögen zu Arbeiten, noch einen unmittelbaren, von aller Anlockung unabhängigen Trieb zur Tätigkeit (vornehmlich der anhaltenden, die man Emsigkeit nennt) gebe, der mit gewissen Naturanlagen besonders verwebt ist, und daß Indier sowohl als Neger nicht mehr von diesem Antriebe in andere Klimaten mitbringen und vererben, als sie für ihre Erhaltung in ihrem alten Mutterlande bedurften und von der Natur empfangen hatten, und daß diese innere Anlage ebensowenig erlösche als die äußerlich sichtbare? Die weit minderen Bedürfnisse aber in jenen Ländern und die wenige Mühe, die es erfordert, sich auch nur diese zu verschaffen, erfordern keine größern Anlagen zur Tätigkeit. — Hier will ich noch etwas aus Marsdens[b]) gründlicher Beschreibung von Sumatra (s. Sprengels Beiträge 6. Teil, S. 198 bis 199) anführen. «Die Farbe ihrer (der Rejangs) Haut ist gewöhnlich gelb, ohne die Beimischung von rot, welche die Kupferfarbe hervorbringt. Sie sind beinahe durchgängig etwas heller von Farbe als die Mestizen in andern Gegenden von Indien. Die weiße Farbe der Einwohner von Sumatra, in Vergleichung mit andern Völkern eben des Himmelsstrichs, ist meines Erachtens ein starker Beweis, daß die Farbe der Haut keinesweges unmittelbar von dem Klima abhängt. (Eben das sagt er von dort gebornen Kindern der Europäer und Negern in der zweiten Generation und vermutet, daß die dunklere Farbe der Europäer, die sich hier lange aufgehalten haben, eine Folge der vielen Gallenkrankheiten sei, denen dort alle ausgesetzt sind.) — Hier muß ich noch bemerken, daß die Hände der Eingebornen und Mestizen, unerachtet des heißen Klima, gewöhnlich kalt sind (ein wichtiger Umstand, der Anzeige gibt, daß die eigentümliche Hautbeschaffenheit von keinen oberflächlichen äußeren Ursachen herrühren müsse.)»

a) Siehe Fußnote a auf S. 147.

b) Über den Engländer Marsden (1754—1836) vgl. auch Kritik der Urteilskraft S. 85 u. Metaphysik der Sitten S. 125 meiner Ausgaben.

wissen Anwendung das vorteilhafteste Licht auf dieselbe und löset Schwierigkeiten, wider die keine andere Theorie etwas vermag. Ich nehme an, daß viele[a]) Generationen, von der Zeit des Anfangs der Menschengattung, über die allmähliche Entwickelung der zur völligen Anartung an ein Klima in ihr befindlichen Anlagen erforderlich gewesen, und daß darüber die großenteils durch gewaltsame Naturrevolutionen erzwungene Verbreitung derselben über den beträchtlichsten Teil der Erde nur[b]) mit kümmerlicher Vermehrung der Art hat geschehen können. Wenn nun auch durch diese Ursachen ein Völkchen der alten Welt aus südlichern Gegenden in die nördlichern getrieben worden, so muß die Anartung, — die, um den vorigen angemessen zu werden, vielleicht noch nicht vollendet war, — allmählich in Stillstand gesetzt, dagegen einer entgegengesetzten Entwickelung der Anlagen, nämlich für das nördliche Klima, Platz gemacht haben. Setzet nun, dieser Menschenschlag hätte sich nordostwärts immer weiter bis nach Amerika herübergezogen, — eine Meinung, die geständlich die größte Wahrscheinlichkeit hat, — so wären, ehe er sich in diesem Weltteile wiederum beträchtlich nach Süden verbreiten konnte, seine Naturanlagen schon so weit entwickelt, als es möglich ist, und diese Entwickelung, nun als vollendet, müßte alle fernere Anartung an ein neues Klima unmöglich gemacht haben. Nun wäre also eine Rasse gegründet, die bei ihrem Fortrücken nach Süden für alle Klimaten immer einerlei, in der Tat also keinem gehörig angemessen ist, weil die südliche Anartung vor ihrem Ausgange in der Hälfte ihrer Entwickelung unterbrochen, durch die ans nördliche Klima abgewechselt, und so der beharrliche Zustand dieses Menschenhaufens gegründet worden. In der Tat versichert Don Ulloa (ein vorzüglich wichtiger Zeuge, der die Einwohner von Amerika in beiden Hemisphären kannte)[c]), die charakteristische Gestalt der Bewohner dieses Weltteils durchgängig sehr ähnlich befunden zu haben. Was die Farbe betrifft, so beschreibt sie einer der neuern Seereisenden, dessen Namen ich jetzt nicht mit Sicherheit nennen kann, wie Eisenrost mit Öl vermischt. Daß aber ihr Naturell zu keiner völligen Angemessenheit mit

a) Ak.-Ausg.: „so viele".

b) „nur" Zusatz des Drucks.

c) Über den spanischen Marineoffizier und Forschungsreisenden Ulloa (1716—95) vgl. auch Bd. 46b, S. 83.

irgendeinem Klima gelangt ist, läßt sich auch daraus abnehmen, daß schwerlich ein anderer Grund angegeben werden kann, warum diese Rasse, zu schwach für schwere Arbeit, zu gleichgültig für emsige und unfähig zu aller Kultur, (wozu sich doch in der Nahheit Beispiel und Aufmunterung genug findet), noch tief unter dem Neger selbst steht, welcher doch die niedrigste unter allen übrigen Stufen einnimmt, die wir als Rassenverschiedenheiten genannt haben.

Nun halte man alle andere mögliche Hypothesen an dies Phänomen. Wenn man nicht die von Herrn Forster schon in Vorschlag gebrachte besondere Schöpfung des Negers mit einer zweiten, nämlich des Amerikaners, vermehren will, so bleibt keine andere Antwort übrig, als daß Amerika zu kalt oder zu neu sei, um die Abartung der Neger oder gelben Indier jemals hervorzubringen oder in so kurzer Zeit, als es bevölkert ist, schon hervorgebracht zu haben. Die erste Behauptung ist, was das heiße Klima dieses Weltteils betrifft, jetzt genugsam widerlegt; und was die zweite betrifft, daß nämlich, wenn man nur noch einige Jahrtausende zu warten Geduld hätte, sich die Neger (wenigstens der erblichen Hautfarbe nach) wohl dereinst hier auch durch den allmählichen Sonneneinfluß hervorfinden würden, so müßte man erst gewiß sein, daß Sonne und Luft solche Einpfropfungen verrichten können, um sich durch einen so ins weite gestelleten, immer nach Belieben weiter hinauszurückenden, bloß vermuteten Erfolg nur gegen Einwürfe zu verteidigen; wie viel weniger kann, da jenes selbst noch gar sehr bezweifelt wird, eine bloß beliebige Vermutung den Tatsachen entgegengestellt werden?

Eine wichtige Bestätigung der Ableitung der unausbleiblich erblichen Verschiedenheiten durch Entwickelung ursprünglich und zweckmäßig in einem Menschenstamme für die Erhaltung der Art zusammenbefindlicher Anlagen ist, daß die daraus entwickelten Rassen nicht sporadisch (in allen Weltteilen, in einerlei Klima, auf gleiche Art) verbreitet, sondern zykladisch in vereinigten Haufen, die sich innerhalb der Grenzlinie eines Landes, worin jede derselben sich hat bilden können, verteilt angetroffen werden. So ist die reine Abstammung der Gelbfarbigten innerhalb den Grenzen von Hindostan eingeschlossen, und das nicht weit davon entfernte Arabien, welches großenteils den[a]) gleichen Himmelsstrich ein-

a) „den" von Buchenau nach der Handschrift wieder eingefügt.

nimmt, enthält nichts davon; beide aber enthalten keine Neger, die nur in Afrika, zwischen dem Senegal und Capo Negro (und so weiter im Inwendigen dieses Weltteils) zu finden sind, indessen das ganze Amerika weder die einen noch die andern, ja gar keinen Rassencharakter der alten Welt aufzeigen kann, (die Eskimos ausgenommen, die nach verschiedenen, sowohl von ihrer Gestalt als selbst ihrem Talent hergenommenen Charakteren, spätere Ankömmlinge aus einem der alten Weltteile zu sein scheinen). Jede dieser Rassen ist gleichsam isoliert, und da sie bei dem gleichen Klima doch voneinander, und zwar durch einen dem Zeugungsvermögen einer jeden derselben unabtrennlich anhangenden Charakter sich unterscheiden, so machen sie die Meinung von dem Ursprunge der letzteren als Wirkungen[a]) des Klima sehr unwahrscheinlich, bestätigen dagegen die Vermutung einer zwar durchgängigen Zeugungsverwandtschaft durch Einheit der Abstammung, aber zugleich die von einer in ihnen selbst, nicht bloß im Klima liegenden Ursache des klassifischen Unterschiedes derselben, welcher lange Zeit erfordert haben muß, um seine Wirkung angemessen dem Orte der Fortpflanzung zu tun, und nachdem diese einmal zustande gekommen, durch keine Versetzungen neue Abartungen mehr möglich werden läßt, welche denn für nichts anders als eine sich allmählich zweckmäßig entwickelnde, in den Stamm gelegte, auf eine gewisse Zahl nach den Hauptverschiedenheiten der Lufteinflüsse eingeschränkte ursprüngliche Anlage gehalten werden kann. Diesem Beweisgrunde scheint die in den zu Südasien und so weiter ostwärts zum Stillen Ozean gehörigen Inseln zerstreute Rasse der Papuas, welche ich, mit Kapt. Forrester[b]), Kaffern genannt habe, (weil er vermutlich teils in der Hautfarbe, teils in dem Kopf- und Barthaare, welche sie, der Eigenschaft der Neger zuwider, zu ansehnlichem Umfange auskämmen können, Ursache gefunden, sie nicht Neger zu nennen), Abbruch zu tun. Aber die daneben anzutreffende wundersame Zerstreuung noch anderer Rassen, nämlich der Haraforas, und gewisser mehr dem reinen indischen Stamme ähnlicher Menschen, macht es wieder gut, weil es auch den Beweis für die Wirkung des Klima auf ihre Erbeigenschaft

a) Druck: „des letzteren aus der Wirkung".
b) 1782 erschien in Hamburg ein deutscher Auszug von Kapitäns Forrest Reise nach Neuguinea und den Molukken [nach der Akad.-Ausg.].

schwächt, indem diese in einem und demselben Himmelsstriche doch so ungleichartig ausfällt. Daher man auch mit gutem Grunde sie nicht für Aborigenes, sondern durch wer weiß welche Ursache, (vielleicht eine mächtige Erdrevolution, die von Westen nach Osten gewirkt haben muß), aus ihren Sitzen vertriebene Fremdlinge (jene Papuas etwa aus Madagaskar) zu halten wahrscheinlich findet. Mit den Einwohnern von Frevill-Eiland, von denen ich Carterets Nachricht aus dem Gedächtnisse (vielleicht unrichtig)[a] anführete, mag es also beschaffen sein, wie es wolle, so wird man die Beweistümer der Entwickelung der Rassenunterschiede in dem vermutlichen Wohnsitze ihres Stammes auf dem Kontinent, und nicht auf den Inseln, die allem Ansehen nach allererst nach längst vollendeter Wirkung der Natur bevölkert worden, zu suchen haben.

Soviel zu Verteidigung meines Begriffs von der Ableitung der erblichen Mannigfaltigkeit organischer Geschöpfe einer und derselben Naturgattung, (*species naturalis*, sofern sie durch ihr Zeugungsvermögen in Verbindung stehen und von einem Stamme entsprossen sein[1]) können), zum Unterschiede von der Schulgattung, (*species artificialis*, sofern sie unter einem gemeinschaftlichen Merkmale der bloßen Vergleichung stehen), davon die erstere zur Naturgeschichte, die zweite zur Naturbeschreibung gehört. Jetzt noch etwas über das eigne

[1]) Zu einem und demselben Stamme zu gehören, bedeutet nicht sofort, von einem einzelnen ursprünglichen Paare erzeugt zu sein; es will nur soviel sagen: die Mannigfaltigkeiten, die jetzt in einer gewissen Tiergattung anzutreffen sind, dürfen darum nicht als so viel ursprüngliche Verschiedenheiten angesehen werden. Wenn nun der erste Menschenstamm aus noch so viel Personen (beiderlei Geschlechts), die aber alle gleichartig waren, bestand, so kann ich ebensogut die jetzigen Menschen von einem einzigen Paare, als von vielen derselben ableiten. Herr Forster hält mich im Verdacht, daß ich das letztere als ein Faktum und zwar zufolge einer Autorität behaupten wolle; allein es ist nur die Idee, die ganz natürlich aus der Theorie folgt. Was aber die Schwierigkeit betrifft, daß, wegen der reißenden Tiere, das menschliche Geschlecht mit seinem[b]) Anfange von einem einzigen Paare schlecht gesichert gewesen sein würde, so kann ihm diese keine sonderliche Mühe machen. Denn seine allgebärende Erde durfte dieselben nur später als die Menschen hervorgebracht haben.

a) In der Tat, wie Forster nachgewiesen hatte. Über Carteret vgl. oben S. 113.

b) Handschrift: „ihrem“.

System des Herrn Forster von dem Ursprunge desselben. Darin sind wir beide einig, daß alles in einer Naturwissenschaft natürlich müsse erklärt werden, weil es sonst zu dieser Wissenschaft nicht gehören würde. Diesem Grundsatze bin ich so sorgfältig gefolgt, daß auch ein scharfsinniger Mann (Herr O. C. R. Büsching in der Rezension meiner obgedachten Schrift) wegen der Ausdrücke von Absichten, von Weisheit und Vorsorge usw. der Natur, mich zu einem Naturalisten, doch mit dem Beisatze: von eigner Art, macht[a]), weil ich in Verhandlungen, welche die bloßen Naturkenntnisse, und wie weit diese reichen, angehen, (wo es ganz schicklich ist, sich teleologisch auszudrücken), es nicht ratsam finde, eine theologische Sprache zu führen; um jeder Erkenntnisart ihre Grenzen ganz sorgfältig zu bezeichnen.

Allein ebenderselbe Grundsatz, daß alles in der Naturwissenschaft natürlich erklärt werden müsse, bezeichnet zugleich die Grenzen derselben. Denn man ist zu ihrer äußersten Grenze gelangt, wenn man den letzten unter allen Erklärungsgründen braucht, der noch durch Erfahrung bewährt werden kann. Wo diese aufhören und man mit selbsterdachten Kräften der Materie, nach unerhörten und keiner Belege fähigen Gesetzen, es anfangen muß, da ist man schon über die Naturwissenschaft hinaus, ob man gleich noch immer Naturdinge als Ursachen nennt, zugleich aber ihnen Kräfte beilegt, deren Existenz durch nichts bewiesen, ja sogar ihre Möglichkeit mit der Vernunft schwerlich vereinigt werden kann. Weil der Begriff eines organisierten Wesens es schon bei sich führt, daß es eine Materie sei, in der alles wechselseitig als Zweck und Mittel aufeinander in Beziehung steht, und dies sogar nur als System von Endursachen gedacht werden kann, mithin die Möglichkeit desselben nur[b]) teleologische, keineswegs aber physisch-mechanische Erklärungsart, wenigstens der menschlichen Vernunft, übrig läßt, so kann in der Physik nicht nachgefragt werden, woher denn alle Organisierung selbst ursprünglich herkomme. Die Beantwortung dieser Frage würde, wenn sie

a) Über Büsching vgl. S. 106. Die betr. Stelle in seinen ‚Wöchentlichen Nachrichten' lautet: „Übrigens ist und bleibet Herr Kant auch hierin mit sich selbst übereinstimmig, daß ihm die Natur die vernünftige Grundursach ist, welche Zwecke hat, Anlagen zur Erreichung derselben machet, voraussaget usw. Er ist also in einem besonderen Verstande ein Naturalist." [Akad.-Ausg.]

b) Druck: „nur eine".

überhaupt für uns zugänglich ist, offenbar außer der Naturwissenschaft in der Metaphysik liegen. Ich meinerseits leite alle Organisation von organischen Wesen (durch Zeugung) ab, und spätere Formen (dieser Art Naturdinge) nach Gesetzen der allmählichen Entwickelung von ursprünglichen Anlagen, (dergleichen sich bei den Verpflanzungen der Gewächse häufig antreffen lassen), die in der Organisation ihres Stammes anzutreffen waren. Wie dieser Stamm selbst entstanden sei, diese Aufgabe liegt gänzlich über die Grenzen aller dem Menschen möglichen Physik hinaus, innerhalb denen ich doch glaubte mich halten zu müssen.

Ich fürchte daher für Herrn Forsters System nichts von einem Ketzergerichte; (denn das würde sich hier ebensowohl eine Gerichtsbarkeit außer seinem Gebiete anmaßen); auch stimme ich erforderlichen Falles auf eine philosophische Jury (S. 166) von bloßen Naturforschern, und glaube doch kaum, daß ihr Ausspruch für ihn günstig ausfallen dürfte. „Die kreißende Erde (S. 80), die Tiere und Pflanzen ohne Zeugung von ihresgleichen, aus ihrem weichen, vom Meeresschlamme befruchteten Mutterschoße entspringen ließ, die darauf gegründeten Lokalzeugungen organischer Gattungen, da Afrika seine Menschen (die Neger), Asien die seinige (alle übrigen) hervorbrachte (S. 158), die davon abgeleitete Verwandtschaft aller in einer unmerklichen Abstufung vom Menschen zum Walfische (S. 77) und so weiter hinab, (vermutlich bis zu Moosen und Flechten, nicht bloß im Vergleichungssystem, sondern im Erzeugungssystem[a]) aus gemeinschaftlichem Stamme), gehenden Naturkette[1]) organischer Wesen", — diese würden zwar

[1]) Über diese, vornehmlich durch Bonnet sehr beliebt gewordene Idee verdient des Herrn Prof. Blumenbach Erinnerung (Handbuch der Naturgeschichte 1779. Vorrede § 7) gelesen zu werden. Dieser einsehende Mann legt auch den Bildungstrieb, durch den er soviel Licht in die Lehre der Zeugungen gebracht hat, nicht der unorganischen Materie, sondern nur den Gliedern organisierter Wesen bei[b]).

a) Druck: „Erziehungssystem".

b) Über Bonnet vgl. meine Gesch. der Philosophie (6. Aufl. II. 137). Den Gedanken der Verwandtschaft sämtlicher Naturwesen führt er vor allem in seiner ‚Contemplation de la nature' (1764 f., deutsch 1766) aus. — Über den Göttinger Naturforscher Blumenbach und seinen Bildungstrieb (Einwirkung auf Kant und Goethe!) vgl. meine Ausgabe der Kritik der Urteilskraft (Philos. Bibl. Bd. 39) S. 292.

nicht machen, daß der Naturforscher davor, als vor einem Ungeheuer (S. 75) zurückbebete; (denn es ist ein Spiel, womit sich wohl mancher irgendeinmal unterhalten hat, das er aber, weil damit nichts ausgerichtet wird, wieder aufgab); er würde aber doch davon durch die Betrachtung zurückgescheucht werden, daß er sich hiedurch unvermerkt von dem fruchtbaren Boden der Naturforschung in die Wüste der Metaphysik verirre. Zudem kenne ich noch eine eben nicht (S. 75) unmännliche Furcht, nämlich vor allem zurückzubeben, was die Vernunft von ihren ersten Grundsätzen abspannt und ihr es erlaubt macht, in grenzlosen Einbildungen herumzuschweifen. Vielleicht hat Herr Forster auch hiedurch nur irgendeinem Hypermetaphysiker (denn dergleichen gibt's auch, die nämlich die Elementarbegriffe nicht kennen, die sie auch zu verachten sich anstellen und doch heroisch auf Eroberungen ausgehen) einen Gefallen tun und Stoff für dessen Phantasie geben wollen, um sich hernach hierüber zu belustigen.

Wahre Metaphysik kennt die Grenzen der menschlichen Vernunft, und unter anderen diesen ihren Erbfehler, den sie nie verleugnen kann, daß sie schlechterdings keine Grundkräfte a priori erdenken kann und darf, (weil sie alsdenn lauter leere Begriffe aushecken würde), sondern nichts weiter tun kann, als die, so ihr die Erfahrung lehrt, (sofern sie nur dem Anscheine nach verschieden, im Grunde aber identisch sind), auf die kleinstmögliche Zahl zurückzuführen und die dazu gehörige Grundkraft, wenns die Physik gilt, in der Welt, wenn es aber die Metaphysik angeht, (nämlich die nicht weiter abhängige anzugeben), allenfalls außer der Welt zu suchen. Von einer Grundkraft aber (da wir sie nicht anders als durch die Beziehung einer Ursache auf eine Wirkung kennen), können wir keinen andern Begriff geben und keine Benennung[a)] dafür ausfinden, als der von der Wirkung hergenommen ist und gerade nur diese Beziehung ausdrückt[1)]. Nun ist der Be-

[1)] Z. B. die Einbildung im Menschen ist eine Wirkung, die wir mit andern Wirkungen des Gemüts nicht als einerlei erkennen. Die Kraft, die sich darauf bezieht, kann daher nicht anders als Einbildungskraft (als Grundkraft) genannt werden. Ebenso sind unter dem Titel der bewegenden Kräfte Zurückstoßungs- und Anziehungskraft Grundkräfte. Zu der Einheit der Substanz haben verschiedene geglaubt, eine einige Grundkraft annehmen zu müssen und

a) Druck: „keinen Namen“.

griff eines organisierten Wesens dieser, daß es ein materielles Wesen sei, welches nur durch die Beziehung alles dessen, was in ihm enthalten ist, aufeinander als Zweck und Mittel möglich ist, (wie auch wirklich jeder Anatomiker als Physiolog von diesem Begriffe ausgeht). Eine Grundkraft, durch die eine Organisation gewirkt würde, muß also als eine nach Zwecken wirkende Ursache gedacht werden und zwar so, daß diese Zwecke der Möglichkeit der Wirkung zum Grunde gelegt werden müssen. Wir kennen aber dergleichen Kräfte, ihrem Bestimmungsgrunde nach, durch Erfahrung nur in uns selbst, nämlich an unserem Verstande und Willen, als eine Ursache der Möglichkeit gewisser ganz nach Zwecken eingerichteter Produkte, nämlich der Kunstwerke. Verstand und Wille sind bei uns Grundkräfte, deren der letztere, sofern er durch den ersteren bestimmt wird, ein Vermögen ist, etwas gemäß einer Idee, die Zweck genannt wird, hervorzubringen. Unabhängig von aller Erfahrung aber sollen wir uns keine neue Grundkraft erdenken, dergleichen doch diejenige sein würde, die in einem Wesen zweckmäßig wirkte, ohne doch den Bestimmungsgrund in einer Idee zu haben. Also ist der Begriff von dem Vermögen eines Wesens, aus sich selbst zweckmäßig, aber ohne Zweck und Absicht, die in ihm oder seiner a) Ursache lägen, zu wirken, — als eine besondere Grundkraft, von der die Erfahrung kein Beispiel gibt —, völ-

haben sogar gemeint, sie zu erkennen, indem sie bloß den gemeinschaftlichen Titel verschiedener Grundkräfte nannten, z. B. die einzige Grundkraft der Seele sei Vorstellungskraft der Welt, gleich als ob ich sagte: die einzige Grundkraft der Materie ist bewegende Kraft, weil Zurückstoßung und Anziehung beide unter dem gemeinschaftlichen Begriffe der Bewegung stehen. Man verlangt aber zu wissen, ob sie auch von dieser abgeleitet werden können, welches unmöglich ist. Denn die niedrigern Begriffe können nach dem, was sie Verschiedenes haben, von dem höheren niemals abgeleitet werden; und was die Einheit der Substanz betrifft, von der es scheint, daß sie die Einheit der Grundkraft schon in ihrem Begriffe bei sich führe, so beruht diese Täuschung auf einer unrichtigen Definition der Kraft. Denn diese ist nicht das, was den Grund der Wirklichkeit der Accidenzen enthält (das ist die Substanz), sondern ist bloß das Verhältnis der Substanz zu den Accidenzen, soferne sie den Grund ihrer Wirklichkeit enthält. Es können aber der Substanz (unbeschadet ihrer Einheit) verschiedene Verhältnisse gar wohl beigelegt werden.

a) Kant: „ihr oder ihrer", verb. H. Maier.

lig erdichtet und leer, d. i. ohne die mindeste Gewährleistung, daß ihr überhaupt irgendein Objekt korrespondieren könne. Es mag also die Ursache organisierter Wesen in der Welt oder außer der Welt anzutreffen sein, so müssen wir entweder aller Bestimmung ihrer Ursache entsagen oder ein intelligentes Wesen uns dazu denken; nicht als ob wir, (wie der sel. Mendelssohn mit anderen glaubte), einsähen, daß eine solche Wirkung aus einer andern Ursache unmöglich sei, sondern weil wir, um eine andere Ursache mit Ausschließung der Endursachen zum Grunde zu legen, uns eine Grundkraft erdichten müßten, wozu die Vernunft durchaus keine Befugnis hat, weil es ihr alsdenn keine Mühe machen würde, alles, was sie will und wie sie will, zu erklären.

* * *

Und nun die Summe von allen diesem gezogen! Zwecke haben eine gerade Beziehung auf die Vernunft, sie mag nun fremde oder unsere eigene Vernunft sein. Allein um sie auch in fremder Vernunft zu setzen, müssen wir unsere eigene wenigstens als ein Analogon derselben zum Grunde legen; weil sie ohne diese gar nicht vorgestellt werden können. Nun sind die Zwecke entweder Zwecke der Natur oder der Freiheit. Daß es in der Natur Zwecke geben müsse, kann kein Mensch a priori einsehen; dagegen er a priori ganz wohl einsehen kann, daß es darin eine Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen geben müsse. Folglich ist der Gebrauch des teleologischen Prinzips in Ansehung der Natur jederzeit empirisch-bedingt. Ebenso würde es mit den Zwecken der Freiheit bewandt sein, wenn dieser vorher die Gegenstände des Wollens durch die Natur (in Bedürfnissen und Neigungen) als Bestimmungsgründe gegeben werden müßten, um, bloß vermittelst der Vergleichung derselben untereinander und mit ihrer Summe, dasjenige durch Vernunft zu bestimmen, was wir uns zum Zwecke machen. Allein die Kritik der praktischen Vernunft zeigt, daß es reine praktische Prinzipien gebe, wodurch die Vernunft a priori bestimmt wird, und die also a priori den Zweck derselben angeben. Wenn also der Gebrauch des teleologischen Prinzips zu Erklärungen der Natur darum, weil es auf empirische Bedingungen eingeschränkt ist, den Urgrund der zweckmäßigen Verbindung niemals vollständig und für alle Zwecke bestimmt ge-

nug angeben kann, so muß man dieses dagegen von einer reinen Zweckslehre, (welche keine andere als die der Freiheit sein kann), erwarten, deren Prinzip a priori die Beziehung einer Vernunft überhaupt auf das Ganze aller Zwecke enthält und nur praktisch sein kann. Weil aber eine reine praktische Teleologie, d. i. eine Moral, ihre Zwecke in der Welt wirklich zu machen bestimmt ist, so wird sie deren Möglichkeit in derselben, sowohl was die darin gegebenen Endursachen betrifft als auch die Angemessenheit der obersten Weltursache zu einem Ganzen aller Zwecke, als Wirkung, mithin sowohl die natürliche Teleologie als auch die Möglichkeit einer Natur überhaupt, d. i. eine Transszendental-Philosophie, nicht verabsäumen dürfen, um der praktischen reinen Zweckslehre objektive Realität, in Absicht auf die Möglichkeit des Objekts in der Ausübung, nämlich die des Zwecks, den sie als in der Welt zu bewirken vorschreibt, zu sichern.

In beider Rücksicht hat nun der Verfasser der Briefe über die Kantische[a]) Philosophie sein Talent, Einsicht und ruhmwürdige Denkungsart, jene zu allgemein notwendigen Zwecken nützlich anzuwenden, musterhaft bewiesen, und ob es zwar eine Zumutung an den vortrefflichen Herausgeber gegenwärtiger Zeitschrift ist, welche der Bescheidenheit zu nahe zu treten scheint, habe ich doch nicht ermangeln können, ihn um die Erlaubnis zu bitten, meine Anerkennung des Verdienstes, das der ungenannte und mir bis nur vor kurzem unbekannte Verfasser jener Briefe um die gemeinschaftliche Sache einer nach festen Grundsätzen geführten, sowohl spekulativen als praktischen Vernunft, sofern ich einen Beitrag dazu zu tun bemüht gewesen[b]), in seine Zeitschrift einrücken zu dürfen. Das Talent einer lichtvollen, sogar anmutigen Darstellung trockener abgezogener Lehren ohne Verlust ihrer Gründlichkeit ist so selten (am wenigsten dem Alter beschieden) und gleichwohl so nützlich, ich will nicht sagen, bloß zur Empfehlung, sondern selbst zur Klarheit der Einsicht, der Verständlichkeit und[c]) damit verknüpften Überzeugung, — daß ich mich verbunden halte, demjenigen Manne, der meine Arbeiten, welchen ich diese Erleichterung nicht verschaffen

a) Kant schreibt: „K'sche".
b) Hier fehlt ein: „sich erworben hat" o. ä.
c) der Druck deutlicher: „und der".

konnte, auf solche Weise ergänzte, meinen Dank öffentlich abzustatten.

Ich will bei dieser Gelegenheit nur noch mit wenigem den Vorwurf entdeckter vorgeblicher Widersprüche in einem Werke von ziemlichem Umfange, ehe man es im ganzen wohl gefaßt hat, berühren. Sie schwinden insgesamt von selbst, wenn man sie in der Verbindung mit dem übrigen betrachtet. In der Leipz. gel. Zeitung 1787, Nr. 94, wird das, was in der Kritik usw. Auflage 1787, in der Einleitung S. 3, Z. 7 steht, mit dem, was bald darauf S. 5, Z. 1 und 2 angetroffen wird, als im geraden Widerspruche stehend angegeben; denn in der ersteren Stelle hatte ich gesagt: von den Erkenntnissen a priori heißen diejenigen rein, denen gar nichts Empirisches beigemischt ist, und[a]) als ein Beispiel des Gegenteils den Satz angeführt: alles Veränderliche hat eine Ursache. Dagegen führe ich S. 5 eben diesen Satz zum Beispiel einer reinen Erkenntnis a priori, d. i. einer solchen, die von nichts Empirischem abhängig ist, an; zweierlei Bedeutungen des Worts rein, von denen ich aber im ganzen Werke es nur mit der letzteren zu tun habe. Freilich hätte ich den Mißverstand durch ein Beispiel der erstern Art Sätze verhüten können: alles Zufällige hat eine Ursache. Denn hier ist gar nichts Empirisches beigemischt. Wer besinnt sich aber auf alle Veranlassungen zum Mißverstande? — Eben das ist mir mit einer Note zur Vorrede der metaph. Anfangsgr. d. Naturwissenschaft S. XVI—XVII widerfahren, da ich die Deduktion der Kategorien zwar für wichtig, aber nicht für äußerst notwendig ausgebe, letzteres aber in der Kritik doch geflissentlich behaupte. Aber man sieht leicht, daß sie dort nur zu einer negativen Absicht, nämlich um zu beweisen, es könne vermittelst ihrer allein (ohne sinnliche Anschauung) gar kein Erkenntnis der Dinge zustandekommen, in Betrachtung gezogen wurden, da es denn schon klar wird, wenn man auch nur die **Exposition** der Kategorien (als bloß auf Objekte überhaupt angewandte logische Funktionen) zur Hand nimmt. Weil wir aber von ihnen doch einen Gebrauch machen, darin sie zur Erkenntnis der Objekte (der Erfahrung) wirklich gehören, so mußte nun auch die Möglichkeit einer objektiven Gültigkeit solcher Begriffe a priori in Beziehung aufs Empi-

a) desgl.: „und hatte“.

rische besonders bewiesen werden, damit sie nicht gar ohne Bedeutung oder auch nicht empirisch entsprungen zu sein geurteilt würden; und das war die positive Absicht, in Ansehung deren die **Deduktion** allerdings unentbehrlich notwendig ist.

Ich erfahre eben jetzt, daß der Verfasser obbenannter Briefe, Herr Rat Reinhold, seit kurzem Professor der Philosophie in Jena sei; ein Zuwachs, der dieser berühmten Universität nicht anders als sehr vorteilhaft sein kann.

I. Kant.

VII.

Acht kleine Aufsätze

aus den Jahren 1788—1791

„Diese kleinen Aufsätze teilte Kant dem Professor Kiesewetter während seines zweimaligen Aufenthaltes (zuerst im Jahre 17$^{88}/_{89}$ und dann 1791) in Königsberg mit. Kiesewetter hatte die Erlaubnis von Kant erhalten, einen Tag um den andern die Vormittagsstunde von 11 bis 12 Uhr bei ihm zuzubringen. Die Zeit wurde zu Unterredungen über philosophische Gegenstände, zu Erklärungen schwieriger Stellen in Kant's Schriften, zu Beantwortung von Fragen verwandt, die Kiesewetter vorlegte, oder auch solcher, deren Beantwortung Kant in der vorhergegangenen Stunde als einen Gegenstand des Nachdenkens vorgeschlagen hatte. Dabei geschah es mehrere Male, daß Kant eigene kleine Aufsätze dem Kiesewetter mit nach Hause gab, um sie vorher über die nächste Unterredung durchzulesen. Oftmals teilte auch Kant nach längerer Besprechung eines Gegenstandes in der darauf folgenden Stunde den Inhalt seiner Behauptungen schriftlich mit. Zu solchen Aufsätzen gehören die hier zuerst durch den Druck mitgeteilten, von denen einige . . . in späteren Druckschriften mehr ausgeführt sind, aber dennoch im ersten Entwurf durch die lebhafte Frische der Gedanken ihr besonderes Interesse für die öffentliche Mitteilung besitzen. Ich lasse sie hier in der von Kiesewetter bereits 1808 handschriftlich gemachten Reihenfolge abdrucken. Die Mitteilung derselben verdanke ich der zuvorkommenden Gewogenheit des Geheimen Legationsrats Varnhagen von Ense."

F. W. Schubert in I. Kants sämtlichen Werken herausgegeben von K. Rosenkranz u. F. W. Schubert. Th. XI., Abt. I, S. 260 f.

1. Beantwortung der Frage: Ist es eine Erfahrung, daß wir denken?

Eine empirische Vorstellung, deren ich mir bewußt bin, ist Wahrnehmung; das, was ich zu der Vorstellung der Einbildungskraft vermittelst der Auffassung und Zusammenfassung (*comprehensio aesthetica*) des Mannigfaltigen der Wahrnehmung denke, ist die empirische Erkenntnis des Objekts, und das Urteil, welches eine empirische Erkenntnis ausdrückt, ist Erfahrung.

Wenn ich mir a priori ein Quadrat denke, so kann ich nicht sagen, dieser Gedanke sei Erfahrung; wohl aber kann dieses gesagt werden, wenn ich eine schon gezeichnete Figur in der Wahrnehmung auffasse und die Zusammenfassung des Mannigfaltigen derselben vermittelst der Einbildungskraft unter dem Begriff eines Quadrats denke. In der Erfahrung und durch dieselbe werde ich vermittelst der Sinne belehrt; allein wenn ich ein Objekt der Sinne mir bloß willkürlich denke, so werde ich von demselben nicht belehrt und hänge bei meiner Vorstellung in nichts vom Objekte ab, sondern bin gänzlich Urheber derselben.

Aber auch das Bewußtsein, einen solchen Gedanken zu haben, ist keine Erfahrung; eben darum, weil der Gedanke keine Erfahrung, Bewußtsein aber an sich nichts Empirisches ist. Gleichwohl aber bringt dieser Gedanke einen Gegenstand der Erfahrung hervor oder eine Bestimmung des Gemüts, die beobachtet werden kann, sofern es nämlich durch das Denkungsvermögen affiziert wird; ich kann daher sagen: Ich habe erfahren, was dazu gehört, um eine Figur von vier gleichen Seiten und rechten Winkeln so in Gedanken zu fassen, daß ich davon die Eigenschaften demonstrieren kann. Dies ist das empirische Bewußtsein der Bestimmung meines Zustandes in der Zeit durch das Denken; das Denken selbst, ob es gleich auch in der Zeit geschieht, nimmt auf die Zeit gar nicht Rücksicht, wenn die Eigenschaften einer Figur gedacht werden sollen. Aber Erfahrung ist, ohne Zeitbestimmung damit zu verbinden,

unmöglich, weil ich dabei passiv bin und mich nach der formalen Bedingung des innern Sinnes affiziert fühle.

Das Bewußtsein, wenn ich eine Erfahrung anstelle, ist Vorstellung meines Daseins, sofern es empirisch bestimmt ist, d. i. in der Zeit. Wäre nun dieses Bewußtsein wiederum selbst empirisch, so würde dieselbe Zeitbestimmung wiederum, als unter den Bedingungen der Zeitbestimmung meines Zustandes enthalten, müssen vorgestellt werden. Es müßte also noch eine andere Zeit gedacht werden, unter der (nicht in der) die Zeit, welche die formale Bedingung meiner innern Erfahrung ausmacht, enthalten wäre. Also gäbe es eine Zeit, in welcher und mit welcher zugleich eine gegebene Zeit verflösse, welches ungereimt ist. Das Bewußtsein also, eine Erfahrung anzustellen oder auch überhaupt zu denken, ist ein transszendentales Bewußtsein, nicht Erfahrung.

Anmerkungen zu diesem Aufsatz.

Die Handlung der Einbildungskraft, einem Begriff eine Anschauung zu geben, ist *exhibitio*. Die Handlung der Einbildungskraft, aus einer empirischen Anschauung einen Begriff zu machen, ist *comprehensio*.

Auffassung der Einbildungskraft, *apprehensio aesthetica*. Zusammenfassung derselben, *comprehensio aesthetica* (ästhetisches Begreifen); ich fasse das Mannigfaltige zusammen in eine ganze Vorstellung, und so bekommt sie eine gewisse Form.

2. Über Wunder.

Es kann weder durch ein Wunder noch durch ein geistiges Wesen in der Welt eine Bewegung hervorgebracht werden, ohne ebensoviel Bewegung in entgegengesetzter Richtung zu wirken, folglich nach Gesetzen der Wirkung und Gegenwirkung der Materie; denn widrigenfalls würde eine Bewegung des Universi im leeren Raum entspringen.

Es kann aber auch keine Veränderung in der Welt, (also kein Anfang jener Bewegung), entspringen, ohne durch Ursachen in der Welt nach Naturgesetzen überhaupt bestimmt zu sein, also nicht durch Freiheit oder eigentliche Wunder; denn weil nicht die Zeit die Ordnung der Begebenheiten bestimmt, sondern umgekehrt die Begebenheiten, d. i. die Erscheinungen nach dem Gesetze der Natur (der Kausalität) die

Zeit bestimmen, so würde eine Begebenheit, die unabhängig davon in der Zeit geschähe oder bestimmt wäre, einen Wechsel der[a]) leeren Zeit voraussetzen, folglich die Welt selbst in der absoluten Zeit ihrem Zustande nach bestimmt sein.

Anmerkungen.

1. Man kann die Wunder einteilen in äußere und innere, d. h. in Veränderungen der Erscheinung für den äußeren und in die für den innern Sinn. Jene geschehen im Raume, diese in der Zeit. Wären Wunder im Raum möglich, so wäre es möglich, daß Erscheinungen geschehen, bei denen nicht Wirkung und Gegenwirkung gleich groß sind. Alle Veränderungen im Raume sind nämlich Bewegung[b]). Eine Bewegung aber, die durch ein Wunder hervorgebracht werden soll, deren Ursache soll nicht in den Erscheinungen zu suchen sein. Das Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung aber beruht darauf, daß Ursache und Wirkung zur Sinnenwelt (zu den Erscheinungen) gehören, d. i. im relativen Raum vorgestellt werden; da dies nun bei den Wundern im Raume von der Ursache nicht gilt, so werden sie auch nicht unter dem Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung stehen. Wird nun durch ein Wunder eine Bewegung gewirkt, so wird, da sie nicht unter dem Gesetze der Wirkung und Gegenwirkung steht, durch sie das *centrum gravitatis* der Welt verändert werden, d. i. mit andern Worten, die Welt würde sich im leeren Raume bewegen; eine Bewegung im leeren Raume aber ist ein Widerspruch; sie wäre nämlich die Relation eines Dinges zu einem Nichts; denn der leere Raum ist eine bloße Idee.

Auf eine ähnliche Art wird bewiesen, daß es keine Wunder in Ansehung der Erscheinungen in der Zeit geben kann. Eine Erscheinung in der Zeit ist nämlich ein Wunder, wenn die Ursache derselben nicht in der Zeit gegeben werden kann, nicht unter den Bedingungen derselben steht. Da aber allein dadurch, daß beide, Ursache und Wirkung, zu den Erscheinungen gehören, die letztere in der relativen Zeit bestimmt werden kann, so wird dies bei einer Wirkung, die durch ein Wunder hervorgebracht wird, nicht geschehen können, weil ihre Ursache nicht zu den Erscheinungen gehört. Es wird also eine übernatürliche Begebenheit nicht in der relativen, son-

a) Hartenstein: „in der".
b) Hartenstein: „Bewegungen".

dern in der absoluten (leeren) Zeit bestimmt sein. Eine Bestimmung in der leeren Zeit aber ist ein Widerspruch, weil zu einer jeden Relation zwei Correlata gegeben werden müssen.

2. Wunder ist eine Begebenheit, deren Grund nicht in der Natur zu finden ist. Es ist entweder *miraculum rigorosum,* das in einem Dinge außer der Welt (also nicht in der Natur) seinen Grund hat; oder *miraculum comparativum,* das zwar seinen Grund in einer Natur hat, aber in einer solchen, deren Gesetze wir nicht kennen; von der letztern Art sind die Dinge, die man den Geistern zuschreibt. *Miraculum rigorosum* ist entweder *materiale,* wo auch die Kraft, die das Wunder hervorbrachte, außerhalb der Welt ist, oder *formale,* wo die Kraft zwar in der Welt, die Bestimmung derselben aber außerhalb der Welt sich findet; z. B. wenn man das Austrocknen des roten Meeres beim Durchgang der Kinder Israel für ein Wunder hielt, so ist es ein *miraculum materiale,* wenn man es für eine unmittelbare Wirkung der Gottheit ausgibt, hingegen ein *miraculum formale,* wenn man es durch einen Wind austrocknen läßt, der aber durch die Gottheit gesandt wurde.

Ferner ist das *miraculum* entweder *occasionale* oder *praestabilitum.* Im ersten Falle nimmt man an, die Gottheit sei unmittelbar ins Mittel getreten; im andern aber läßt man die Begebenheit durch eine Reihe von Ursachen und Wirkungen hervorgebracht werden, die alle dieser einzigen Begebenheit wegen da sind.

3. Widerlegung des problematischen Idealismus.

Man teilt den Idealismus in den problematischen, (den des Cartesius) und in den dogmatischen, (den des Berkeley). Der letzte leugnet das Dasein aller Dinge, außer dem des Behauptenden; der erste hingegen sagt bloß, daß man dasselbe nicht beweisen könne. Wir wollen uns hier bloß auf den problematischen Idealismus einschränken.

Der problematische Idealist gibt zu, daß wir Veränderungen durch unsern innern Sinn wahrnehmen, er leugnet aber, daß man darum auf das Dasein äußerer Gegenstände im Raum schließen könne, weil der Schluß von einer Wirkung auf eine bestimmte Ursache nicht gültig sei. — Veränderung des innern Sinnes oder innere Erfahrung wird also von dem Idealisten zugegeben, und wenn man ihn daher widerlegen will, so

kann dies nicht anders geschehen, als daß man ihm zeigt, diese innere Erfahrung oder, welches einerlei ist, das empirische Bewußtsein meines Daseins setze äußere Wahrnehmung voraus.

Man muß hier das transszendentale und empirische Bewußtsein wohl unterscheiden; jenes ist das Bewußtsein: Ich denke, und geht aller Erfahrung vorher, indem es sie erst möglich macht. Dies transszendentale Bewußtsein liefert uns aber keine Erkenntnis unserer Selbst; denn Erkenntnis unserer Selbst ist die Bestimmung unseres Daseins in der Zeit, und soll dies geschehen, so muß ich meinen innern Sinn affizieren. Ich denke z. B. über die Gottheit nach und verbinde mit diesen Gedanken das transszendentale Bewußtsein; (denn sonst würde ich nicht denken können), ohne mich mir dabei doch in der Zeit vorzustellen, welches geschehen müßte, wenn ich mir dieser Vorstellung durch meinen innern Sinn bewußt wäre. Geschehen Eindrücke auf meinen innern Sinn, so setzt dies voraus, daß ich mich selbst affiziere, (ob es gleich uns unerklärbar ist, wie dies zugeht), und so setzt also das empirische Bewußtsein das transszendentale voraus.

In unserm innern Sinn wird unser Dasein in der Zeit bestimmt und setzt also die Vorstellung der Zeit selbst voraus; in der Zeit aber ist die Vorstellung des Wechsels enthalten; Wechsel setzt etwas Beharrliches voraus, woran es wechselt, und welches macht, daß der Wechsel wahrgenommen wird. Die Zeit selbst ist zwar beharrlich, aber sie kann allein nicht wahrgenommen werden; folglich muß es ein Beharrliches geben, woran man den Wechsel in der Zeit wahrnehmen kann. Dies Beharrliche können wir selbst nicht sein, denn wir sind eben als Gegenstand des innern Sinnes durch die Zeit bestimmt; es kann also das Beharrliche bloß in dem, was durch den äußern Sinn gegeben wird, gesetzt werden. So setzt also Möglichkeit der innern Erfahrung Realität des äußern Sinnes voraus. Denn gesetzt man wollte sagen, auch die Vorstellung des durch den äußern Sinn gegebenen Beharrlichen sei bloß durch den innern Sinn gegebene Wahrnehmung, die nur durch die Einbildungskraft als durch den äußern Sinn gegeben vorgestellt wird, so würde es doch überhaupt, (wenn auch gleich nicht für uns), möglich sein müssen, sich derselben als zum innern Sinn gehörig bewußt zu werden, aber dann würde die Vorstellung des Raumes in eine Vorstellung der Zeit verwandelt werden[a]), d. h. es würde möglich sein, den Raum sich als

eine Zeit (nach einer Dimension) vorzustellen, welches sich selbst widerspricht. Es hat also der äußere Sinn Realität, weil ohne ihn der innere Sinn nicht möglich ist. — Hieraus scheint zu folgen, daß wir unser Dasein in der Zeit immer nur im Commercio erkennen.

4. Über partikuläre Providenz.

Wir können uns keine Einrichtung nach Zwecken als bei dem Zufälligen denken; folglich kann die göttliche Vorsehung sich nur beim Zufälligen beweisen, und es ist ungereimt, sie auf das Notwendige auszudehnen. Es entsteht nun die Frage: Sorgt Gott bloß für das Allgemeine oder auch für das Besondere? Wir nehmen die Frage in dem Sinn: Hat Gott nur bloß einen großen allgemeinen Zweck, dem alles untergeordnet sein muß, oder hat er sich mehrere einzelne Zwecke vorgesetzt, die zusammengenommen einen Zweck ausmachen? Man muß die erste Frage bejahen, die andere verneinen; denn ich kann es mir nicht vorstellen, wie mehrere Zwecke zusammengenommen einen ausmachen; unsere Vernunft geht vielmehr den entgegengesetzten Weg und nimmt eins an, von dem sie auf mehrere heruntersteigt; dessen ungeachtet können mehrere Beschaffenheiten als zweckmäßig gedacht werden, ohne doch wegen eines besondern Zweckes da zu sein. Alles, was in der Welt geschieht, muß zwar dem großen alleinigen Zweck nicht entgegen sein; allein ich kann mir nicht vorstellen, daß es selbst wieder eines besondern Zweckes wegen da sei; denn nähme man das letztere an, so würde man in große Verwirrung geraten, weil nicht bloß der Willkür zu viel überlassen bleibt, sondern auch eine Sache um mehrerer Zwecke willen da sein würde, welches unmöglich ist, da ein Zweck den zureichenden Grund eines Dinges enthalten muß, und ein Grund doch nicht mehr als zureichend sein kann. Z. B. die Luft ist zum Leben notwendig; sieht man nun das Leben der Geschöpfe als den Zweck der Luft an, so wird dies als der zureichende Grund derselben gedacht. Die Luft dient aber auch zum Sprechen; doch muß man nun nicht sagen, das Sprechen sei der Zweck derselben; denn sonst würde sie zwei zureichende Gründe haben. Die Luft ist zum Sprechen zweckmäßig; das

a) „aber . . . verwandelt werden“ fehlt bei Hartenstein und von Kirchmann.

heißt aber keineswegs, das Sprechen sei der Zweck der Luft, weil dies sagen würde, das Sprechen sei der zureichende Grund, weshalb die Luft geschaffen sei. Sehr oft meint man, es seien Dinge als Mittel zu Zwecken hervorgebracht, die offenbar bloß mechanischen Ursprungs sind; z. B. wenn man sagt: der Kontinent ist Insel; er ist aber deshalb mit Meer umgeben, damit die Gemeinschaft unter den Menschen erleichtert werde, so begeht man gewiß einen Fehler, indem deutliche Spuren vorhanden sind, daß die jetzige Beschaffenheit der Erde eine bloße Wirkung mechanischer Ursachen ist. — Wendet man ein, daß, wenn alles bloß Mittel zu dem einen großen Zwecke der Gottheit ist, es dadurch notwendig gemacht wird, und also die Zufälligkeit z. B. der Schicksale der Menschen aufhört, so muß man bedenken, daß bei der Gottheit der Unterschied zwischen möglich, wirklich und notwendig wegfällt.

5. Vom Gebet.

Dem Gebete andere als natürliche Folgen beizulegen, ist töricht und bedarf keiner ausführlichen Widerlegung; man kann nur fragen: Ist nicht das Gebet seiner natürlichen Folgen wegen beizubehalten? Zu diesen natürlichen Folgen zählt man, daß durchs Gebet die in der Seele vorhandenen dunkeln und verworrenen Vorstellungen deutlicher gemacht oder ihnen ein höherer Grad der Lebhaftigkeit erteilt werde, daß es den Beweggründen zur Tugend dadurch eine größere Wirksamkeit erteilt usw. Hierbei ist nun erstlich zu merken, daß das Gebet aus den angeführten Gründen doch nur subjektiv zu empfehlen ist; denn derjenige, welcher die vom Gebet gerühmten Wirkungen auf eine andere Weise erreichen kann, wird desselben nicht nötig haben. — Ferner lehrt uns die Psychologie, daß sehr oft die Auseinandersetzung eines Gedankens die Wirkung schwächt, welche derselbe, da er noch im ganzen und großen vorhanden, wenngleich dunkel und unentwickelt war, hervorbrachte. Aber endlich ist auch bei dem Gebete Heuchelei; denn der Mensch mag nun laut beten oder seine Ideen innerlich in Worte auflösen, so stellt er sich die Gottheit als etwas vor, das den Sinnen gegeben werden kann, da sie doch bloß ein Prinzip ist, das seine Vernunft ihn anzunehmen zwingt. Das Dasein der Gottheit ist nicht bewiesen, sondern es wird postuliert, und es kann also bloß dazu dienen, wozu die Vernunft gezwun-

gen war, es zu postulieren. Denkt nun der Mensch: Wenn ich zu Gott bete, so kann mir dies auf keinen Fall schaden; denn ist er nicht, nun gut, so habe ich des Guten zu viel getan, ist er aber, so wird es mir nützen; so ist diese Prosopopöia[a]) Heuchelei, indem beim Gebet vorausgesetzt werden muß, daß derjenige, der es verrichtet, gewiß überzeugt ist, daß Gott existiert. Daher kommt es auch, daß derjenige, welcher schon große Fortschritte im Guten gemacht hat, aufhört zu beten; denn Redlichkeit gehört zu seinen ersten Maximen; — ferner, daß diejenigen, welche man beten findet, sich schämen. In den öffentlichen Vorträgen an das Volk kann und muß das Gebet beibehalten werden, weil es wirklich rhetorisch von großer Wirkung sein und einen großen Eindruck machen kann, und man überdies in den Vorträgen an das Volk zu ihrer Sinnlichkeit sprechen und sich zu ihnen soviel wie möglich herablassen muß.

6. Über das Moment der Geschwindigkeit im Anfangsaugenblick des Falls.

Man kann nicht sagen, ein Körper habe im Anfangsaugenblicke des Falls eine gewisse Geschwindigkeit und könne deren verschiedene haben: z. B. eine andere auf der Oberfläche der Sonne, eine andere auf der Oberfläche der Erde, sondern man kann ihm bloß eine verschiedene Tendenz zur Bewegung beilegen. Man kann die Wahrheit dieses Satzes auf folgende Art dartun.

Es sei AB eine gewisse Zeit, und ein Körper habe in derselben durch den Fall eine Geschwindigkeit BK erlangt; man mache $BK=KC$ oder $BC=2BK$, so wird derjenige Körper, welcher durch den Fall in der Zeit AB die Geschwindigkeit BC erlangt, im Anfangsaugenblick ein doppelt so großes Moment der Geschwindigkeit haben müssen. Man kann aber diese Momente nicht selbst schon Geschwindigkeit nennen; denn gesetzt, dies ginge an, so sei AD ein unendlich kleiner Teil der Zeit AB; dann ist für BK, DE, und für BC, DF das Moment; und $DF=2DE$. Nimmt man nun $AG=2AD$, so wird da $AD:AG=DE:GH$, $GH=2DE$ und also $GH=DE$ sein. Da ein Körper nicht eher eine Geschwindigkeit DF erlangen kann, bis er alle kleinern (hier also DE) durchgegangen ist,

a) = Personifizierung.

so wird eine gewisse Zeit dazu gehören, um *DF* zu erhalten. Das soll aber nicht sein, eben weil man *DF* als Moment betrachtet. Man muß daher das Moment der Geschwindigkeit nicht schon selbst als Geschwindigkeit betrachten, sondern bloß als das Bestreben, einem Körper eine gewisse Geschwindigkeit mitzuteilen; nicht als extensive, sondern als intensive Größe, die aber den Grund der extensiven Größe enthält. Man darf aber auch nicht sagen, das Moment der Geschwindigkeit sei Null, weil sonst durch die Summierung derselben keine endliche Größe entstehen würde.

7. Über formale und materielle Bedeutung einiger Worte.

Es gibt mehrere Worte, die im Singulari gebraucht einen andern Sinn haben, als wenn man sie im Plurali braucht; sie sind alsdann im Singulari in formaler, im Plurali in materialer Bedeutung zu nehmen; diese sind Einheit, Vollkommenheit, Wahrheit, Möglichkeit[1]). Einheit im Singulari gebraucht ist qualitativ, im Plurali gebraucht quantitativ. Qualitative Einheit ist wie der Grund des Ganzen, quantitative wie ein Teil des Ganzen zu betrachten. So kann man z. B. nicht sagen, die Wärme bestehe aus Lauigkeiten; man bestimmt also ihre Größe nicht nach den Teilen, welche sie enthält, sondern nach den Wirkungen, die sie hervorbringt, z. B. daß sie die Körper ausdehnt, und man kann ihr daher nicht eine eigentliche Größe beilegen, sondern einen Grad; die Einheit, die sich bei ihr findet, ist also qualitative Einheit. — Die Einheiten, aus welchen diskrete Größen (Zahlen) bestehen, sind quantitative Einheiten.

Vollkommenheit (*formaliter* gebraucht) eines Dinges ist die Übereinstimmung der Realitäten desselben zu einer Idee; Vollkommenheiten eines Dinges (*materialiter* gebraucht) sind diese Realitäten[2]).

[1]) Man sieht, daß dieses auf die Titel der Kategorien sich gründet: Quantität, Qualität, Relation und Modalität.

[2]) So spricht man von der Vollkommenheit einer Uhr, insofern sich das an ihr findet, was man von einer guten Uhr erwarten kann. Vollkommenheiten einer Uhr sind Eigenschaften derselben, die mit dem Begriffe einer guten Uhr übereinstimmen. — Man muß aber auch noch quantitative und qualitative Vollkommenheit von Vollkommenheit unterscheiden.

Wahrheit im Singulari (*formaliter* und *qualitative* gebraucht) ist die Übereinstimmung unserer Erkenntnis eines Objekts mit demselben; Wahrheiten im Plurali (*materialiter* und *quantitative* gebraucht) sind wahre Sätze.

Möglichkeit eines Objekts (*formaliter* und *qualitative* gebraucht); Möglichkeiten (*materialiter* und *quantitative* gebraucht) Gegenstände, sofern sie möglich sind.

Anhang.

8. Über Schwärmerei und die Mittel dagegen.

„Ich schrieb 1790: ‚Cagliostro, einer der merkwürdigsten Abenteurer unseres Jahrzehnts; seine Geschichte nebst Raisonnement über ihn und den schwärmerischen Unfug unserer Zeit überhaupt.‘ Während der Zeit, da ich diese Schrift bearbeitete, bat ich Kant um sein Raisonnement über das obenstehende Thema, mit der Anzeige, daß ich's meinen Blättern wollte beidrucken lassen. Der edle, freundschaftlich gegen mich gesinnte Mann tat, was ich wünschte. Es findet sich im Cagliostro 1. Aufl. S. 160 ff., 2. Aufl. S. 186 ff.“

L. E. Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters I. Kant's. Königsb. 1804. S. 226.

Sie fragen mich, wo der Hang zu der jetzt so überhand nehmenden Schwärmerei herkommen möge, und wie diesem Übel abgeholfen werden könne? Beides ist für die Seelenärzte eine ebenso schwer zu lösende Aufgabe, als der vor einigen Jahren postschnell seinen Umlauf um die Welt machende, in Wien sogenannte russische Katarrh (Influenza), der unaufhaltsam viele befiel, aber von selbst bald aufhörte, es für unsere Leibesärzte war, die mit jenen darin viel Ähnliches haben, daß sie die Krankheiten besser beschreiben, als ihren Ursprung einsehen oder ihnen abhelfen können; glücklich für den Kranken, wenn ihre Vorschriften nur diätetisch sind und reines kaltes Wasser zum Gegenmittel empfehlen, der gütigen Natur aber das übrige zu verrichten überlassen.

Wie mich dünkt, ist die allgemein ausgebreitete Lesesucht nicht bloß das Leitzeug (Vehikel), diese Krankheit zu verbreiten, sondern auch der Giftstoff (Miasma), sie zu erzeugen. Der wohlhabendere, mitunter auch vornehmere Stand, der, wo nicht auf Überlegenheit, doch wenigstens auf Gleichheit in Einsichten mit denen Anspruch macht, welche sich dahin auf dem dornichten Wege gründlicher Erlernung bemühen

müssen, begnügt sich, gleichsam den Rahm der Wissenschaft in Registern und summarischen Auszügen abzuschöpfen, will aber doch gerne die Ungleichheit unmerklich machen, die zwischen einer redseligen Unwissenheit und gründlicher Wissenschaft bald in die Augen fällt; und dieses gelingt am besten, wenn er unbegreifliche Dinge, von denen sich nur eine luftige Möglichkeit denken läßt, als Facta aufhascht und dann den gründlichen Naturforscher auffordert, ihm zu erklären, wie er wohl die Erfüllung dieses oder jenen Traums, dieser Ahnung, dieser astrologischen Vorhersagung oder Verwandlung des Bleies in Gold usw. erklären wolle; denn hiebei ist, wenn das Faktum eingeräumt wird (welches er sich nicht streiten läßt), einer so unwissend wie der andere. Es war ihm schwer, alles zu lernen und zu wissen, was der Naturkenner weiß; daher versucht er es, auf dem leichtern Wege die Ungleichheit verschwinden zu machen, indem er nämlich Dinge auf die Bahn bringt, davon beide nichts wissen und einsehen, von denen er also die Freiheit hat, allerlei zu urteilen, worin es der andere doch nicht besser machen kann. — Von da breitet sich nun die Sucht auch unter andre im gemeinen Wesen aus.

Wider dieses Übel sehe ich kein anderes Mittel, als das Vielerleilernen in Schulen auf das Gründlichlernen des Wenigeren zurückzuführen und die Lesebegierde nicht sowohl auszurotten, als vielmehr dahin zu richten, daß sie absichtlich werde; damit dem Wohlunterwiesenen nur das Gelesene, welches ihm baren Gewinn an Einsicht verschafft, gefalle, alles übrige aber anekele. — Ein deutscher Arzt (Herr Grimm) hält sich in seinen Bemerkungen eines Reisenden usf. über die französische Allwissenheit, wie er sie nennt, auf; aber diese ist lange nicht so geschmacklos, als wenn sie sich bei einem Deutschen ereignet, der gemeiniglich daraus ein schwerfälliges System macht, von dem er nachher nicht leicht abzubringen ist, indessen daß eine Mesmeriade in Frankreich einmal eine Modesache ist und bald darauf gänzlich verschwindet.

Der gewöhnliche Kunstgriff, seiner Unwissenheit den Anstrich von Wissenschaft zu geben, ist, daß der Schwärmende fragt: Begreift ihr die wahre Ursache der magnetischen Kraft, oder kennet ihr die Materie, die in den elektrischen Erscheinungen so wunderbare Wirkungen ausübt? — Nun glaubt er mit gutem Grunde von einer Sache, die seiner Meinung nach der größte Naturforscher ihrer innern Beschaffenheit nach

ebenso wenig kennt als er, auch in Ansehung der möglichen Wirkungen derselben ebenso gut mitreden zu können. Aber der letzte läßt nur solche Wirkungen gelten, die er vermittelst des Experiments jederzeit unter Augen stellen kann, indem er den Gegenstand gänzlich unter seine Gewalt bringt, indessen daß der erstere Wirkungen aufrafft, die sowohl bei der beobachtenden als der beobachteten Person gänzlich von der Einbildung herrühren können, und also sich keinem wahren Experimente unterwerfen lassen.

Wider diesen Unfug ist nun nichts weiter zu tun, als den animalischen Magnetiseur magnetisieren und desorganisieren zu lassen, solange es ihm und andern Leichtgläubigen gefällt, der Polizei aber es zu empfehlen, daß der Moralität hiebei nicht zu nahe getreten werde, übrigens aber für sich den einzigen Weg der Naturforschung durch Experiment und Beobachtung, die die Eigenschaften des Objekts äußern Sinnen kenntlich werden lassen, zu befolgen. Weitläufige Widerlegung ist hier wider die Würde der Vernunft und richtet auch nichts aus; verachtendes Stillschweigen ist einer solchen Art von Wahnsinn besser angemessen, wie denn auch dergleichen Ereignisse in der moralischen Welt nur eine kurze Zeit dauern, um andern Torheiten Platz zu machen.

VIII.

Über das Organ der Seele

(Brief an S. Th. Sömmerring, 10. Aug. 1795)

„Der Stolz unseres Zeitalters, Kant, hatte die Gefälligkeit, der Idee, die in vorstehender Abhandlung herrscht, nicht nur seinen Beifall zu schenken, sondern diese sogar noch zu erweitern und zu verfeinern und so zu vervollkommnen."

„Seine gütige Erlaubnis gestattet mir, meine Arbeit mit seinen eigenen Worten zu krönen."

S. Th. Sömmerring, Über das Organ der Seele.
Königsberg, 1796. S. 81.

Sie legen mir, Würdiger Mann! Ihr vollendetes Werk über ein gewisses Prinzip der Lebenskraft in tierischen Körpern, welches von seiten des bloßen Wahrnehmungsvermögens das unmittelbare Sinnenwerkzeug (πρῶτον αἰσθητήριον) a), von seiten der Vereinigung aller Wahrnehmungen aber in einem gewissen Teile des Gehirns der gemeinsame Empfindungsplatz (*sensorium commune*) b) genannt wird, zur Beurteilung vor: welche Ehre, sofern sie mir, als einem in der Naturkunde nicht ganz Unbewanderten, zugedacht wird, ich mit allem Dank erkenne. — Es ist aber damit noch eine Anfrage an die Metaphysik verbunden (deren Orakel, wie man sagt, längst verstummt ist), und das setzt mich in Verlegenheit, ob ich diese Ehre annehmen soll oder nicht; denn es ist darin auch die Frage vom Sitz der Seele (*sedes animae*) enthalten, sowohl in Ansehung ihrer Sinnenempfänglichkeit (*facultas sensitive percipiendi*), als auch ihres Bewegungsvermögens (*facultas locomotiva*). Mithin wird ein Responsum gesucht, über das zwei Fakultäten wegen ihrer Gerichtsbarkeit (das *forum competens*) in Streit geraten können: die medizinische in ihrem anatomisch-physiologischen mit der philosophischen in ihrem psychologisch-metaphysischen Fache; wo, wie bei allen Koalitionsversuchen, zwischen denen, die auf empirische Prinzipien alles gründen wollen, und denen, welche zu oberst Gründe *a priori* verlangen (ein Fall, der sich in den Versuchen der Vereinigung der reinen Rechtslehre mit der Politik als empirisch-bedingter, imgleichen der reinen Religionslehre mit der geoffenbarten gleichfalls als empirisch-bedingter noch immer zuträgt), Unannehmlichkeiten entspringen, die lediglich auf dem Streit der Fakultäten beruhen, für welche die Frage gehöre, wenn bei einer Universität (als alle Weisheit befassender Anstalt) um ein Responsum angesucht

a) So von Platner genannt, der sich seinerseits auf den berühmten holländischen Anatomen Boerhaave bezieht.

b) Nach Kants Entwurf geht diese Stelle auf die Lehre des Descartes von der Zirbeldrüse als Seelensitz.

wird. — Wer es in dem gegenwärtigen Falle dem Mediziner als Physiologen zu Dank macht, der verdirbt es mit dem Philosophen als Metaphysiker; und umgekehrt, wer es diesem recht macht, verstößt wider den Physiologen.

Eigentlich ist es aber der Begriff von einem Sitz der Seele, welcher die Uneinigkeit der Fakultäten über das gemeinsame Sinnenwerkzeug veranlaßt, und den man daher besser tut, ganz aus dem Spiel zu lassen; welches um desto mehr mit Recht geschehen kann, da er eine lokale Gegenwart, die dem Dinge, was bloß Objekt des inneren Sinnes und sofern nur nach Zeitbedingungen bestimmbar ist, ein Raumesverhältnis beilege, verlanget, aber eben damit sich selbst widerspricht, anstatt daß eine virtuelle Gegenwart, welche bloß für den Verstand gehört, ebendarum aber auch nicht örtlich ist, einen Begriff abgibt, der es möglich macht, die vorgelegte Frage (vom *sensorium commune*) bloß als physiologische Aufgabe zu behandeln. — Denn wenn gleich die meisten Menschen das Denken im Kopfe zu fühlen glauben, so ist das doch bloß ein Fehler der Subreption, nämlich das Urteil über die Ursache der Empfindung an einem gewissen Orte (des Gehirns) für die Empfindung der Ursache an diesem Orte zu nehmen, und die Gehirnspuren von den auf dasselbe geschehenen Eindrücken nachher, unter dem Namen der materiellen Ideen (Descartes), die Gedanken nach Assoziationsgesetzen begleiten zu lassen, die, ob sie gleich sehr willkürliche Hypothesen sind, doch wenigstens keinen Seelensitz notwendig machen und die physiologische Aufgabe nicht mit der Metaphysik bemengen. — Wir haben es also nur mit der Materie zu tun, welche die Vereinigung aller Sinnen-Vorstellungen im Gemüt[1]) möglich

[1]) Unter Gemüt versteht man nur das die gegebenen Vorstellungen zusammensetzende und die Einheit der empirischen Apperzeption bewirkende Vermögen (*animus*), noch nicht die Substanz (*anima*), nach ihrer von der Materie ganz unterschiedenen Natur, von der man alsdann abstrahiert; wodurch das gewonnen wird, daß wir in Ansehung des denkenden Subjekts nicht in die Metaphysik überschreiten dürfen, als die es mit dem reinen Bewußtsein und der Einheit desselben *a priori* in der Zusammensetzung gegebener Vorstellungen (mit dem Verstande) zu tun hat, sondern mit der Einbildungskraft, deren Anschauungen (auch ohne Gegenwart ihres Gegenstandes), als empirischer Vorstellungen Eindrücke im Gehirn (eigentlich *habitus* der Reproduktion) korrespondierend und zu einem Ganzen der inneren Selbstanschauung gehörend, angenommen werden können.

macht. — Die einzige aber, die sich dazu (als *sensorium commune*) qualifiziert, ist, nach der durch Ihre tiefe Zergliederungskunde gemachten Entdeckung, in der Gehirnhöhle enthalten, und bloß Wasser: als das unmittelbare Seelenorgan, welches die daselbst sich endigenden Nervenbündel einerseits voneinander sondert, damit sich die Empfindungen durch dieselben nicht vermischen, andererseits eine durchgängige Gemeinschaft untereinander bewirkt, damit nicht einige obzwar von demselben Gemüt empfangen, doch außer dem Gemüt wären (welches ein Widerspruch ist).

Nun tritt aber die große Bedenklichkeit ein; daß, da das Wasser, als Flüssigkeit, nicht füglich als organisiert gedacht werden kann, gleichwohl aber ohne Organisation, d. i. ohne zweckmäßige und in ihrer Form beharrliche Anordnung der Teile, keine Materie sich zum unmittelbaren Seelenorgan schickt, jene schöne Entdeckung ihr Ziel noch nicht erreiche.

Flüssig ist eine stetige Materie, deren jeder Teil innerhalb dem Raum, den diese einnimmt, durch die kleinste Kraft aus ihrer Stelle bewegt werden kann. Diese Eigenschaft scheint aber dem Begriff einer organisierten Materie zu widersprechen, welche man sich als Maschine, mithin als starre[1]), dem Verrücken ihrer Teile (mithin auch der Änderung ihrer inneren Konfiguration) mit einer gewissen Kraft widerstehende Materie denkt; sich aber jenes Wasser zum Teil flüssig, zum Teil starr denken (wie etwa die Kristallfeuchtigkeit im Auge), würde die Absicht, warum man jene Beschaffenheit des unmittelbaren Sinnesorgans annimmt, um die Funktion desselben zu erklären, auch zum Teil zernichten.

Wie wäre es, wenn ich statt der mechanischen, auf Nebeneinanderstellung der Teile zu Bildung einer gewissen Gestalt beruhenden, eine dynamische Organisation vorschlüge, welche auf chemischen (so wie jene auf mathematischen) Prinzipien beruhet und so mit der Flüssigkeit jenes Stoffs zusammen bestehen kann? — So wie die mathematische Teilung eines Raumes und der ihn einnehmenden Materie (z. B. der Gehirnhöhle und des sie erfüllenden Wassers) ins Unendliche geht, so mag es auch mit der chemischen als dynamischen

[1]) Dem Flüssigen (*fluidum*) muß eigentlich das Starre (*rigidum*), wie es auch Euler im Gegensatz mit dem ersteren braucht, entgegengesetzt werden. Dem Soliden ist das Hohle entgegenzusetzen.

Teilung (Scheidung verschiedener in einer Materie wechselseitig voneinander aufgelöseter Arten) beschaffen sein, daß sie, soviel wir wissen, gleichfalls ins Unendliche (*in indefinitum*) geht. — Das reine, bis vor kurzem noch für chemisches Element gehaltene, gemeine Wasser wird jetzt durch pneumatische Versuche in zwei verschiedene Luftarten geschieden. Jede dieser Luftarten hat außer ihrer Basis noch den Wärmestoff in sich, der sich vielleicht wiederum von der Natur in Lichtstoff und andere Materie zersetzen läßt, sowie ferner das Licht in verschiedene Farben usw. Nimmt man noch dazu, was das Gewächsreich aus jenem gemeinen Wasser für eine unermeßliche Mannigfaltigkeit von zum Teil flüchtigen Stoffen, vermutlich durch Zersetzung und andere Art der Verbindung, hervorzubringen weiß: so kann man sich vorstellen, welche Mannigfaltigkeit von Werkzeugen die Nerven an ihren Enden in dem Gehirnwasser (das vielleicht nichts mehr als gemeines Wasser sein mag) vor sich finden, um dadurch für die Sinnenwelt empfänglich und wechselseitig wiederum auch auf sie wirksam zu sein.

Wenn man nun als Hypothese annimmt, daß dem Gemüt im empirischen Denken, d. i. im Auflösen und Zusammensetzen gegebener Sinnenvorstellungen ein Vermögen der Nerven untergelegt sei, nach ihrer Verschiedenheit das Wasser der Gehirnhöhle in jene Urstoffe zu zersetzen und so durch Verbindung des einen oder des andern derselben, verschiedene Empfindungen spielen zu lassen (z. B. die des Lichts vermittelst des gereizten Sehenerven, oder des Schalls durch den Hörnerven usw.), so doch, daß diese Stoffe nach aufhörendem Reiz sofort wiederum zusammenflössen: so könnte man sagen, dieses Wasser werde kontinuierlich organisiert, ohne doch jemals organisiert zu sein; wodurch dann doch ebendasselbe erreicht wird, was man mit der beharrlichen Organisation beabsichtigte, nämlich die kollektive Einheit aller Sinnenvorstellungen in einem gemeinsamen Organ (*sensorium commune*), aber nur nach seiner chemischen Zergliederung begreiflich zu machen.

Aber die eigentliche Aufgabe, wie sie nach Haller vorgestellt wird, ist hiemit doch nicht aufgelöst; sie ist nicht bloß physiologisch, sondern sie soll auch zum Mittel dienen, die Einheit des Bewußtseins seiner selbst (welche dem Verstande angehört), im Raumesverhältnisse der Seele zu den Organen des

Gehirns (welches zum äußeren Sinne gehört), mithin den Sitz der Seele als ihre lokale Gegenwart vorstellig zu machen, welches eine Aufgabe für die Metaphysik, für diese aber nicht allein unauflöslich, sondern auch an sich widersprechend ist. — Denn wenn ich den Ort meiner Seele, d. i. meines absoluten Selbsts irgendwo im Raume anschaulich machen soll, so muß ich mich selbst durch ebendenselben Sinn wahrnehmen, wodurch ich auch die mich zunächst umgebende Materie wahrnehme; so wie dieses geschieht, wenn ich meinen Ort in der Welt als Mensch bestimmen will, nämlich daß ich meinen Körper in Verhältnis auf andere Körper außer mir betrachten muß. — Nun kann die Seele sich nur durch den inneren Sinn, den Körper aber (es sei inwendig oder äußerlich) nur durch äußere Sinne wahrnehmen, mithin sich schlechterdings keinen Ort bestimmen, weil sie sich zu diesem Behuf zum Gegenstand ihrer eigenen äußeren Anschauung machen und sich außer sich selbst versetzen müßte; welches sich widerspricht. — Die verlangte Auflösung also der Aufgabe vom Sitz der Seele, die der Metaphysik zugemutet wird, führt auf eine unmögliche Größe ($\sqrt{-2}$); und man kann dem, der sie unternimmt, mit dem Terenz zurufen: *Nihilo plus agas, quam si des operam, ut cum ratione insanias!* a) indes es dem Physiologen, dem die bloße dynamische Gegenwart womöglich bis zur unmittelbaren verfolgt zu haben genügt, auch nicht verargt werden kann, den Metaphysiker zum Ersatz des noch Mangelnden aufgefordert zu haben.

a) — Du handelst nicht anderes, als ob du dir Mühe gäbest, mit Verstand zu rasen. Die Stelle findet sich in Terenz' Eunuchus I. Akt, 1. Auftritt.

IX.

Die letzten Druckschriften Kants:

Eine Vorrede und eine Nachschrift

1800

I.

Reinhold Bernhard Jachmann: Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie in Hinsicht auf die ihr beygelegte Ähnlichkeit mit dem reinen Mysticism. Mit einer Einleitung von Immanuel Kant. Königsberg bey Fr. Nicolovius 1800.

Prospectus zum inliegenden Werk.

Philosophie als Lehre einer Wissenschaft, kann, so wie jede andere Doktrin, zu allerlei beliebigen Zwecken als Werkzeug dienen, hat aber in dieser Hinsicht nur einen bedingten Wert. — Wer dieses oder jenes Produkt beabsichtigt, muß so oder so dabei zu Werke gehen, und wenn man hiebei nach Prinzipien verfährt, so wird sie auch eine praktische Philosophie heißen können und hat ihren Wert, wie jede andere Ware und Arbeit, womit Verkehr getrieben werden kann.

Aber Philosophie, in buchstäblicher Bedeutung des Worts als Weisheitslehre, hat einen unbedingten Wert; denn sie ist die Lehre vom Endzweck der menschlichen Vernunft, welcher nur ein einziger sein kann, dem alle anderen Zwecke nachstehen oder untergeordnet werden müssen, und der vollendete praktische Philosoph (ein Ideal) ist der, welcher diese Forderung an ihm selbst erfüllt.

Ob nun Weisheit von oben herab dem Menschen (durch Inspiration) eingegossen oder von unten hinauf durch innere Kraft seiner praktischen Vernunft erklimmt werde, das ist die Frage.

Der, welcher das erstere als passives Erkenntnismittel behauptet, denkt sich das Unding der Möglichkeit einer übersinnlichen Erfahrung, welches im geraden Widerspruch mit sich selbst ist (das Transszendente als immanent vorzustellen), und fußt sich auf eine gewisse Geheimlehre, Mystik genannt, welche das gerade Gegenteil aller Philosophie ist, und doch eben darin, daß sie es ist (wie der Alchemist), den großen Fund setzt, aller Arbeit vernünftiger aber mühsamer

Naturforschung überhoben, sich im süßen Zustande des Genießens selig zu träumen.

Diese Afterphilosophie auszutilgen oder, wo sie sich regt, nicht aufkommen zu lassen, hat der Verfasser gegenwärtigen Werks, mein ehemaliger fleißiger und aufgeweckter Zuhörer, jetzt sehr geschätzter Freund, in vorliegender Schrift mit gutem Erfolg beabsichtigt. Es hat dieselbe der Anpreisung meinerseits keinesweges bedurft, sondern ich wollte bloß das Siegel der Freundschaft gegen den Verfasser zum immerwährenden Andenken diesem Buche beifügen.

Königsberg,
den 14. Januar 1800. I. Kant.

II.

Littauisch-deutsches und deutsch-littauisches Wörterbuch, worin das vom Pfarrer Ruhig zu Walterkehmen ehemals herausgegebene zwar zum Grunde gelegt, aber mit sehr vielen Wörtern, Redensarten und Sprüchwörtern zur Hälfte vermehret und verbessert worden von Christian Gottlieb Mielcke, Cantor in Pillkallen. Nebst einer Vorrede des Verfassers, des Herrn Predigers Jenisch in Berlin und des Herrn Kriegs- und Domänen-Rats Heilsberg, auch einer Nachschrift des Herrn Professor Kant. Königsberg, 1800. Im Druck und Verlag der Hartung'schen Hofbuchdruckerei.

Nachschrift eines Freundes.

Daß der preußische Litauer es sehr verdiene, in der Eigentümlichkeit seines Charakters und, da die Sprache ein vorzügliches Leitmittel zur Bildung und Erhaltung desselben ist, auch in der Reinigkeit der letzteren sowohl im Schul- als Kanzelunterricht erhalten zu werden, ist aus obiger Beschreibung desselben[a]) zu ersehen. Ich füge zu diesem noch hinzu: daß er, von Kriecherei weiter als die ihm benachbarten Völker entfernt, gewohnt ist, mit seinen Obern im Tone der Gleichheit und vertraulichen Offenheit zu sprechen; welches diese auch nicht übel nehmen oder das Händedrücken spröde verweigern, weil sie ihn dabei zu allem Billigen willig finden. Ein

a) In der dritten der auf dem Titel genannten Vorreden von Kants Jugendfreund Heilsberg.

von allem Hochmut einer[a]) gewissen benachbarten Nation, wenn jemand unter ihnen vornehmer ist, ganz unterschiedener Stolz, oder vielmehr Gefühl seines Werts, welches Mut andeutet und zugleich für seine Treue die Gewähr leistet.

Aber auch abgesehen von dem Nutzen, den der Staat aus dem Beistande eines Volks von solchem Charakter ziehen kann, so ist auch der Vorteil, den die Wissenschaft, vornehmlich die alte Geschichte der Völkerwanderungen, aus der noch unvermengten Sprache eines uralten, jetzt in einem engen Bezirk eingeschränkten und gleichsam isolierten Völkerstammes ziehen können, nicht für gering zu halten, und darum ihre Eigentümlichkeit aufzubewahren, an sich schon von großem Wert. Büsching beklagte daher sehr den frühen Tod des gelehrten Professors Thunmann in Halle, der auf diese Nachforschungen mit etwas zu großer Anstrengung seine Kräfte verwandt hatte[b]). — Überhaupt, wenn auch nicht von jeder Sprache eine ebenso große Ausbeute zu erwarten wäre, so ist es doch zur Bildung eines jeden Völkleins in einem Lande, z. B. im preußischen Polen, von Wichtigkeit, es im Schul- und Kanzelunterricht nach dem Muster der reinsten (polnischen) Sprache, sollte diese auch nur außerhalb Landes geredet werden, zu unterweisen und diese nach und nach gangbar zu machen; weil dadurch die Sprache der Eigentümlichkeit des Volks angemessener und hiemit der Begriff desselben aufgeklärter wird.

I. Kant.

a) Kant: „oder einer" oder „der einer", verb. H. Maier.

b) H. E. Thunmann (1746—1778), ein geborener Schwede und Nachfolger Klotzens als Professor der Beredsamkeit und Philosophie in Halle, der schon mit 32 Jahren starb. Über Büsching s. oben S. 106.

[illegible]

Nachschrift eines Freundes.

[illegible]

ist, auch in der Reinigkeit der letzteren [illegible] Kanzelunterricht erhalten zu werden, ist aus obiger Beschreibung desselben a) zu ersehen. Ich füge zu diesem noch hinzu, daß er, von Kriecherei weiter als die ihm benachbarten Völker entfernt, gewohnt ist, mit seinen Obern im Tone der Gleichheit und vertraulichen Offenheit zu sprechen; welches diese auch nicht übel nehmen oder das Händedrücken spröde verweigern, weil sie ihn dabei zu allem Billigen willig finden. Ein

a) In der dritten der auf dem Titel genannten Vorreden von Kants Jugendfreund, Heilsberg.

X.

Immanuel Kant
über
Pädagogik

Herausgegeben
von
Dr. Friedrich Theodor Rink

Königsberg
bey Friedrich Nicolovius
1803

Vorrede des Herausgebers.

Nach einer älteren Verordnung mußte ehedessen fortwährend auf der Universität Königsberg, und zwar abwechselnd jedesmal von einem Professor der Philosophie, den Studierenden die Pädagogik vorgetragen werden. So traf denn zuweilen auch die Reihe dieser Vorlesungen den Herrn Professor Kant, welcher dabei das von seinem ehemaligen Kollegen, dem Konsistorialrat D. Bock, herausgegebene Lehrbuch der Erziehungskunst zum Grunde legte, ohne sich indessen weder im Gange der Untersuchung noch in den Grundsätzen genau daran zu halten.

Diesem Umstande verdanken folgende Bemerkungen über die Pädagogik ihr Entstehen. Sie würden wahrscheinlich interessanter noch und in mancher Hinsicht ausführlicher sein, wenn der Zeitumfang jener Vorlesungen nicht so enge wäre zugemessen gewesen, als er es wirklich war, und Kant in der Art Veranlassung gefunden hätte, sich weiter über diesen Gegenstand auszubreiten und schriftlich ausführlicher zu sein.

Die Pädagogik hat neuerdings durch die Bemühungen mehrerer verdienter Männer, namentlich eines Pestalozzi und Olivier[a]), eine neue interessante Richtung genommen, zu der wir dem kommenden Geschlechte nicht minder als zu den Schutzblattern, Glück wünschen dürfen, ohngeachtet der mancherlei Einwendungen, die beide noch erfahren müssen, und die sich freilich bald sehr gelehrt, bald sehr vornehm ausgeben, ohne doch deshalb eben sonderlich solide zu sein. Daß Kant die neuen Ideen damaliger Zeit auch in dieser Hinsicht kannte, über sie nachdachte und manchen Blick weiter hinaustat als seine Zeitgenossen, das versteht sich freilich von selbst

a) Olivier (1759—1815), ein Landsmann Pestalozzis, ging als Hauslehrer nach Livland, wurde dann Lehrer an Basedows Philanthropin in Dessau und begründete nach dessen Eingehen eine eigene Erziehungsanstalt.

und ergibt sich auch aus diesen, wenngleich nicht aus eigener Wahl hingeworfenen Bemerkungen.

Von meinen beiläufigen Anmerkungen habe ich nichts zu sagen; sie sprechen für sich[a].

Nach den niedrigen Angriffen, die sich der Buchhändler Vollmer in Beziehung auf meine Ausgabe der Kantischen physischen Geographie erlaubt hat, kann die Herausgabe solcher Handschriften unmöglich mehr ein angenehmes Geschäfte für mich sein. Da ich ruhig, zufrieden und tätig in meinem ohnedies nicht engen Wirkungskreis leben kann, warum soll ich mich unberufenen Anforderungen bloßstellen und unzeitigen Urteilen preisgeben? Besser, ich widme die Augenblicke meiner Muße jenen Studien, in denen ich mit dem Beifalle der Kenner mir einige Verdienste erworben zu haben und noch erwerben zu können glauben darf.

Die Literatur unseres Vaterlandes, mit Ausnahme ihrer eigentlich gelehrten Zweige, bietet ja eben kein reizendes Schauspiel dar, und das überall hervorspringende Parteimachen, verbunden mit den anzüglichen Fehden und durchfallenden Klopffechtereien, worauf sich mitunter sogar unsere besseren Köpfe einlassen, ist nicht sonderlich einladend zur Teilnahme. Gar gerne überlasse ich anderen das Vergnügen, sich Beulen zu holen, um sie ihren Gegnern mit Zinsen wieder abtragen zu können und sich dadurch ein gewisses Dreifußrecht zu erwerben, unter dessen Gewaltstreichen sie sich zur literarischen Diktatur zu erheben wähnen. Wehe dieser papiernen Herrlichkeit! Aber wenn wird es anders, wenn besser werden?

Zur Jubilatemesse 1803.

Rink.

a) Die sehr bedeutungslosen Anmerkungen Rinks sind von uns weggelassen worden.

Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß. Unter der Erziehung nämlich verstehen wir die Wartung (Verpflegung, Unterhaltung), Disziplin (Zucht) und Unterweisung nebst der Bildung. Demzufolge ist der Mensch Säugling, — Zögling — und Lehrling.

Die Tiere gebrauchen ihre Kräfte, sobald sie deren nur welche haben, regelmäßig, d. h. in der Art, daß sie ihnen selbst nicht schädlich werden. Es ist in der Tat bewundernswürdig, wenn man z. E. die jungen Schwalben wahrnimmt, die kaum aus den Eiern gekrochen und noch blind sind, wie die es nichtsdestoweniger zu machen wissen, daß sie ihre Exkremente aus dem Neste fallen lassen. Tiere brauchen daher keine Wartung, höchstens Futter, Erwärmung und Anführung oder einen gewissen Schutz. Ernährung brauchen wohl die meisten Tiere, aber keine Wartung. Unter Wartung nämlich versteht man die Vorsorge der Eltern, daß die Kinder keinen schädlichen Gebrauch von ihren Kräften machen. Sollte ein Tier z. E. gleich, wenn es auf die Welt kommt, schreien, wie die Kinder es tun, so würde es unfehlbar der Raub der Wölfe und anderer wilden Tiere werden, die es durch sein Geschrei herbeigelockt.

Disziplin oder Zucht ändert die Tierheit in die Menschheit um. Ein Tier ist schon alles durch seinen Instinkt; eine fremde Vernunft hat bereits alles für dasselbe besorgt. Der Mensch aber braucht eigene Vernunft. Er hat keinen Instinkt und muß sich selbst den Plan seines Verhaltens machen. Weil er aber nicht sogleich imstande ist, dieses zu tun, sondern roh auf die Welt kommt, so müssen es andere für ihn tun.

Die Menschengattung soll die ganze Naturanlage der Menschheit durch ihre eigene Bemühung nach und nach von selbst herausbringen. Eine Generation erzieht die andere. Den ersten Anfang kann man dabei in einem rohen, oder auch in einem vollkommenen, ausgebildeten Zustande suchen. Wenn dieser letztere als vorher und zuerst gewesen angenommen wird, so muß der Mensch doch nachmals wieder verwildert und in Rohigkeit verfallen sein.

Disziplin verhütet, daß der Mensch nicht durch seine tierischen Antriebe von seiner Bestimmung, der Menschheit, abweiche. Sie muß ihn z. E. einschränken, daß er sich nicht wild und unbesonnen in Gefahren begebe. Zucht ist also bloß negativ, nämlich die Handlung, wodurch man dem Menschen die Wildheit benimmt, Unterweisung hingegen ist der positive Teil der Erziehung.

Wildheit ist die Unabhängigkeit von Gesetzen. Disziplin unterwirft den Menschen den Gesetzen der Menschheit und fängt an, ihm den Zwang der Gesetze fühlen zu lassen. Dieses muß aber frühe geschehen. So schickt man z. E. Kinder anfangs in die Schule, nicht schon in der Absicht, damit sie dort etwas lernen sollen, sondern damit sie sich daran gewöhnen mögen, still zu sitzen und pünktlich das zu beobachten, was ihnen vorgeschrieben wird, damit sie nicht in Zukunft jeden ihrer Einfälle wirklich auch und augenblicklich in Ausübung bringen mögen.

Der Mensch hat aber von Natur einen so großen Hang zur Freiheit, daß, wenn er erst eine Zeitlang an sie gewöhnt ist, er ihr alles aufopfert. Eben daher muß denn die Disziplin auch, wie gesagt, sehr frühe in Anwendung gebracht werden, denn wenn das nicht geschieht, so ist es schwer, den Menschen nachher zu ändern. Er folgt dann jeder Laune. Man sieht es auch an den wilden Nationen, daß, wenn sie gleich den Europäern längere Zeit hindurch Dienste tun, sie sich doch nie an ihre Lebensart gewöhnen. Bei ihnen ist dieses aber nicht ein edler Hang zur Freiheit, wie Rousseau und andere meinen, sondern eine gewisse Rohigkeit, indem das Tier hier gewissermaßen die Menschheit noch nicht in sich entwickelt hat. Daher muß der Mensch frühe gewöhnt werden, sich den Vorschriften der Vernunft zu unterwerfen. Wenn man ihm in der Jugend seinen Willen gelassen und ihm da nichts widerstanden hat, so behält er eine gewisse Wildheit durch sein ganzes Leben. Und es hilft denen auch nicht, die durch allzu große mütterliche Zärtlichkeit in der Jugend geschont werden, denn es wird ihnen weiterhin nur desto mehr von allen Seiten her widerstanden, und überall bekommen sie Stöße, sobald sie sich in die Geschäfte der Welt einlassen.

Dieses ist ein gewöhnlicher Fehler bei der Erziehung der Großen, daß man ihnen, weil sie zum Herrschen bestimmt sind, auch in der Jugend nie eigentlich widersteht. Bei dem Menschen ist, wegen seines Hanges zur Freiheit, eine Abschleifung

seiner Rohigkeit nötig; bei dem Tiere hingegen wegen seines Instinktes nicht.

Der Mensch braucht Wartung und Bildung. Bildung begreift unter sich Zucht und Unterweisung. Diese braucht, soviel man weiß, kein Tier. Denn keins derselben lernt etwas von den Alten, außer die Vögel ihren Gesang. Hierin werden sie von den Alten unterrichtet, und es ist rührend anzusehen, wenn, wie in einer Schule, die Alte ihren Jungen aus allen Kräften vorsingt, und diese sich bemühen, aus ihren kleinen Kehlen dieselben Töne herauszubringen. Um sich zu überzeugen, daß die Vögel nicht aus Instinkt singen, sondern es wirklich lernen, lohnt es der Mühe, die Probe zu machen und etwa die Hälfte von ihren Eiern den Kanarienvögeln wegzunehmen und ihnen Sperlingseier unterzulegen, oder auch wohl die ganz jungen Sperlinge mit ihren Jungen zu vertauschen. Bringt man diese nun in eine Stube, wo sie die Sperlinge nicht draußen hören können, so lernen sie den Gesang der Kanarienvögel, und man bekommt singende Sperlinge. Es ist auch in der Tat sehr zu bewundern, daß jede Vogelgattung durch alle Generationen einen gewissen Hauptgesang behält, und die Tradition des Gesanges ist wohl die treueste in der Welt.

Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht. Es ist zu bemerken, daß der Mensch nur durch Menschen erzogen wird, durch Menschen, die ebenfalls erzogen sind. Daher macht auch Mangel an Disziplin und Unterweisung bei einigen Menschen sie wieder zu schlechten Erziehern ihrer Zöglinge. Wenn einmal ein Wesen höherer Art sich unserer Erziehung annähme, so würde man doch sehen, was aus dem Menschen werden könne. Da die Erziehung aber teils den Menschen einiges lehrt, teils einiges auch nur bei ihm entwickelt, so kann man nicht wissen, wie weit bei ihm die Naturanlagen gehen. Würde hier wenigstens ein Experiment durch Unterstützung der Großen und durch die vereinigten Kräfte vieler gemacht, so würde auch das schon uns Aufschlüsse darüber geben, wie weit es der Mensch etwa zu bringen vermöge. Aber es ist für den spekulativen Kopf eine ebenso wichtige, als für den Menschenfreund eine traurige Bemerkung, zu sehen, wie die Großen meistens nur immer für sich sorgen und nicht an dem wichtigen Experimente der Erziehung in der Art teilnehmen, daß die Natur einen Schritt näher zur Vollkommenheit tue.

Es ist niemand, der in seiner Jugend verwahrloset wäre und es im reiferen Alter nicht selbst einsehen sollte, worin, es sei in der Disziplin oder in der Kultur (so kann man die Unterweisung nennen), er vernachlässigt worden. Derjenige, der nicht kultiviert ist, ist roh, wer nicht diszipliniert ist, ist wild. Verabsäumung der Disziplin ist ein größeres Übel als Verabsäumung der Kultur; denn diese kann noch weiterhin nachgeholt werden, Wildheit aber läßt sich nicht wegbringen, und ein Versehen in der Disziplin kann nie ersetzt werden. Vielleicht, daß die Erziehung immer besser werden, und daß jede folgende Generation einen Schritt näher tun wird zur Vervollkommnung der Menschheit; denn hinter der Edukation steckt das große Geheimnis der Vollkommenheit der menschlichen Natur. Von jetzt an kann dieses geschehen. Denn nun erst fängt man an, richtig zu urteilen und deutlich einzusehen, was eigentlich zu einer guten Erziehung gehöre. Es ist entzückend, sich vorzustellen, daß die menschliche Natur immer besser durch Erziehung werde entwickelt werden, und daß man diese in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist. Dies eröffnet uns den Prospekt zu einem künftigen glücklichen Menschengeschlechte. —

Ein Entwurf zu einer Theorie der Erziehung ist ein herrliches Ideal, und es schadet nichts, wenn wir auch nicht gleich imstande sind, es zu realisieren. Man muß nur nicht gleich die Idee für schimärisch halten und sie als einen schönen Traum verrufen, wenn auch Hindernisse bei ihrer Ausführung eintreten.

Eine Idee ist nichts anderes als der Begriff von einer Vollkommenheit, die sich in der Erfahrung noch nicht vorfindet. Z. E. die Idee einer vollkommenen, nach Regeln der Gerechtigkeit regierten Republik! Ist sie deswegen unmöglich? Erst muß unsere Idee nur richtig sein, und dann ist sie bei allen Hindernissen, die ihrer Ausführung noch im Wege stehen, gar nicht unmöglich. Wenn z. E. ein jeder löge, wäre deshalb das Wahrreden eine bloße Grille? Und die Idee einer Erziehung, die alle Naturanlagen im Menschen entwickelt, ist allerdings wahrhaft.

Bei der jetzigen Erziehung erreicht der Mensch nicht ganz den Zweck seines Daseins. Denn wie verschieden leben die Menschen! Eine Gleichförmigkeit unter ihnen kann nur stattfinden, wenn sie nach einerlei Grundsätzen handeln, und diese

Grundsätze müßten ihnen zur andern Natur werden. Wir können an dem Plane einer zweckmäßigeren Erziehung arbeiten und eine Anweisung zu ihr der Nachkommenschaft überliefern, die sie nach und nach realisieren kann. Man sieht z. B. an den Aurikeln, daß, wenn man sie aus der Wurzel zieht, man sie alle nur von einer und derselben Farbe bekommt; wenn man dagegen aber ihren Samen aussäet, so bekommt man sie von ganz andern und den verschiedensten Farben. Die Natur hat also doch die Keime in sie gelegt, und es kommt nur auf das gehörige Säen und Verpflanzen an, um diese in ihnen zu entwickeln. So auch bei dem Menschen!

Es liegen viele Keime in der Menschheit, und nun ist es unsere Sache, die Naturanlagen proportionierlich zu entwickeln und die Menschheit aus ihren Keimen zu entfalten und zu machen, daß der Mensch seine Bestimmung erreiche. Die Tiere erfüllen diese von selbst, und ohne daß sie sie kennen. Der Mensch muß erst suchen, sie zu erreichen; dieses kann aber nicht geschehen, wenn er nicht einmal einen Begriff von seiner Bestimmung hat. Bei dem Individuo ist die Erreichung der Bestimmung auch gänzlich unmöglich. Wenn wir ein wirklich ausgebildetes erstes Menschenpaar annehmen, so wollen wir doch sehen, wie es seine Zöglinge erzieht. Die ersten Eltern geben den Kindern schon ein Beispiel, die Kinder ahmen es nach, und so entwickeln sich einige Naturanlagen. Alle können nicht auf diese Art ausgebildet werden, denn es sind meistens alles nur Gelegenheitsumstände, bei denen die Kinder Beispiele sehen. Vormals hatten die Menschen keinen Begriff einmal von der Vollkommenheit, die die menschliche Natur erreichen kann. Wir selbst sind noch nicht einmal mit diesem Begriffe auf dem Reinen. Soviel ist aber gewiß, daß nicht einzelne Menschen, bei aller Billigung ihrer Zöglinge, es dahin bringen können, daß dieselben ihre Bestimmung erreichen. Nicht einzelne Menschen, sondern die Menschengattung soll dahin gelangen.

Die Erziehung ist eine Kunst, deren Ausübung durch viele Generationen vervollkommnet werden muß. Jede Generation, versehen mit den Kenntnissen der vorhergehenden, kann immer mehr eine Erziehung zustande bringen, die alle Naturanlagen des Menschen proportionierlich und zweckmäßig entwickelt und so die ganze Menschengattung zu ihrer Bestimmung führt. — Die Vorsehung hat gewollt, daß der Mensch das Gute aus

sich selbst herausbringen soll, und spricht sozusagen zum Menschen: „Gehe in die Welt!“ — so etwa könnte der Schöpfer den Menschen anreden, — „ich habe dich ausgerüstet mit allen Anlagen zum Guten. Dir kommt es zu, sie zu entwickeln, und so hängt dein eigenes Glück und Unglück von dir selbst ab.“

Der Mensch soll seine Anlagen zum Guten erst entwickeln; die Vorsehung hat sie nicht schon fertig in ihn gelegt; es sind bloße Anlagen und ohne den Unterschied der Moralität. Sich selbst besser machen, sich selbst kultivieren, und, wenn er böse ist, Moralität bei sich hervorbringen, das soll der Mensch. Wenn man das aber reiflich überdenkt, so findet man, daß dieses sehr schwer sei. Daher ist die Erziehung das größeste Problem und das schwerste, was dem Menschen kann aufgegeben werden. Denn Einsicht hängt von der Erziehung, und Erziehung wieder von der Einsicht ab. Daher kann die Erziehung auch nur nach und nach einen Schritt vorwärts tun, und nur dadurch, daß eine Generation ihre Erfahrungen und Kenntnisse der folgenden überliefert, diese wieder etwas hinzutut und es so der folgenden übergibt, kann ein richtiger Begriff von der Erziehungsart entspringen. Welche große Kultur und Erfahrung setzt also nicht dieser Begriff voraus? Er konnte demnach auch nur spät entstehen, und wir selbst haben ihn noch nicht ganz ins reine gebracht. Ob die Erziehung im einzelnen wohl der[a)] Ausbildung der Menschheit im allgemeinen, durch ihre verschiedenen Generationen, nachahmen soll?

Zwei Erfindungen der Menschen kann man wohl als die schwersten ansehen: die der Regierungs- und die der Erziehungskunst nämlich, und doch ist man selbst in ihrer Idee noch streitig.

Von wo fangen wir nun aber an, die menschlichen Anlagen zu entwickeln? Sollen wir von dem rohen oder von einem schon ausgebildeten Zustande anfangen! Es ist schwer, sich eine Entwickelung aus der Roheit zu denken (daher ist auch der Begriff des ersten Menschen so schwer), und wir sehen, daß bei einer Entwickelung aus einem solchen Zustande man doch immer wieder in Rohigkeit zurückgefallen ist und dann erst sich wieder aufs neue aus demselben emporgehoben hat. Auch bei sehr gesitteten Völkern finden wir in den frühesten Nachrichten, die sie uns aufgezeichnet hinterlassen haben, — und wie viele

a) „die“?

Kultur gehört nicht schon zum Schreiben? so daß man in Rücksicht auf gesittete Menschen den Anfang der Schreibekunst den Anfang der Welt nennen könnte, — ein starkes Angrenzen an Rohigkeit.

Weil die Entwickelung der Naturanlagen bei dem Menschen nicht von selbst geschieht, so ist alle Erziehung — eine Kunst. Die Natur hat dazu keinen Instinkt in ihn gelegt. Der Ursprung sowohl als der Fortgang dieser Kunst ist entweder mechanisch, ohne Plan, nach gegebenen Umständen geordnet, oder judiziös. Mechanisch entspringt die Erziehungskunst bloß bei vorkommenden Gelegenheiten, wo wir erfahren, ob etwas dem Menschen schädlich oder nützlich sei. Alle Erziehungskunst, die bloß mechanisch entspringt, muß sehr viele Fehler und Mängel an sich tragen, weil sie keinen Plan zum Grunde hat. Die Erziehungskunst oder Pädagogik muß also judiziös werden, wenn sie die menschliche Natur so entwickeln soll, daß sie ihre Bestimmung erreiche. Schon erzogene Eltern sind Beispiele, nach denen sich die Kinder bilden zur Nachachtung. Aber wenn diese besser werden sollen, so muß die Pädagogik ein Studium werden, sonst ist nichts von ihr zu hoffen, und ein in der Erziehung Verdorbener erzieht sonst den andern. Der Mechanismus in der Erziehungskunst muß in Wissenschaft verwandelt werden, sonst wird sie nie ein zusammenhängendes Bestreben werden, und eine Generation möchte niederreißen, was die andere schon aufgebaut hätte.

Ein Prinzip der Erziehungskunst, das besonders solche Männer, die Pläne zur Erziehung machen, vor Augen haben sollten, ist: Kinder sollen nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig möglich bessern Zustande des menschlichen Geschlechts, d. i. der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen erzogen werden. Dieses Prinzip ist von großer Wichtigkeit. Eltern erziehen gemeiniglich ihre Kinder nur so, daß sie in die gegenwärtige Welt, sei sie auch verderbt, passen. Sie sollten sie aber besser erziehen, damit ein zukünftiger besserer Zustand dadurch hervorgebracht werde. Es finden sich hier aber zwei Hindernisse:

1. Die Eltern nämlich sorgen gemeiniglich nur dafür, daß ihre Kinder gut in der Welt fortkommen, und 2. die Fürsten betrachten ihre Untertanen nur wie Instrumente zu ihren Absichten.

Eltern sorgen für das Haus, Fürsten für den Staat. Beide

haben nicht das Weltbeste und die Vollkommenheit, dazu die Menschheit bestimmt ist und wozu sie auch die Anlage hat, zum Endzwecke. Die Anlage zu einem Erziehungsplane muß aber kosmopolitisch gemacht werden. Und ist denn das Weltbeste eine Idee, die uns in unserem Privatbesten kann schädlich sein? Niemals! denn wenn es gleich scheint, daß man bei ihr etwas aufopfern müsse, so befördert man doch nichtsdestoweniger durch sie immer auch das Beste seines gegenwärtigen Zustandes. Und dann welche herrlichen Folgen begleiten sie! Gute Erziehung gerade ist das, woraus alles Gute in der Welt entspringt. Die Keime, die im Menschen liegen, müssen nur immer mehr entwickelt werden. Denn die Gründe zum Bösen findet man nicht in den Naturanlagen des Menschen. Das nur ist die Ursache des Bösen, daß die Natur nicht unter Regeln gebracht wird. Im Menschen liegen nur Keime zum Guten[a]).

Wo soll der bessere Zustand der Welt nun aber herkommen? Von den Fürsten oder von den Untertanen? daß diese nämlich sich erst selbst bessern und einer guten Regierung auf dem halben Wege entgegenkommen? Soll er von den Fürsten begründet werden, so muß erst die Erziehung der Prinzen besser werden, die geraume Zeit hindurch noch immer den großen Fehler hatte, daß man ihnen in der Jugend nicht widerstand. Ein Baum aber, der auf dem Felde allein steht, wächst krumm und breitet seine Äste weit aus, ein Baum hingegen, der mitten im Walde steht, wächst, weil die Bäume neben ihm ihm widerstehen, gerade auf und sucht Luft und Sonne über sich. So ist es auch mit den Fürsten. Doch ist es noch immer besser, daß sie von jemand aus der Zahl der Untertanen erzogen werden, als wenn sie von ihresgleichen erzogen würden. Das Gute dürfen wir also von oben her nur in dem Falle erwarten, daß die Erziehung dort die vorzüglichere ist! Daher kommt es hier denn hauptsächlich auf Privatbemühungen an, und nicht sowohl auf das Zutun der Fürsten, wie Basedow und andere meinten; denn die Erfahrung lehrt es, daß sie zunächst nicht sowohl das Weltbeste als vielmehr nur das Wohl ihres Staates zur Absicht haben, damit sie ihre Zwecke erreichen. Geben sie aber das Geld dazu her, so muß es ja ihnen auch anheimgestellt bleiben, dazu den Plan vorzuzeichnen. So ist es in allem, was

a) Kant spricht sich über diesen Punkt auch anders aus; vgl. z. B. Religion innerhalb usw. (Bd. 45), Abschn. I und II.

die Ausbildung des menschlichen Geistes, die Erweiterung menschlicher Erkenntnisse betrifft. Macht und Geld schaffen es nicht, erleichtern es höchstens. Aber sie könnten es schaffen, wenn die Staatsökonomie nicht für die Reichskasse nur im voraus die Zinsen berechnete. Auch Akademien taten es bisher nicht, und daß sie es noch tun werden, dazu war der Anschein nie geringer als jetzt.

Demnach sollte auch die Einrichtung der Schulen bloß von dem Urteile der aufgeklärtesten Kenner abhängen. Alle Kultur fängt von dem Privatmanne an und breitet von daher sich aus. Bloß durch die Bemühung der Personen von extendierteren Neigungen, die Anteil an dem Weltbesten nehmen und der Idee eines zukünftigen bessern Zustandes fähig sind, ist die allmähliche Annäherung der menschlichen Natur zu ihrem Zwecke möglich. Sieht hin und wieder doch noch mancher Große sein Volk gleichsam nur für einen Teil des Naturreiches an, und richtet also auch nur darauf sein Augenmerk, daß es fortgepflanzt werde a). Höchstens verlangt man dann auch noch Geschicklichkeit, aber bloß um die Untertanen desto besser als Werkzeug zu seinen Absichten gebrauchen zu können. Privatmänner müssen freilich auch zuerst den Naturzweck vor Augen haben, aber dann auch besonders auf die Entwickelung der Menschheit und dahin sehen, daß sie nicht nur geschickt, sondern auch gesittet werde, und, welches das schwerste ist, daß sie suchen, die Nachkommenschaft weiter zu bringen, als sie selbst gekommen sind.

Bei der Erziehung muß der Mensch also 1. diszipliniert werden. Disziplinieren heißt suchen zu verhüten, daß die Tierheit nicht der Menschheit, in dem einzelnen sowohl als gesellschaftlichen Menschen, zum Schaden gereiche. Disziplin ist also bloß Bezähmung der Wildheit.

2. Muß der Mensch kultiviert werden. Kultur begreift unter sich die Belehrung und die Unterweisung. Sie ist die Verschaffung der Geschicklichkeit. Diese ist der Besitz eines Vermögens, welches zu allen beliebigen Zwecken zureichend ist. Sie bestimmt also gar keine Zwecke, sondern überläßt das nachher den Umständen.

Einige Geschicklichkeiten sind in allen Fällen gut, z. E.

a) So die preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II.

das Lesen und Schreiben; andere nur zu einigen Zwecken, z. B. die Musik, um uns beliebt zu machen. Wegen der Menge der Zwecke wird die Geschicklichkeit gewissermaßen unendlich.

3. Muß man darauf sehen, daß der Mensch auch klug werde, in die menschliche Gesellschaft passe, daß er beliebt sei und Einfluß habe. Hiezu gehört eine gewisse Art von Kultur, die man Zivilisierung nennt. Zu derselben sind Manieren, Artigkeit und eine gewisse Klugheit erforderlich, der zufolge man alle Menschen zu seinen Endzwecken gebrauchen kann. Sie richtet sich nach dem wandelbaren Geschmacke jedes Zeitalters. So liebte man noch vor wenigen Jahrzehnten Zeremonien im Umgange.

4. Muß man auf die Moralisierung sehen. Der Mensch soll nicht bloß zu allerlei Zwecken geschickt sein, sondern auch die Gesinnung bekommen, daß er nur lauter gute Zwecke erwähle. Gute Zwecke sind diejenigen, die notwendigerweise von jedermann gebilligt werden, und die auch zu gleicher Zeit jedermanns Zwecke sein können.

Der Mensch kann entweder bloß dressiert, abgerichtet, mechanisch unterwiesen, oder wirklich aufgeklärt werden. Man dressiert Hunde, Pferde, und man kann auch Menschen dressieren. (Dieses Wort kommt aus dem Englischen her, von *to dress*, kleiden. Daher auch Dreßkammer, der Ort, wo die Prediger sich umkleiden, und nicht Trostkammer.)

Mit dem Dressieren aber ist es noch nicht ausgerichtet; sondern es kommt vorzüglich darauf an, daß Kinder denken lernen. Das geht auf die Prinzipien hinaus, aus denen alle Handlungen entspringen. Man sieht also, daß bei einer echten Erziehung sehr vieles zu tun ist. Gewöhnlich wird aber bei der Privaterziehung das vierte, wichtigste Stück noch wenig in Ausübung gebracht, denn man erzieht die Kinder im wesentlichen so, daß man die Moralisierung dem Prediger überläßt. Wie unendlich wichtig ist es aber nicht, die Kinder von Jugend auf das Laster verabscheuen zu lehren, nicht gerade allein aus dem Grunde, weil Gott es verboten hat, sondern weil es in sich selbst verabscheuungswürdig ist. Sonst nämlich kommen sie leicht auf die Gedanken, daß sie es wohl immer würden ausüben können, und daß es übrigens wohl würde erlaubt sein, wenn Gott es nur nicht verboten hätte, und daß Gott daher

wohl einmal eine Ausnahme machen könne. Gott ist das heiligste Wesen und will nur das, was gut ist, und verlangt, daß wir die Tugend ihres inneren Wertes wegen ausüben sollen, und nicht deswegen, weil er es verlangt.

Wir leben im Zeitpunkte der Disziplinierung, Kultur und Zivilisierung, aber noch lange nicht in dem Zeitpunkte der Moralisierung. Bei dem jetzigen Zustande der Menschen kann man sagen, daß das Glück der Staaten zugleich mit dem Elende der Menschen wachse. Und es ist noch die Frage, ob wir im rohen Zustande, da alle diese Kultur bei uns nicht stattfände, nicht glücklicher als in unserem jetzigen Zustande sein würden? Denn wie kann man Menschen glücklich machen, wenn man sie nicht sittlich und weise macht? Die Quantität des Bösen wird dann nicht vermindert.

Erst muß man Experimentalschulen errichten, ehe man Normalschulen errichten kann. Die Erziehung und Unterweisung muß nicht bloß mechanisch sein, sondern auf Prinzipien beruhen. Doch darf sie auch nicht bloß räsonnierend, sondern gleich in gewisser Weise Mechanismus sein. In Österreich gab es meistens nur Normalschulen, die nach einem Plane errichtet waren, wider den vieles mit Grunde gesagt wurde, und dem man besonders blinden Mechanismus vorwerfen konnte. Nach diesen Normalschulen mußten sich denn alle anderen richten, und man weigerte sich sogar, Leute zu befördern, die nicht in diesen Schulen gewesen waren. Solche Vorschriften zeigen, wie sehr die Regierung sich hiemit befasse, und bei einem dergleichen Zwange kann wohl unmöglich etwas Gutes gedeihen.

Man bildet sich zwar insgemein ein, daß Experimente bei der Erziehung nicht nötig wären, und daß man schon aus der Vernunft urteilen könne, ob etwas gut oder nicht gut sein werde. Man irrt hierin aber sehr, und die Erfahrung lehrt, daß sich oft bei unsern Versuchen ganz entgegengesetzte Wirkungen zeigen von denen, die man erwartete. Man sieht also, daß, da es auf Experimente ankommt, kein Menschenalter einen völligen Erziehungsplan darstellen kann. Die einzige Experimentalschule, die hier gewissermaßen den Anfang machte, die Bahn zu brechen, war das Dessauische Institut. Man muß ihm diesen Ruhm lassen, ohngeachtet der vielen Fehler, die man ihm zum Vorwurfe machen könnte; Fehler, die sich bei allen Schlüssen, die man aus Versuchen macht, vorfinden, daß nämlich noch immer neue Versuche dazu gehören. Es war in ge-

wisser Weise die einzige Schule, bei der die Lehrer die Freiheit hatten, nach eigenen Methoden und Planen zu arbeiten, und wo sie unter sich sowohl, als auch mit allen Gelehrten in Deutschland in Verbindung standen.

Die Erziehung schließt Versorgung und Bildung in sich. Diese ist 1. negativ, die Disziplin, die bloß Fehler abhält; 2. positiv, die Unterweisung und Anführung, und gehört insofern zur Kultur. Anführung ist die Leitung in der Ausübung desjenigen, was man gelehrt hat. Daher entsteht der Unterschied zwischen Informator, der bloß ein Lehrer, und Hofmeister, der ein Führer ist. Jener erzieht bloß für die Schule, dieser für das Leben.

Die erste Epoche bei dem Zöglinge ist die, da er Unterwürfigkeit und einen passiven Gehorsam beweisen muß; die andere, da man ihm schon einen Gebrauch von der Überlegung und seiner Freiheit, doch unter Gesetzen, machen läßt. In der ersten ist ein mechanischer, in der andern ein moralischer Zwang[a].

Die Erziehung ist entweder eine Privat- oder eine öffentliche Erziehung. Letztere betrifft nur die Information, und diese kann immer öffentlich bleiben. Die Ausübung der Vorschriften wird der erstern überlassen. Eine vollständige öffentliche Erziehung ist diejenige, die beides, Unterweisung und moralische Bildung, vereinigt. Ihr Zweck ist: Beförderung einer guten Privaterziehung. Eine Schule, in der dieses geschieht, nennt man ein Erziehungsinstitut. Solcher Institute können nicht viele, und die Anzahl der Zöglinge in denselben kann nicht groß sein, weil sie sehr kostbar sind und ihre bloße Einrichtung schon sehr vieles Geld erfordert. Es verhält sich mit ihnen, wie mit den Armenhäusern und Hospitälern. Die Gebäude, die dazu erfordert werden, die Besoldung der Direktoren, Aufseher und Bedienten, nehmen schon die Hälfte von dem dazu ausgesetzten Gelde weg, und es ist ausgemacht, daß, wenn man dieses Geld den Armen in ihre Häuser schickte, sie viel besser verpflegt werden würden. Daher ist es auch schwer, daß andere als bloß reicher Leute Kinder an solchen Instituten teilnehmen können.

Der Zweck solcher öffentlichen Institute ist: die Vervollkommnung der häuslichen Erziehung. Wenn erst nur die El-

a) **Dieser Absatz gehört dem Sinne nach hinter S. 205, Abs. 3.**

tern oder andere, die ihre Mitgehilfen in der Erziehung sind, gut erzogen wären, so könnte der Aufwand der öffentlichen Institute wegfallen. In ihnen sollen Versuche gemacht und Subjekte gebildet werden, und so soll aus ihnen dann eine gute häusliche Erziehung entspringen.

Die Privaterziehung besorgen entweder die Eltern selbst, oder, da diese bisweilen nicht Zeit, Fähigkeit oder auch wohl gar nicht Lust dazu haben, andere Personen, die besoldete Mitgehilfen sind. Bei der Erziehung durch diese Mitgehilfen findet sich aber der sehr schwierige Umstand, daß die Autorität zwischen den Eltern und diesen Hofmeistern geteilt ist. Das Kind soll sich nach den Vorschriften der Hofmeister richten und dann auch wieder den Grillen der Eltern folgen. Es ist bei einer solchen Erziehung notwendig, daß die Eltern ihre ganze Autorität an den Hofmeister abtreten.

Inwiefern dürfte aber die Privaterziehung vor der öffentlichen, oder diese vor jener Vorzüge haben? Im allgemeinen scheint doch, nicht bloß von seiten der Geschicklichkeit, sondern auch in betreff des Charakters eines Bürgers, die öffentliche Erziehung vorteilhafter als die häusliche zu sein. Die letztere bringt gar oft nicht nur Familienfehler hervor, sondern pflanzt dieselben auch fort.

Wie lange aber soll die Erziehung denn dauern? Bis zu der Zeit, da die Natur selbst den Menschen bestimmt hat, sich selbst zu führen; da der Instinkt zum Geschlechte sich bei ihm entwickelt; da er selbst Vater werden kann und selbst erziehen soll; ohngefähr bis zu dem sechzehnten Jahre. Nach dieser Zeit kann man wohl noch Hilfsmittel der Kultur gebrauchen und eine versteckte Disziplin ausüben, aber keine ordentliche Erziehung mehr[a]).

Die Unterwürfigkeit des Zöglings ist entweder **positiv**, da er tun muß, was ihm vorgeschrieben wird, weil er nicht selbst urteilen kann und die bloße Fähigkeit der Nachahmung noch in ihm fortdauert, oder **negativ**, da er tun muß, was andere wollen, wenn er will, daß andere ihm wieder etwas zu Gefallen tun sollen. Bei der ersten tritt Strafe ein, bei der anderen dies, daß man nicht tut, was er will; er ist hier, obwohl er bereits denken kann, dennoch in seinem Vergnügen abhängig.

a) Vgl. S. 204[a]).

Eines der größesten Probleme der Erziehung ist, wie man die Unterwerfung unter den gesetzlichen Zwang mit der Fähigkeit, sich seiner Freiheit zu bedienen, vereinigen könne. Denn Zwang ist nötig! Wie kultiviere ich die Freiheit bei dem Zwange? Ich soll meinen Zögling gewöhnen, einen Zwang seiner Freiheit zu dulden, und soll ihn selbst zugleich anführen, seine Freiheit gut zu gebrauchen. Ohne dies ist alles bloßer Mechanismus, und der der Erziehung Entlassene weiß sich seiner Freiheit nicht zu bedienen. Er muß früh den unvermeidlichen Widerstand der Gesellschaft fühlen, um die Schwierigkeit, sich selbst zu erhalten, zu entbehren und zu erwerben, um unabhängig zu sein, kennen zu lernen.

Hier muß man folgendes beobachten: 1. daß man das Kind, von der ersten Kindheit an, in allen Stücken frei sein lasse (ausgenommen in den Dingen, wo es sich selbst schadet, z. E. wenn es nach einem blanken Messer greift), wenn es nur nicht auf die Art geschieht, daß es anderer Freiheit im Wege ist; z. E. wenn es schreit oder auf eine allzu laute Art lustig ist, so beschwert es andere schon. 2. Man muß ihm zeigen, daß es seine Zwecke nicht anders erreichen könne, als nur dadurch, daß es andere ihre Zwecke auch erreichen lasse, z. E. daß man ihm kein Vergnügen mache, wenn es nicht tut, was man will, daß es lernen soll usw. 3. Muß man ihm beweisen, daß man ihm einen Zwang auflegt, der es zum Gebrauche seiner eigenen Freiheit führt, daß man es kultiviere, damit es einst frei sein könne, d. h. nicht von der Vorsorge anderer abhängen dürfe. Dieses letzte ist das späteste. Denn bei den Kindern kommt die Betrachtung erst spät, daß man sich z. E. nachher selbst um seinen Unterhalt bekümmern müsse. Sie meinen, das werde immer so sein, wie in dem Hause der Eltern, daß sie Essen und Trinken bekommen, ohne daß sie dafür sorgen dürfen. Ohne jene Behandlung sind Kinder, besonders reicher Eltern, und Fürstensöhne, sowie die Einwohner von Otaheite, das ganze Leben hindurch Kinder. Hier hat die öffentliche Erziehung ihre augenscheinlichsten Vorzüge, denn bei ihr lernt man seine Kräfte messen; man lernt Einschränkung durch das Recht anderer. Hier genießt keiner Vorzüge, weil man überall Widerstand fühlt, weil man sich nur dadurch bemerklich macht, daß man sich durch Verdienst hervortut. Sie gibt das beste Vorbild des künftigen Bürgers.

Aber noch einer Schwierigkeit muß hier gedacht werden,

die darin besteht, die Geschlechtskenntnis zu antizipieren, um schon vor dem Eintritte der Mannbarkeit Laster zu verhüten. Doch davon soll noch weiter unten gehandelt werden.

Abhandlung.

Die Pädagogik oder Erziehungslehre ist entweder physisch oder praktisch. Die physische Erziehung ist diejenige, die der Mensch mit den Tieren gemein hat, oder die Verpflegung[a]). Die praktische oder moralische ist diejenige, durch die der Mensch soll gebildet werden, damit er wie ein freihandelndes Wesen leben könne. (Praktisch nennt man alles dasjenige, was Beziehung auf Freiheit hat.) Sie ist Erziehung zur Persönlichkeit, Erziehung eines freihandelnden Wesens, das sich selbst erhalten und in der Gesellschaft ein Glied ausmachen, für sich selbst aber einen innern Wert haben kann.

Sie besteht demnach 1. aus der scholastisch-mechanischen Bildung, in Ansehung der Geschicklichkeit; ist also didaktisch (Informator), 2. aus der pragmatischen, in Ansehung der Klugheit (Hofmeister), 3. aus der moralischen, in Ansehung der Sittlichkeit.

Der scholastischen Bildung oder der Unterweisung bedarf der Mensch, um zur Erreichung aller seiner Zwecke geschickt zu werden. Sie gibt ihm einen Wert in Ansehung seiner selbst als Individuum. Durch die Bildung zur Klugheit aber wird er zum Bürger gebildet; da bekommt er einen öffentlichen Wert. Da lernt er sowohl die bürgerliche Gesellschaft zu seiner Absicht lenken, als sich auch in die bürgerliche Gesellschaft schicken. Durch die moralische Bildung endlich bekommt er einen Wert in Ansehung des ganzen menschlichen Geschlechts.

Die scholastische Bildung ist die früheste und erste. Denn alle Klugheit setzt Geschicklichkeit voraus. Klugheit ist das Vermögen, seine Geschicklichkeit gut an den Mann zu bringen. Die moralische Bildung, insofern sie auf Grundsätzen beruht, die der Mensch selbst einsehen soll, ist die späteste; insofern sie aber nur auf dem gemeinen Menschenverstande beruht,

a) Vogt: „Von der physischen Erziehung ist diejenige . . . gemein hat, die Verpflegung."

muß sie gleich von Anfang, auch gleich bei der physischen Erziehung beobachtet werden, denn sonst wurzeln sich leicht Fehler ein, bei denen nachher alle Erziehungskunst vergebens arbeitet. In Ansehung der Geschicklichkeit und Klugheit muß alles nach den Jahren gehen. Kindisch geschickt, kindisch klug und gutartig, nicht listig, auf männliche Art; das taugt ebensowenig als eine kindische Sinnesart des Erwachsenen.

Von der physischen Erziehung.

Ob auch gleich derjenige, der eine Erziehung als Hofmeister übernimmt, die Kinder nicht so früh unter seine Aufsicht bekommt, daß er auch für die physische Erziehung derselben Sorge tragen kann, so ist es doch nützlich zu wissen, was alles bei der Erziehung von ihrem Anfange ab bis zu ihrem Ende zu beobachten nötig ist. Wenn man es auch als Hofmeister nur mit größern Kindern zu tun hat, so geschieht es doch wohl, daß in dem Hause neue Kinder geboren werden, und wenn man sich gut führt, so hat man immer Ansprüche darauf, der Vertraute der Eltern zu sein und auch bei der physischen Erziehung von ihnen zu Rate gezogen zu werden, da man ohnedem oft nur der einzige Gelehrte im Hause ist. Daher sind einem Hofmeister auch Kenntnisse hievon nötig.

Die physische Erziehung ist eigentlich nur Verpflegung, entweder durch Eltern oder Ammen oder Wärterinnen. Die Nahrung, die die Natur dem Kinde bestimmt hat, ist die Muttermilch. Daß das Kind mit ihr Gesinnungen einsauge, wie man oft sagen hört: Du hast das schon mit der Muttermilch eingesogen! ist ein bloßes Vorurteil. Es ist der Mutter und dem Kinde am zuträglichsten, wenn die Mutter selbst säugt. Doch finden auch hier im äußersten Falle, wegen kränklicher Umstände, Ausnahmen statt. Man glaubte vorzeiten, daß die erste Milch, die sich nach der Geburt bei der Mutter findet und molkicht ist, dem Kinde schädlich sei, und daß die Mutter sie erst fortschaffen müsse, ehe sie das Kind säugen könne. Rousseau machte aber zuerst die Ärzte aufmerksam darauf, ob diese erste Milch nicht auch dem Kinde zuträglich sein könne, indem doch die Natur nichts umsonst veranstaltet habe. Und man hat auch wirklich gefunden, daß diese Milch am besten den Unrat, der sich bei den neugebornen Kindern vorfindet und den die Ärzte

Miconium a) nennen, fortschaffe und also den Kindern höchst zuträglich sei.

Man hat die Frage aufgeworfen: ob man nicht das Kind ebensowohl mit tierischer Milch ernähren könne? Menschenmilch ist sehr von der tierischen verschieden. Die Milch aller grasfressenden, von Vegetabilien lebenden Tiere gerinnt sehr bald, wenn man etwas Säure hinzutut, z. E. Weinsäure, Zitronensäure, oder besonders die Säure im Kälbermagen, die man Lab oder Laff nennt. Menschenmilch gerinnt aber gar nicht. Wenn aber die Mütter oder Ammen einige Tage hindurch nur vegetabilische Kost genießen, so gerinnt ihre Milch so gut, wie die Kuhmilch usw.; wenn sie dann aber nur einige Zeit hindurch wieder Fleisch essen, so ist die Milch auch wieder ebenso gut wie vorhin. Man hat hieraus geschlossen, daß es am besten und dem Kinde am zuträglichsten sei, wenn Mütter oder Ammen unter der Zeit, daß sie säugen, Fleisch äßen. Denn wenn Kinder die Milch wieder von sich geben, so sieht man, daß sie geronnen ist. Die Säure im Kindermagen muß also noch mehr, als alle andere Säuren, das Gerinnen der Milch befördern, weil Menschenmilch sonst auf keine Weise zum Gerinnen gebracht werden kann. Wie viel schlimmer wäre es also, wenn man dem Kinde Milch gäbe, die schon von selbst gerinnt. Daß es aber auch nicht bloß hierauf ankomme, sieht man an anderen Nationen. Die Waldtungusen z. E. essen fast nichts als Fleisch und sind starke und gesunde Leute. Alle solche Völker leben aber auch nicht lange, und man kann einen großen erwachsenen Jungen, dem man es nicht ansehen sollte, daß er leicht sei, mit geringer Mühe aufheben. Die Schweden hingegen, vorzüglich aber die Nationen in Indien, essen fast gar kein Fleisch, und doch werden die Menschen bei ihnen ganz wohl aufgezogen. Es scheint also, daß es bloß auf das Gedeihen der Amme ankomme, und daß die Kost die beste sei, bei der sie sich am besten befindet.

Es fragt sich hier, was man nachher habe, um das Kind zu ernähren, wenn die Muttermilch nun aufhört? Man hat es seit einiger Zeit mit allerlei Mehlbreien versucht. Aber von Anfang an das Kind mit solchen Speisen zu ernähren, ist nicht gut. Besonders muß man merken, daß man den Kindern nichts Pikantes gebe, als Wein, Gewürz, Salz usf. Es ist aber doch son-

a) Richtiger: Meconium, das schon von Aristoteles und Plinius erwähnt wird, unser ‚Mutterpech‘.

derbar, daß Kinder eine so große Begierde nach dergleichen allem haben! Die Ursache ist, weil es ihren noch stumpfen Empfindungen einen Reiz und eine Belebung verschafft, die ihnen angenehm sind. Die Kinder in Rußland erhalten freilich von ihren Müttern, die selbst fleißig Branntwein trinken, auch dergleichen, und man bemerkt dabei, daß die Russen gesunde, starke Leute sind. Freilich müssen diejenigen, die das aushalten, von guter Leibeskonstitution sein; aber es sterben auch viele daran, die doch hätten erhalten werden können. Denn ein solcher früher Reiz der Nerven bringt viele Unordnungen hervor. Sogar schon für zu warme Speisen oder Getränke muß man die Kinder sorgfältig hüten, denn auch diese verursachen Schwäche.

Ferner ist zu bemerken, daß Kinder nicht sehr warm gehalten werden müssen; denn ihr Blut ist an sich schon viel wärmer als das der Erwachsenen. Die Wärme des Blutes bei Kindern beträgt nach dem Fahrenheitischen Thermometer 110°, und das Blut der Erwachsenen nur 96°. Das Kind erstickt in der Wärme, in der sich Ältere recht wohl befinden. Die kühle Gewöhnung macht überhaupt den Menschen stark. Und es ist auch bei Erwachsenen nicht gut, sich zu warm zu kleiden, zu bedecken und sich an zu warme Getränke zu gewöhnen. Daher bekomme denn das Kind auch ein kühles und hartes Lager. Auch kalte Bäder sind gut. Kein Reizmittel darf eintreten, um Hunger bei dem Kinde zu erregen, dieser vielmehr muß immer nur die Folge der Tätigkeit und Beschäftigung sein. Nichts indessen darf man das Kind sich angewöhnen lassen, so daß es ihm zum Bedürfnisse werde. Auch bei dem Guten sogar muß man ihm nicht alles durch die Kunst zur Angewohnheit machen.

Das Windeln findet bei rohen Völkern gar nicht statt. Die wilden Nationen in Amerika z. E. machen für ihre jungen Kinder Gruben in die Erde, streuen sie mit dem Staube von faulen Bäumen aus, damit der Urin und die Unreinigkeiten der Kinder sich darin ziehen und die Kinder also trocken liegen mögen, und bedecken sie mit Blättern; übrigens aber lassen sie ihnen den freien Gebrauch ihrer Glieder. Es ist auch bloß Bequemlichkeit von uns, daß wir die Kinder wie Mumien einwickeln, damit wir nur nicht achtgeben dürfen darauf, daß sich die Kinder nicht verbiegen, und oft geschieht es dennoch eben durch das Windeln. Auch ist es den Kindern selbst ängstlich, und sie geraten dabei in eine Art Verzweiflung, da sie

ihre Glieder gar nicht brauchen können. Da meint man denn ihr Schreien durch bloßes Zurufen stillen zu können. Man wickle aber nur einmal einen großen Menschen ein, und sehe doch, ob er nicht auch schreien und in Angst und Verzweiflung geraten werde.

Überhaupt muß man merken, daß die erste Erziehung nur negativ sein müsse, d. h. daß man nicht über die Vorsorge der Natur noch eine neue hinzutun müsse, sondern die Natur nur nicht stören dürfe. Ist je die Kunst in der Erziehung erlaubt, so ist es allein die der Abhärtung. — Auch daher ist denn das Windeln zu verwerfen. Wenn man indessen einige Vorsicht beobachten will, so ist eine Art von Schachtel, die oben mit Riemen bezogen ist, hiezu das zweckmäßigste. Die Italiener gebrauchen sie und nennen sie *arcuccio*. Das Kind bleibt immer in dieser Schachtel und wird auch in ihr zum Säugen angelegt. Dadurch wird selbst verhütet, daß die Mutter, wenn sie auch des Nachts während des Säugens einschläft, das Kind doch nicht totdrücken kann. Bei uns kommen aber auf diese Art viele Kinder ums Leben. Diese Vorsorge ist also besser als das Windeln, denn die Kinder haben hier doch mehrere Freiheit, und das Verbiegen wird verhütet; dahingegen die Kinder oft durch das Windeln selbst schief werden.

Eine andere Gewohnheit bei der ersten Erziehung ist das Wiegen. Die leichteste Art desselben ist die, die einige Bauern haben. Sie hängen nämlich die Wiege an einem Seile an den Balken, dürfen also nur anstoßen, so schaukelt die Wiege selbst von einer Seite zur anderen. Das Wiegen taugt aber überhaupt nicht. Denn das Hin- und Herschaukeln ist dem Kinde schädlich. Man sieht es ja selbst an großen Leuten, daß das Schaukeln eine Bewegung zum Erbrechen und einen Schwindel hervorbringt. Man will das Kind dadurch betäuben, daß es nicht schreie. Das Schreien ist aber den Kindern heilsam. Sobald sie aus dem Mutterleibe kommen, wo sie keine Luft genossen haben, atmen sie die erste Luft ein. Der dadurch veränderte Gang des Blutes bringt in ihnen eine schmerzhafte Empfindung hervor. Durch das Schreien aber entfaltet das Kind die innern Bestandteile und Kanäle seines Körpers desto mehr. Daß man dem Kinde, wenn es schreit, gleich zu Hilfe kommt, ihm etwas vorsingt, wie dies die Gewohnheit der Amme ist, oder dergl., das ist sehr schädlich. Dies ist gewöhnlich das erste Verderben des Kindes; denn wenn

14*

es sieht, daß auf seinen Ruf alles herbeikommt, so wiederholt es sein Schreien öfter.

Man kann wohl mit Wahrheit sagen, daß die Kinder der gemeinen Leute viel mehr verzogen werden als die Kinder der Vornehmen. Denn die gemeinen Leute spielen mit ihren Kindern wie die Affen. Sie singen ihnen vor, herzen, küssen sie, tanzen mit ihnen. Sie denken also dem Kinde etwas zugute zu tun, wenn sie, sobald es schreit, hinzulaufen und mit ihm spielen usf. Desto öfter schreien sie aber. Wenn man sich dagegen an ihr Schreien nicht kehrt, so hören sie zuletzt damit auf. Denn kein Geschöpf macht sich gerne eine vergebliche Arbeit. Man gewöhne sie aber nur daran, alle ihre Launen erfüllt zu sehen, so kömmt das Brechen des Willens nachher zu spät. Läßt man sie aber schreien, so werden sie selbst desselben überdrüssig. Wenn man ihnen aber in der ersten Jugend alle Launen erfüllt, so verdirbt man dadurch ihr Herz und ihre Sitten.

Das Kind hat freilich noch keinen Begriff von Sitten, es wird aber dadurch seine Naturanlage in der Art verdorben, daß man nachher sehr harte Strafen anwenden muß, um das Verdorbene wieder gutzumachen. Die Kinder äußern nachher, wenn man es ihnen abgewöhnen will, daß man immer auf ihr Verlangen hinzueile, bei ihrem Schreien eine so große Wut, als nur immer große Leute deren fähig sind, nur daß ihnen die Kräfte fehlen, sie in Tätigkeit zu setzen. So lange haben sie nur rufen dürfen, und alles kam herbei; sie herrschten also ganz despotisch. Wenn diese Herrschaft nun aufhört, so verdrießt sie das ganz natürlich. Denn wenn auch große Menschen eine Zeitlang im Besitze einer Macht gewesen sind, so fällt es ihnen sehr schwer, sich geschwinde derselben zu entwöhnen.

Kinder können in der ersten Zeit, ungefähr in den ersten drei Monaten, nicht recht sehen. Sie haben zwar die Empfindung vom Lichte, können aber die Gegenstände nicht voneinander unterscheiden. Man kann sich davon überzeugen, wenn man ihnen etwas Glänzendes vorhält, so verfolgen sie es nicht mit den Augen. Mit dem Gesichte findet sich auch das Vermögen zu lachen und zu weinen. Wenn das Kind nun in diesem Zustande ist, so schreit es mit Reflexion, sie sei auch noch so dunkel, als sie wolle. Es meint dann immer, es sei ihm was zuleide getan. Rousseau sagt: wenn man einem Kinde, das nur ungefähr sechs Monate alt ist, auf die Hand schlägt, so schreit

es in der Art, als wenn ihm ein Feuerbrand auf die Hand gefallen wäre. Es verbindet hier schon wirklich den Begriff einer Beleidigung. Die Eltern reden gemeiniglich sehr viel von dem Brechen des Willens bei den Kindern. Man darf ihren Willen nicht brechen, wenn man ihn nicht erst verdorben hat. Dies ist aber das erste Verderben, wenn man dem despotischen Willen der Kinder willfahrt, indem sie durch ihr Schreien alles erzwingen können. Äußerst schwer ist es noch nachher, dies wieder gutzumachen, und es wird kaum je gelingen. Man kann wohl machen, daß das Kind stille sei, es frißt aber die Galle in sich und hegt desto mehr innerliche Wut. Man gewöhnt es dadurch zur Verstellung und innern Gemütsbewegungen. So ist es z. E. sehr sonderbar, wenn Eltern verlangen, daß die Kinder, nachdem sie sie mit der Rute geschlagen haben, ihnen die Hände küssen sollen. Man gewöhnt sie dadurch zur Verstellung und Falschheit. Denn die Rute ist doch eben nicht so ein schönes Geschenk, für das man sich noch bedanken darf, und man kann leicht denken, mit welchem Herzen das Kind dann die Hand küßt.

Man bedient sich gewöhnlich, um die Kinder gehen zu lehren, des Leitbandes und Gängelwagens. Es ist doch auffallend, daß man die Kinder das Gehen lehren will, als wenn irgendein Mensch aus Mangel des Unterrichtes nicht hätte gehen können. Die Leitbänder sind besonders sehr schädlich. Ein Schriftsteller klagte einst über Engbrüstigkeit, die er bloß dem Leitbande zuschrieb. Denn da ein Kind nach allem greift und alles von der Erde aufhebt, so legt es sich mit der Brust in das Leitband. Da die Brust aber noch weich ist, so wird sie platt gedrückt und behält nachher auch diese Form. Die Kinder lernen bei dergleichen Hilfsmitteln auch nicht so sicher gehen, als wenn sie dies von selbst lernen. Am besten ist es, wenn man sie auf der Erde herumkriechen läßt, bis sie nach und nach von selbst anfangen zu gehen. Zur Vorsicht kann man die Stube mit wollenen Decken ausschlagen, damit sie sich nicht Splitter einreißen, auch nicht so hart fallen.

Man sagt gemeinhin, daß Kinder sehr schwer fallen können. Außerdem aber, daß Kinder nicht einmal schwer fallen können, so schadet es ihnen auch nicht, wenn sie einmal fallen. Sie lernen nur sich desto besser das Gleichgewicht geben und sich so zu wenden, daß ihnen der Fall nicht schadet. Man setzt ihnen gewöhnlich die sogenannten Butzmützen auf, die so weit

vorstehen, daß das Kind nicht auf das Gesicht fallen kann. Das ist aber eben eine negative Erziehung, wenn man künstliche Instrumente anwendet, da, wo das Kind natürliche hat. Hier sind die natürlichen Werkzeuge die Hände, die sich das Kind beim Fallen schon vorhalten wird. Je mehrere künstliche Werkzeuge man gebraucht, desto abhängiger wird der Mensch von Instrumenten.

Überhaupt wäre es besser, wenn man im Anfange weniger Instrumente gebrauchte, und die Kinder mehr von selbst lernen ließe; sie möchten dann manches viel gründlicher lernen. So wäre z. B. wohl möglich, daß das Kind von selbst schreiben lernte. Denn jemand hat es doch einmal erfunden, und die Erfindung ist auch nicht so sehr groß. Man dürfte nur, z. B. wenn das Kind Brot will, sagen: Kannst du es auch wohl malen? Das Kind würde dann die ovale Figur malen. Man dürfte ihm dann nur sagen, daß man nun doch nicht wisse, ob es Brot oder einen Stein vorstellen solle, so würde es nachher versuchen, das B zu bezeichnen usf., und so würde sich das Kind mit der Zeit sein eigenes ABC erfinden, das es nachher nur mit andern Zeichen vertauschen dürfte.

Es gibt gewisse Gebrechen, mit denen einige Kinder auf die Welt kommen. Hat man denn nicht Mittel, diese fehlerhafte, gleichsam verpfuschte Gestalt wieder zu verbessern? Es ist durch die Bemühung vieler und kenntnisreicher Schriftsteller ausgemacht, daß Schnürbrüste hier nichts helfen, sondern das Übel nur noch ärger machen, indem sie den Umlauf des Blutes und der Säfte, sowie die höchst nötige Ausdehnung der äußern und innerlichen Teile des Körpers hindern. Wenn das Kind freigelassen wird, so exerziert es noch seinen Leib, und ein Mensch, der eine Schnürbrust trägt, ist, wenn er sie ablegt, viel schwächer als einer, der sie nie angelegt hat. Man könnte denen, die schief geboren sind, vielleicht helfen, wenn man auf die Seite, wo die Muskeln stärker sind, mehr Gewicht legte. Dies ist aber auch sehr gefährlich; denn welcher Mensch kann das Gleichgewicht ausmachen? Am besten ist, daß das Kind sich selbst übe und eine Stellung annehme, wenn sie ihm gleich beschwerlich wird; denn alle Maschinen richten hier nichts aus.

Alle dergleichen künstliche Vorrichtungen sind um so nachteiliger, da sie dem Zwecke der Natur in einem organisierten, vernünftigen Wesen gerade zuwiderlaufen, demzufolge ihm

die Freiheit bleiben muß, seine Kräfte brauchen zu lernen. Man soll bei der Erziehung nur verhindern, daß die Kinder nicht weichlich werden. Abhärtung aber ist das Gegenteil von Weichlichkeit. Man wagt zu viel, wenn man Kinder an alles gewöhnen will. Die Erziehung der Russen geht hierin sehr weit. Es stirbt dabei aber auch eine unglaubliche Zahl von Kindern. Die Angewohnheit ist ein durch öftere Wiederholung desselben Genusses oder derselben Handlung zur Notwendigkeit gewordener Genuß oder Handlung. Nichts können sich Kinder leichter angewöhnen, und nichts muß man ihnen also weniger geben als pikante Sachen, z. B. Tabak, Branntwein und warme Getränke. Die Entwöhnung dessen ist nachher sehr schwer und anfänglich mit Beschwerden verbunden, weil durch den öfteren Genuß eine Veränderung in den Funktionen unseres Körpers vorgegangen ist.

Je mehr aber der Angewohnheiten sind, die ein Mensch hat, desto weniger ist er frei und unabhängig. Bei den Menschen ist es, wie bei allen anderen Tieren; wie es frühe gewöhnt wird, so bleibt auch nachher ein gewisser Hang bei ihm. Man muß also verhindern, daß sich das Kind an nichts gewöhne; man muß keine Angewohnheit bei ihm entstehen lassen.

Viele Eltern wollen ihre Kinder an alles gewöhnen. Dieses taugt aber nicht. Denn die menschliche Natur überhaupt, teils auch die Natur der einzelnen Subjekte, läßt sich nicht an alles gewöhnen, und es bleiben viele Kinder in der Lehre. Sie wollen z. E., daß die Kinder zu aller Zeit sollen schlafen gehen und aufstehen können, oder daß sie essen sollen, wenn sie es verlangen. Es gehört aber eine besondere Lebensart dazu, wenn man dieses aushalten soll, eine Lebensart, die den Leib roboriert, und das also wieder gutmacht, was jenes verdorben hat. Finden wir doch auch in der Natur manches Periodische. Die Tiere haben auch ihre bestimmte Zeit zum Schlafen. Der Mensch sollte sich auch an eine gewisse Zeit gewöhnen, damit der Körper nicht in seinen Funktionen gestört werde. Was das andere anbetrifft, daß die Kinder zu allen Zeiten sollen essen können, so kann man hier wohl nicht die Tiere zum Beispiele anführen. Denn weil z. E. alle grasfressende Tiere wenig Nahrhaftes zu sich nehmen, so ist das Fressen bei ihnen ein ordentliches Geschäft. Es ist aber dem Menschen sehr zuträglich, wenn er immer zu einer bestimmten Zeit ißt. So wollen manche Eltern, daß ihre Kinder große Kälte, Gestank, alles und jedes

Geräusch und dergl. sollen ertragen können. Dies ist aber gar nicht nötig, wenn sie sich nur nichts angewöhnen. Und dazu ist es sehr dienlich, daß man die Kinder in verschiedene Zustände versetze.

Ein hartes Lager ist viel gesünder als ein weiches. Überhaupt dient eine harte Erziehung sehr zur Stärkung des Körpers. Durch harte Erziehung verstehen wir aber bloß Verhinderung der Gemächlichkeit. An merkwürdigen Beispielen zur Bestätigung dieser Behauptung mangelt es nicht, nur daß man sie nicht beachtet, oder richtiger gesagt, nicht beachten will.

Was die Gemütsbildung betrifft, die man wirklich auch in gewisser Weise physisch nennen kann, so ist hauptsächlich zu merken, daß die Disziplin nicht sklavisch sei, sondern das Kind muß immer seine Freiheit fühlen, doch so, daß es nicht die Freiheit anderer hindere; es muß daher Widerstand finden. Manche Eltern schlagen ihren Kindern alles ab, um dadurch die Geduld der Kinder zu exerzieren, und fordern demnach mehr Geduld von den Kindern, als sie deren selbst haben. Dies ist aber grausam. Man gebe dem Kinde, so viel ihm dient, und nachher sage man ihm: Du hast genug! Aber daß dies dann auch unwiderruflich sei, ist schlechterdings nötig. Man merke nur nicht auf das Schreien der Kinder und willfahre ihnen nur nicht, wenn sie etwas durch Geschrei erzwingen wollen; was sie aber mit Freundlichkeit bitten, das gebe man ihnen, wenn es ihnen dient. Das Kind wird dadurch auch gewöhnt, freimütig zu sein, und da es keinem durch sein Schreien lästig fällt, so ist auch hinwieder gegen dasselbe jeder freundlich. Die Vorsehung scheint wahrlich den Kindern freundliche Mienen gegeben zu haben, damit sie die Leute zu ihrem Vorteile einnehmen möchten. Nichts ist schädlicher als eine neckende, sklavische Disziplin, um den Eigenwillen zu brechen.

Gemeinhin ruft man den Kindern ein: Pfui, schäme dich! wie schickt sich das! usw. zu. Dergleichen sollte aber bei der ersten Erziehung gar nicht vorkommen. Das Kind hat noch keine Begriffe von Scham und vom Schicklichen; es hat sich nicht zu schämen, soll sich nicht schämen und wird dadurch nur schüchtern. Es wird verlogen bei dem Anblicke anderer und verbirgt sich gerne vor anderen Leuten. Dadurch entsteht Zurückhaltung und ein nachteiliges Verheimlichen. Es wagt nichts mehr zu bitten, und sollte doch um alles bitten können; es verheimlicht seine Gesinnung und scheint immer anders,

als es ist, statt daß es freimütig alles müßte sagen dürfen. Statt immer um die Eltern zu sein, meidet es sie und wirft sich dem willfährigern Hausgesinde in die Arme.

Um nichts besser aber, als jene neckende Erziehung, ist das Vertändeln und ununterbrochene Liebkosen. Dieses bestärkt das Kind im eigenen Willen, macht es falsch, und indem es ihm eine Schwachheit der Eltern verrät, raubt es ihnen die nötige Achtung in den Augen des Kindes. Wenn man es aber so erzieht, daß es nichts durch Schreien ausrichten kann, so wird es frei, ohne dummdreist, und bescheiden, ohne schüchtern zu sein. Dreist sollte man eigentlich dräust schreiben, denn es kommt von dräuen, drohen her. Einen dreisten Menschen kann man nicht wohl leiden. Manche Menschen haben solche dreiste Gesichter, daß man sich immer vor einer Grobheit von ihnen fürchten muß, sowie man andern Gesichtern es gleich ansehen kann, daß sie nicht imstande sind, jemanden eine Grobheit zu sagen. Man kann immer freimütig aussehen, wenn es nur mit einer gewissen Güte verbunden ist. Die Leute sagen oft von vornehmen Männern, sie sähen recht königlich aus. Dies ist aber weiter nichts als ein gewisser dreister Blick, den sie sich von Jugend auf angewöhnt haben, weil man ihnen da nicht widerstanden hat.

Alles dieses kann man noch zur negativen Bildung rechnen. Denn viele Schwächen des Menschen kommen oft nicht davon her, weil man ihn nichts gelehrt, sondern weil ihm noch falsche Eindrücke beigebracht sind. So z. E. bringen die Ammen den Kindern eine Furcht vor Spinnen, Kröten usw. bei. Die Kinder möchten gewiß nach den Spinnen ebenso wie nach anderen Dingen greifen. Weil aber die Ammen, sobald sie eine Spinne sehen, ihren Abscheu durch Mienen bezeigen, so wirkt dies durch eine gewisse Sympathie auf das Kind. Viele behalten diese Furcht ihr ganzes Leben hindurch und bleiben darin immer kindisch. Denn Spinnen sind zwar den Fliegen gefährlich, und ihr Biß ist für sie giftig, dem Menschen schaden sie aber nicht. Und eine Kröte ist ein ebenso unschuldiges Tier als ein schöner grüner Frosch oder irgendein anderes Tier.

Der positive Teil der physischen Erziehung ist die Kultur. Der Mensch ist in Beziehung auf dieselbe von dem Tiere verschieden. Sie besteht vorzüglich in der Übung seiner Ge-

mütskräfte. Deswegen müssen Eltern ihrem Kinde dazu Gelegenheit geben. Die erste und vornehmste Regel hiebei ist, daß man, soviel als möglich, aller Werkzeuge entbehre. So entbehrt man gleich anfänglich des Leitbandes und Gängelwagens und läßt das Kind auf der Erde herumkriechen, bis es von selbst gehen lernt, und dann wird es desto sicherer gehen. Werkzeuge nämlich ruinieren nur die natürliche Fertigkeit. So braucht man eine Schnur, um eine Weite zu messen, man kann dies aber ebenso gut durch das Augenmaß bewerkstelligen; eine Uhr, um die Zeit zu bestimmen, man kann es durch den Stand der Sonne; einen Kompaß, um im Walde die Gegend zu wissen, man kann es auch aus dem Stande der Sonne am Tage und aus dem Stande der Sterne in der Nacht. Ja, man kann sogar sagen, anstatt einen[a]) Kahn zu gebrauchen, um auf dem Wasser fortzukommen, kann man schwimmen. Der berühmte Franklin wundert sich, daß nicht jedermann dieses lernt, da es doch so angenehm und nützlich ist. Er führt auch eine leichte Art an, wie man es von selbst lernen kann. Man lasse in einen Bach, wo, wenn man auf dem Grunde steht, der Kopf wenigstens außer dem Wasser ist, ein Ei herunter. Nun suche man das Ei zu greifen. Indem man sich bückt, kommen die Füße in die Höhe, und damit das Wasser nicht in den Mund komme, wird man den Kopf schon in den Nacken legen, und so hat man die rechte Stellung, die zum Schwimmen nötig ist. Nun darf man nur mit den Händen arbeiten, so schwimmt man. — Es kommt nur darauf an, daß die natürliche Geschicklichkeit kultiviert werde. Oft gehört Information dazu, oft ist das Kind selbst erfindungsreich genug, oder erfindet sich selbst Instrumente.

Was bei der physischen Erziehung, also in Absicht des Körpers, zu beobachten ist, bezieht sich entweder auf den Gebrauch der willkürlichen Bewegung oder der Organe der Sinne. Bei dem erstern kommt es darauf an, daß sich das Kind immer selbst helfe. Dazu gehört Stärke, Geschicklichkeit, Hurtigkeit, Sicherheit; z. E. daß man auf schmalen Stegen, auf steilen Höhen, wo man eine Tiefe vor sich sieht, auf einer schwankenden Unterlage gehen könne. Wenn ein Mensch das nicht kann, so ist er auch nicht völlig das, was er sein könnte. Seit das Dessauische Philanthropin hierin mit seinem Muster voranging,

a) Original: „ein“.

werden nun auch in anderen Instituten mit den Kindern viele Versuche der Art gemacht. Es ist sehr bewunderungswürdig, wenn man liest, wie die Schweizer sich schon von Jugend auf gewöhnen, auf den Gebirgen zu gehen, und zu welcher Fertigkeit sie es darin bringen, so daß sie auf den schmalsten Stegen mit völliger Sicherheit gehen und über Klüfte springen, bei denen sie es schon nach dem Augenmaße wissen, daß sie gut darüber wegkommen werden. Die meisten Menschen aber fürchten sich vor einem eingebildeten Falle, und diese Furcht lähmt ihnen gleichsam die Glieder, so daß alsdann ein solches Gehen für sie mit Gefahr verknüpft ist. Diese Furcht nimmt gemeiniglich mit dem Alter zu, und man findet, daß sie vorzüglich bei Männern gewöhnlich ist, die viel mit dem Kopfe arbeiten.

Solche Versuche mit Kindern sind wirklich nicht sehr gefährlich. Denn Kinder haben ein im Verhältnis zu ihrer Stärke weit geringeres Gewicht als andere Menschen, und fallen also auch nicht so schwer. Überdies sind die Knochen bei ihnen auch nicht so spröde und brüchig, als sie es im Alter werden. Die Kinder versuchen auch selbst ihre Kräfte. So sieht man sie z. E. oft klettern, ohne daß sie dabei irgendeine Absicht haben. Das Laufen ist eine gesunde Bewegung und roboriert den Körper. Das Springen, Heben, Tragen, die Schleuder, das Werfen nach dem Ziele, das Ringen, der Wettlauf und alle dergleichen Übungen sind sehr gut. Das Tanzen, sofern es kunstmäßig ist, scheint für eigentliche Kinder noch zu früh zu sein.

Die Übung im Werfen, teils weit zu werfen, teils auch zu treffen, hat auch die Übung der Sinne, besonders des Augenmaßes, mit zur Absicht. Das Ballspiel ist eines der besten Kinderspiele, weil auch noch das gesunde Laufen dazukömmt. Überhaupt sind diejenigen Spiele die besten, bei welchen neben den Exerzitien der Geschicklichkeit auch Übungen der Sinne hinzukommen, z. E. die Übung des Augenmaßes, über Weite, Größe und Proportion richtig zu urteilen, die Lage der Örter nach den Weltgegenden zu finden, wozu die Sonne behilflich sein muß usw., das alles sind gute Übungen. So ist auch die lokale Einbildungskraft, unter der man die Fertigkeit versteht, sich alles an den Örtern vorzustellen, an denen man es wirklich gesehen hat, etwas sehr Vorteilhaftes, z. B. das Vergnügen, sich aus einem Walde herauszufinden, und zwar dadurch, daß man sich die Bäume merkt, an denen man vorher vorbeigegan-

gen ist. So auch die *memoria localis*, daß man z. E. nicht nur wisse, in welchem Buche man etwas gelesen habe, sondern auch, wo es in demselben stehe. So hat der Musiker die Tasten im Kopfe, daß er nicht mehr erst nach ihnen sehen darf. Die Kultur des Gehörs der Kinder ist ebenso erforderlich, um durch dasselbe zu wissen, ob etwas weit oder nahe, und auf welcher Seite es sei.

Das Blindekuhspiel der Kinder war schon bei den Griechen bekannt, sie nannten es *μυΐνδα* a). Überhaupt sind Kinderspiele sehr allgemein. Diejenigen, die man in Deutschland hat, findet man auch in England, Frankreich usw. Es liegt bei ihnen ein gewisser Naturtrieb der Kinder zum Grunde; bei dem Blindekuhspielen z. E. zu sehen, wie sie sich helfen könnten, wenn sie eines Sinnes entbehren müßten. Der Kreisel ist ein besonderes Spiel; doch geben solche Kinderspiele Männern Stoff zum weiteren Nachdenken und bisweilen auch Anlaß zu wichtigen Erfindungen. So hat Segner eine Disputation vom Kreisel geschrieben, und einem englischen Schiffskapitän hat der Kreisel Gelegenheit gegeben, einen Spiegel zu erfinden, durch den man auf dem Schiffe die Höhe der Sterne messen kann.

Kinder haben gern Instrumente, die Lärm machen, z. B. Trompetchen, Trommelchen und dergl. Solche taugen aber nichts, weil sie andern dadurch lästig werden. Dergleichen wäre indessen schon besser, wenn sie sich selbst ein Rohr so schneiden lernten, daß sie darauf blasen könnten.

Die Schaukel ist auch eine gute Bewegung; selbst Erwachsene brauchen sie zur Gesundheit; nur bedürfen die Kinder dabei der Aufsicht, weil die Bewegung sehr geschwinde werden kann. Der Papierdrache ist ebenfalls ein tadelloses Spiel. Es kultiviert die Geschicklichkeit, indem es auf eine gewisse Stellung dabei in Absicht des Windes ankommt, wenn er recht hoch steigen soll.

Diesen Spielen zugut versagt sich der Knabe andere Bedürfnisse und lernt so allmählich auch etwas anderes und mehr entbehren. Zudem wird er dadurch an fortdauernde Beschäftigung gewöhnt; aber eben daher darf es hier auch nicht bloßes Spiel, sondern es muß Spiel mit Absicht und Endzweck sein. Denn je mehr auf diese Weise sein Körper gestärkt und abgehärtet wird, um so sicherer ist er vor den verderblichen Folgen

a) myinda eigentl. = Blinzeln.

der Verzärtelung. Auch die Gymnastik soll die Natur nur lenken, darf also nicht gezwungene Zierlichkeit veranlassen. Disziplin muß zuerst eintreten, nicht aber Information. Hier ist nun aber darauf zu sehen, daß man die Kinder bei der Kultur ihres Körpers auch für die Gesellschaft bilde. Rousseau sagt: „Ihr werdet niemals einen tüchtigen Mann bilden, wenn ihr nicht vorher einen Gassenjungen habt!" Es kann eher aus einem muntern Knaben ein guter Mensch werden, als aus einem naseweisen, klug tuenden Burschen. Das Kind muß in Gesellschaften nur nicht lästig sein, es muß sich aber auch nicht einschmeicheln. Es muß auf die Einladung anderer zutraulich sein ohne Zudringlichkeit; freimütig ohne Dummdreistigkeit. Das Mittel dazu ist: man verderbe nur nichts, man bringe ihm nicht Begriffe von Anstand bei, durch die es nur schüchtern und menschenscheu gemacht oder auf der andern Seite auf die Idee gebracht wird, sich geltend machen zu wollen. Nichts ist lächerlicher als altkluge Sittsamkeit oder naseweiser Eigendünkel des Kindes. Im letzten Falle müssen wir um so mehr das Kind seine Schwächen, aber doch auch nicht zu sehr unsere Überlegenheit und Herrschaft empfinden lassen, damit es sich zwar aus sich selbst ausbilde, aber nur als in der Gesellschaft, wo die Welt zwar groß genug für dasselbe, aber auch für andere sein muß.

Toby sagt im Tristram Shandy[a]) zu einer Fliege, die ihn lange beunruhigt hatte, indem er sie zum Fenster hinausläßt: „Gehe du böses Tier, die Welt ist groß genug für mich und dich!" Und dies könnte jeder zu seinem Wahlspruche machen. Wir dürfen uns nicht einander lästig werden; die Welt ist groß genug für uns alle.

Wir kommen jetzt zur Kultur der Seele, die man gewissermaßen auch physisch nennen kann. Man muß aber Natur und Freiheit voneinander unterscheiden. Der Freiheit Gesetze geben, ist ganz etwas anderes, als die Natur bilden. Die Natur des Körpers und der Seele kommt doch darin überein, daß man ein Verderbnis bei ihrer beiderseitigen Bildung abzuhalten sucht, und daß die Kunst dann noch etwas bei jenem, wie bei dieser hinzusetzt. Man kann die Bildung der Seele also gewis-

a) Dem bekannten humoristischen Roman von Sterne.

sermaßen ebenso gut physisch nennen als die Bildung des Körpers.

Diese physische Bildung des Geistes unterscheidet sich aber von der moralischen darin, daß diese nur auf die Freiheit, jene nur auf die Natur abzielt. Ein Mensch kann physisch sehr kultiviert sein; er kann einen sehr ausgebildeten Geist haben, aber dabei schlecht moralisch kultiviert, doch dabei ein böses Geschöpf sein.

Die physische Kultur aber muß von der praktischen unterschieden werden, welche letztere pragmatisch oder moralisch ist. Im letztern Falle ist es die Moralisierung, nicht Kultivierung.

Die physische Kultur des Geistes teilen wir ein in die freie und die scholastische. Die freie ist gleichsam nur ein Spiel, die scholastische dagegen macht ein Geschäfte aus; die freie ist die, die immer bei dem Zöglinge beobachtet werden muß, bei der scholastischen aber wird der Zögling wie unter dem Zwange betrachtet. Man kann beschäftigt sein im Spiele, das nennt man in der Muße beschäftigt sein; aber man kann auch beschäftigt sein im Zwange, und das nennt man arbeiten. Die scholastische Bildung soll für das Kind Arbeit, die freie soll Spiel sein.

Man hat verschiedene Erziehungsplane entworfen, um, welches auch sehr löblich ist, zu versuchen, welche Methode bei der Erziehung die beste sei. Man ist unter anderem auch darauf verfallen, die Kinder alles wie im Spiele lernen zu lassen. Lichtenberg hält sich in einem Stücke des Göttingischen Magazins über den Wahn auf, nach welchem man aus den Knaben, die doch schon frühzeitig zu Geschäften gewöhnt werden sollten, weil sie einmal in ein geschäftiges Leben eintreten müssen, alles spielweise zu machen sucht. Dieses tut eine ganz verkehrte Wirkung. Das Kind soll spielen, es soll Erholungsstunden haben; aber es muß auch arbeiten lernen. Die Kultur seiner Geschicklichkeit ist freilich aber auch gut, wie die Kultur des Geistes; aber beide Arten der Kultur müssen zu verschiedenen Zeiten ausgeübt werden. Es ist ohnedies schon ein besonderes Unglück für den Menschen, daß er so sehr zur Untätigkeit geneigt ist. Je mehr ein Mensch gefaulenzt hat, desto schwerer entschließt er sich dazu zu arbeiten.

Bei der Arbeit ist die Beschäftigung nicht an sich selbst angenehm, sondern man unternimmt sie einer andern Absicht

wegen. Die Beschäftigung bei dem Spiele dagegen ist an sich angenehm, ohne weiter irgendeinen Zweck dabei zu beabsichtigen. Wenn man spazieren geht, so ist das Spazierengehen selbst die Absicht, und je länger also der Gang ist, desto angenehmer ist er uns. Wenn wir aber irgend wohin gehen, so ist die Gesellschaft, die sich an dem Orte befindet, oder sonst etwas die Absicht unseres Ganges, und wir wählen gerne den kürzesten Weg. So ist es auch mit dem Kartenspiele. Es ist wirklich besonders, wenn man sieht, wie vernünftige Männer oft stundenlang zu sitzen und Karten zu mischen imstande sind. Da ergibt es sich, daß die Menschen nicht so leicht aufhören, Kinder zu sein. Denn was ist jenes Spiel besser als das Ballspiel der Kinder? Nicht daß die Erwachsenen gerade auf dem Stocke reiten, aber sie reiten doch auf andern Steckenpferden.

Es ist von der größesten Wichtigkeit, daß Kinder arbeiten lernen. Der Mensch ist das einzige Tier, das arbeiten muß. Durch viele Vorbereitungen muß er erst dahin kommen, daß er etwas zu seinem Unterhalte genießen kann. Die Frage: ob der Himmel nicht gütiger für uns würde gesorgt haben, wenn er uns alles schon bereitet hätte vorfinden lassen, so daß wir gar nicht arbeiten dürften, ist gewiß mit Nein zu beantworten; denn der Mensch verlangt Geschäfte, auch solche, die einen gewissen Zwang mit sich führen. Ebenso falsch ist die Vorstellung, daß, wenn Adam und Eva nur im Paradiese geblieben wären, sie da nichts würden getan, als zusammengesessen, arkadische Lieder gesungen und die Schönheit der Natur betrachtet haben. Die Langeweile würde sie gewiß ebenso gut als andere Menschen in einer ähnlichen Lage gemartert haben.

Der Mensch muß auf eine solche Weise okkupiert sein, daß er mit dem Zwecke, den er vor Augen hat, in der Art erfüllt ist, daß er sich gar nicht fühlt, und die beste Ruhe für ihn ist die nach der Arbeit. Das Kind muß also zum Arbeiten gewöhnt werden. Und wo anders soll die Neigung zur Arbeit kultiviert werden, als in der Schule? Die Schule ist eine zwangsmäßige Kultur. Es ist äußerst schädlich, wenn man das Kind dazu gewöhnt, alles als Spiel zu betrachten. Es muß Zeit haben, sich zu erholen, aber es muß auch eine Zeit für dasselbe sein, in der es arbeitet. Wenn auch das Kind es nicht gleich einsieht, wozu dieser Zwang nütze, so wird es doch in Zukunft den großen Nutzen davon gewahr werden. Es würde überhaupt nur den Vorwitz der Kinder sehr verwöhnen, wenn

man ihre Frage, wozu ist das? und wozu das? immer beantworten wollte. Zwangmäßig muß die Erziehung sein; aber sklavisch darf sie deshalb nicht sein.

Was die freie Kultur der Gemütskräfte anbetrifft, so ist zu bemerken, daß sie immer fortgeht. Sie muß eigentlich die obern Kräfte betreffen. Die untern werden immer nebenbei kultiviert, aber nur in Rücksicht auf die obern; der Witz z. E. in Rücksicht auf den Verstand. Die Hauptregel hiebei ist, daß keine Gemütskraft einzeln für sich, sondern jede nur in Beziehung auf die andere müsse kultiviert werden; z. E. die Einbildungskraft nur zum Vorteile des Verstandes.

Die untern Kräfte haben für sich allein keinen Wert, z. B. ein Mensch, der viel Gedächtnis, aber keine Beurteilungskraft hat. Ein solcher ist dann ein lebendiges Lexikon. Auch solche Lastesel des Parnasses sind nötig, die, wenn sie gleich selbst nichts Gescheutes leisten können, doch Materialien herbeischleppen, damit andere etwas Gutes daraus zustande bringen können. — Witz gibt lauter Albernheiten, wenn die Urteilskraft nicht hinzukommt. Verstand ist die Erkenntnis des Allgemeinen. Urteilskraft ist die Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere. Vernunft ist das Vermögen, die Verknüpfung des Allgemeinen mit dem Besondern einzusehen. Diese freie Kultur geht ihren Gang fort von Kindheit auf bis zu der Zeit, da der Jüngling aller Erziehung entlassen wird. Wenn ein Jüngling z. E. eine allgemeine Regel anführt, so kann man ihn[a]) Fälle aus der Geschichte, Fabeln, in die diese Regel verkleidet ist, Stellen aus Dichtern, wo sie schon ausgedrückt ist, anführen lassen, und so ihm Anlaß geben, seinen Witz, sein Gedächtnis usw. zu üben.

Der Ausspruch *tantum scimus, quantum memoria tenemus*[b]), hat freilich seine Richtigkeit, und daher ist die Kultur des Gedächtnisses sehr notwendig. Alle Dinge sind so beschaffen, daß der Verstand erst den sinnlichen Eindrücken folgt, und das Gedächtnis diese aufbehalten muß. So z. E. verhält es sich bei den S p r a c h e n. Man kann sie entweder durch förmliches Memorieren oder durch den Umgang lernen, und diese letztere ist bei lebenden Sprachen die beste Methode. Das Vokabelnlernen ist wirklich nötig, aber am besten tut man

a) Orig.: „ihm", verb. Schubert.
b) = Wir wissen soviel, als wir im Gedächtnis behalten.

wohl, wenn man diejenigen Wörter lernen läßt, die bei dem Autor, den man mit der Jugend gerade liest, vorkommen. Die Jugend muß ihr gewisses und bestimmtes Pensum haben. So lernt man auch die Geographie durch einen gewissen Mechanismus am besten. Das Gedächtnis vorzüglich liebt diesen Mechanismus, und in einer Menge von Fällen ist er auch sehr nützlich. Für die Geschichte ist bis jetzt noch kein recht geschickter Mechanismus erfunden worden; man hat es zwar mit Tabellen versucht, doch scheint es auch mit denen nicht recht gehen zu wollen. Geschichte aber ist ein treffliches Mittel, den Verstand in der Beurteilung zu üben. Das Memorieren ist sehr nötig: aber das zur bloßen Übung taugt gar nichts, z. E. daß man Reden auswendig lernen läßt. Allenfalls hilft es bloß zur Beförderung der Dreistigkeit, und das Deklamieren ist überdem nur eine Sache für Männer. Hierher gehören auch alle Dinge, die man bloß zu einem künftigen Examen oder in Rücksicht auf die *futuram oblivionem* a) lernt. Man muß das Gedächtnis nur mit solchen Dingen beschäftigen, an denen uns gelegen ist, daß wir sie behalten, und die auf das wirkliche Leben Beziehung haben. Am schädlichsten ist das Romanenlesen der Kinder, da sie nämlich weiter keinen Gebrauch davon machen, als daß sie ihnen in dem Augenblicke, indem sie sie lesen, zur Unterhaltung dienen. Das Romanenlesen schwächt das Gedächtnis. Denn es wäre lächerlich, Romane behalten und sie andern wieder erzählen zu wollen. Man muß daher Kindern alle Romane aus den Händen nehmen. Indem sie sie lesen, bilden sie sich in dem Romane wieder einen neuen Roman, da sie die Umstände sich selbst anders ausbilden, herumschwärmen und gedankenlos dasitzen.

Zerstreuungen müssen nie, am wenigsten in der Schule gelitten werden, denn sie bringen endlich einen gewissen Hang dazu, eine gewisse Gewohnheit hervor. Auch die schönsten Talente gehen bei einem, der der Zerstreuung ergeben ist, zugrunde. Wenn Kinder sich gleich bei Vergnügungen zerstreuen, so sammeln sie sich doch bald wieder: man sieht sie aber am meisten zerstreut, wenn sie schlimme Streiche im Kopfe haben; denn da sinnen sie, wie sie sie verbergen oder wieder gutmachen können. Sie hören dann alles nur halb, antworten verkehrt, wissen nicht, was sie lesen usw.

a) = das künftige Vergessen.

Das Gedächtnis muß man frühe, aber auch nebenher gleich den Verstand kultivieren.

Das Gedächtnis wird kultiviert 1. durch das Behalten der Namen in Erzählungen; 2. durch das Lesen und Schreiben; jenes aber muß aus dem Kopfe geübt werden und nicht durch das Buchstabieren; 3. durch Sprachen, die den Kindern zuerst durchs Hören, bevor sie noch etwas lesen, müssen beigebracht werden. Dann tut ein zweckmäßig eingerichteter, sogenannter *orbis pictus* seine guten Dienste, und man kann mit dem Botanisieren, mit der Mineralogie und der Naturbeschreibung überhaupt den Anfang machen. Von diesen Gegenständen einen Abriß zu machen, das gibt dann Veranlassung zum Zeichnen und Modellieren, wozu es der Mathematik bedarf. Der erste wissenschaftliche Unterricht bezieht sich am vorteilhaftesten auf die Geographie, die mathematische sowohl als die physikalische. Reiseerzählungen, durch Kupfer und Karten erläutert, führen dann zu der politischen Geographie. Von dem gegenwärtigen Zustande der Erdoberfläche geht man dann auf den ehemaligen zurück, gelangt zur alten Erdbeschreibung, alten Geschichte usw.

Bei dem Kinde aber muß man im Unterrichte allmählich das Wissen und Können zu verbinden suchen. Unter allen Wissenschaften scheint die Mathematik die einzige der Art zu sein, die diesen Endzweck am besten befriedigt. Ferner muß das Wissen und Sprechen verbunden werden (Beredtheit, Wohlredenheit und Beredsamkeit). Aber es muß auch das Kind das Wissen sehr wohl vom bloßen Meinen und Glauben unterscheiden lernen. In der Art bereitet man einen richtigen Verstand vor und einen richtigen, nicht feinen oder zarten Geschmack. Dieser muß zuerst Geschmack der Sinne, namentlich der Augen, zuletzt aber Geschmack der Ideen sein. —

Regeln müssen in alle dem vorkommen, was den Verstand kultivieren soll. Es ist sehr nützlich, die Regeln auch zu abstrahieren, damit der Verstand nicht bloß mechanisch, sondern mit dem Bewußtsein einer Regel verfahre.

Es ist auch sehr gut, die Regeln in eine gewisse Formel zu bringen und so dem Gedächtnisse anzuvertrauen. Haben wir die Regel im Gedächtnisse und vergessen auch den Gebrauch, so finden wir uns doch bald wieder zurecht. Es ist hier die Frage: Sollen die Regeln erst *in abstracto* vorangehen, und sollen Regeln erst nachher gelernt werden, wenn man den Ge-

brauch vollendet hat? oder soll Regel und Gebrauch gleichen Schrittes gehen? Dies letzte ist allein ratsam. In dem andern Falle ist der Gebrauch so lange, bis man zu den Regeln gelangt, sehr unsicher. Die Regeln müssen gelegentlich aber auch in Klassen gebracht werden; denn man behält sie nicht, wenn sie nicht in Verbindung mit sich selbst stehen. Die Grammatik muß also bei Sprachen immer in etwas vorausgehen.

Wir müssen nun aber auch einen systematischen Begriff von dem ganzen Zwecke der Erziehung und der Art, wie er zu erreichen ist, geben.

1. Die allgemeine Kultur der Gemütskräfte, unterschieden von der besondern. Sie geht auf Geschick und Vervollkommnung, nicht daß man den Zögling besonders worin informiere, sondern seine Gemütskräfte stärke. Sie ist

a) entweder physisch. Hier beruht alles auf Übung und Disziplin, ohne daß die Kinder Maximen kennen dürfen. Sie ist passiv für den Lehrling; er muß der Leitung eines andern folgsam sein. Andere denken für ihn.

b) oder moralisch. Sie beruht dann nicht auf Disziplin, sondern auf Maximen. Alles wird verdorben, wenn man sie auf Exempel, Drohungen, Strafen usw. gründen will. Sie wäre dann bloß Disziplin. Man muß dahin sehen, daß der Zögling aus eigenen Maximen, nicht aus Gewohnheit gut handle, daß er nicht bloß das Gute tue, sondern es darum tue, weil es gut ist. Denn der ganze moralische Wert der Handlungen besteht in den Maximen des Guten. Die physische Erziehung unterscheidet sich darin von der moralischen, daß jene passiv für den Zögling, diese aber tätig ist. Er muß jederzeit den Grund und die Ableitung der Handlung von den Begriffen der Pflicht einsehen.

2. Die besondere Kultur der Gemütskräfte. Hier kommt vor die Kultur des Erkenntnisvermögens, der Sinne, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses, der Stärke der Aufmerksamkeit und des Witzes, was also die untern Kräfte des Verstandes betrifft. Von der Kultur der Sinne, z. E. des Augenmaßes, ist schon oben geredet worden. Was die Kultur der Einbildungskraft anlangt, so ist folgendes zu merken. Kinder haben eine ungemein starke Einbildungskraft, und sie braucht

gar nicht erst durch Märchen mehr gespannt und extendiert zu werden. Sie muß vielmehr gezügelt und unter Regeln gebracht werden; aber doch muß man sie nicht ganz unbeschäftigt lassen.

Landkarten haben etwas an sich, das alle, auch die kleinsten Kinder reizt. Wenn sie alles andere überdrüssig sind, so lernen sie doch noch etwas, wobei man Landkarten braucht. Und dieses ist eine gute Unterhaltung für Kinder, wobei ihre Einbildungskraft nicht schwärmen kann, sondern sich gleichsam an eine gewisse Figur halten muß. Man könnte bei den Kindern wirklich mit der Geographie den Anfang machen. Figuren von Tieren, Gewächsen usw. können damit zu gleicher Zeit verbunden werden; diese müssen die Geographie beleben. Die Geschichte aber müßte wohl erst später eintreten.

Was die Stärkung der Aufmerksamkeit betrifft, so ist zu bemerken, daß diese allgemein gestärkt werden muß. Eine starre Anheftung unserer Gedanken an ein Objekt ist nicht sowohl ein Talent, als vielmehr eine Schwäche unseres innern Sinnes, da er in diesem Falle unbiegsam ist und sich nicht nach Gefallen anwenden läßt. Zerstreuung ist der Feind aller Erziehung. Das Gedächtnis aber beruht auf der Aufmerksamkeit.

Was aber die obern Verstandeskräfte betrifft so kommt hier vor die Kultur des Verstandes, der Urteilskraft und der Vernunft. Den Verstand kann man im Anfange gewissermaßen auch passiv bilden durch Anführung von Beispielen für die Regel, oder umgekehrt durch Auffindung der Regel für die einzelnen Fälle. Die Urteilskraft zeigt, welcher Gebrauch von dem Verstande zu machen ist. Er ist erforderlich, um, was man lernt oder spricht, zu verstehen, und um nichts, ohne es zu verstehen, nachzusagen. Wie mancher liest und hört etwas, ohne es, wenn er es auch glaubt, zu verstehen. Dazu gehören Bilder und Sachen.

Durch die Vernunft sieht man die Gründe ein. Aber man muß bedenken, daß hier von einer Vernunft die Rede ist, die noch geleitet wird. Sie muß also nicht immer räsonieren wollen; aber es muß auch ihr über das, was die Begriffe übersteigt, nicht viel vorräsoniert werden. Noch gilt es hier nicht die spekulative Vernunft, sondern die Reflexion über das, was vorgeht, nach seinen Ursachen und Wirkungen. Es ist eine in ihrer Wirtschaft und Einrichtung praktische Vernunft.

Die Gemütskräfte werden am besten dadurch kultiviert, wenn man das alles selbst tut, was man leisten will, z. E. wenn man die grammatische Regel, die man gelernt hat, gleich in Ausübung bringt. Man versteht eine Landkarte am besten, wenn man sie selbst verfertigen kann. Das Verstehen hat zum größesten Hilfsmittel das Hervorbringen. Man lernt das am gründlichsten und behält das am besten, was man gleichsam aus sich selbst lernt. Nur wenige Menschen indessen sind das imstande. Man nennt sie (*αὐτοδίδακτοι*) Autodidakten.

Bei der Ausbildung der Vernunft muß man sokratisch verfahren. Sokrates nämlich, der sich die Hebamme der Kenntnisse seiner Zuhörer nannte, gibt in seinen Dialogen, die uns Plato gewissermaßen aufbehalten hat, Beispiele, wie man selbst bei alten Leuten manches aus ihrer eignen Vernunft hervorziehen kann. Vernunft braucht in vielen Stücken nicht von Kindern ausgeübt zu werden. Sie müssen nicht über alles vernünfteln. Von dem, was sie wohlgezogen machen soll, brauchen sie nicht die Gründe zu wissen; sobald es aber die Pflicht betrifft, so müssen ihnen dieselben bekannt gemacht werden. Doch muß man überhaupt dahin sehen, daß man nicht Vernunfterkenntnisse in sie hineintrage, sondern dieselben aus ihnen heraushole. Die sokratische Methode sollte bei der katechetischen die Regel ausmachen. Sie ist freilich etwas langsam, und es ist schwer, es so einzurichten, daß, indem man aus dem einen die Erkenntnisse herausholt, die andern auch etwas dabei lernen. Die mechanisch-katechetische Methode ist bei manchen Wissenschaften auch gut; z. E. bei dem Vortrage der geoffenbarten Religion. Bei der allgemeinen Religion hingegen muß man die sokratische Methode benutzen. In Ansehung dessen nämlich, was historisch gelernt werden muß, empfiehlt sich die mechanisch-katechetische Methode vorzüglich.

Es gehört hieher auch die Bildung des Gefühls der Lust oder Unlust. Sie muß negativ sein, das Gefühl selbst aber nicht verzärtelt werden. Hang zur Gemächlichkeit ist für den Menschen schlimmer als alle Übel des Lebens. Es ist daher äußerst wichtig, daß Kinder von Jugend auf arbeiten lernen. Kinder, wenn sie nur noch nicht verzärtelt sind, lieben wirklich Vergnügungen, die mit Strapazen verknüpft, Beschäftigungen, zu denen Kräfte erforderlich sind. In Ansehung dessen, was sie genießen, muß man sie nicht leckerhaft machen und sie nicht wählen lassen. Gemeinhin verziehen die Mütter ihre Kinder

hierin und verzärteln sie überhaupt. Und doch bemerkt man, daß die Kinder, vorzüglich die Söhne, die Väter mehr als die Mütter lieben. Dies kömmt wohl daher, die Mütter lassen sie gar nicht herumspringen, herumlaufen u. dergl. aus Furcht, daß sie Schaden nehmen möchten. Der Vater, der sie schilt, auch wohl schlägt, wenn sie ungezogen gewesen sind, führt sie dagegen auch bisweilen ins Feld und läßt sie da recht jungenmäßig herumlaufen, spielen und fröhlich sein.

Man glaubt, die Geduld der Kinder dadurch zu üben, daß man sie lange auf etwas warten läßt. Dies dürfte indessen eben nicht nötig sein. Wohl aber brauchen sie Geduld in Krankheiten u. dergl. Die Geduld ist zwiefach. Sie besteht entweder darin, daß man alle Hoffnung aufgibt, oder darin, daß man neuen Mut faßt. Das erstere ist nicht nötig, wenn man immer nur das Mögliche verlangt, und das letztere darf man immer, wenn man nur, was recht ist, begehrt. In Krankheiten aber verschlimmert die Hoffnungslosigkeit ebensoviel, als der gute Mut zu verbessern imstande ist. Wer diesen aber, in Beziehung auf seinen physischen oder moralischen Zustand, noch zu fassen vermag, der gibt auch die Hoffnung nicht auf.

Kinder müssen auch nicht schüchtern gemacht werden. Das geschieht vornehmlich dadurch, wenn man gegen sie mit Scheltworten ausfährt und sie öfter beschämt. Hieher gehört besonders der Zuruf vieler Eltern: Pfui, schäme dich! Es ist gar nicht abzusehen, worüber die Kinder sich eigentlich sollten zu schämen haben, wenn sie z. E. den Finger in den Mund stecken u. dergl. Es ist nicht Gebrauch, nicht Sitte! das kann man ihnen sagen; aber nie muß man ihnen ein „pfui, schäme dich!" zurufen, als nur in dem Falle, daß sie lügen. Die Natur hat dem Menschen die Schamhaftigkeit gegeben, damit er sich, sobald er lügt, verrate. Reden daher Eltern nie den Kindern von Scham vor, als wenn sie lügen, so behalten sie diese Schamröte in betreff des Lügens für ihre Lebenszeit. Wenn sie aber ohne Aufhören beschämt werden, so gründet das eine Schüchternheit, die ihnen weiterhin unabänderlich anklebt.

Der Wille der Kinder muß, wie schon oben gesagt, nicht gebrochen, sondern nur in der Art gelenkt werden, daß er den natürlichen Hindernissen nachgebe. Im Anfange muß das Kind freilich blindlings gehorchen. Es ist unnatürlich, daß das Kind durch sein Geschrei kommandiere und der Starke einem Schwachen gehorche. Man muß daher nie den Kindern, auch in der

ersten Jugend, auf ihr Geschrei willfahren und sie dadurch etwas erzwingen lassen. Gemeinhin versehen es die Eltern hierin und wollen es durchaus nachher wieder gutmachen, daß sie den Kindern in späterer Zeit wieder alles, um das sie bitten, abschlagen. Dies ist aber sehr verkehrt, ihnen ohne Ursache abzuschlagen, was sie von der Güte der Eltern erwarten, bloß um ihnen Widerstand zu tun und sie, die Schwächeren, die Übermacht der Eltern fühlen zu lassen.

Kinder werden verzogen, wenn man ihren Willen erfüllt, und ganz falsch erzogen, wenn man ihrem Willen und ihren Wünschen gerade entgegen handelt. Jenes geschieht gemeinhin so lange, als sie ein Spielwerk der Eltern sind, vornehmlich in der Zeit, wo sie zu sprechen beginnen. Aus dem Verziehen aber entspringt ein gar großer Schade für das ganze Leben. Bei dem Entgegenhandeln gegen den Willen der Kinder verhindert man sie zugleich zwar daran, ihren Unwillen zu zeigen, was freilich geschehen muß, desto mehr aber toben sie innerlich. Die Art, nach der sie sich jetzt verhalten sollen, haben sie noch nicht kennen gelernt. Die Regel, die man also bei Kindern von Jugend auf beobachten muß, ist diese, daß man, wenn sie schreien und man glaubt, daß ihnen etwas schade, ihnen zu Hilfe komme, daß man aber, wenn sie es aus bloßem Unwillen tun, sie liegen lasse. Und ein gleiches Verfahren muß auch nachher unablässig eintreten. Der Widerstand, den das Kind in diesem Falle findet, ist ganz natürlich, und ist eigentlich negativ, indem man ihm nur nicht willfahrt. Manche Kinder erhalten dagegen wieder alles von den Eltern, was sie nur verlangen, wenn sie sich aufs Bitten legen. Wenn man die Kinder alles durch Schreien erhalten läßt, so werden sie boshaft, erhalten sie aber alles durch Bitten, so werden sie weichlich. Findet daher keine erhebliche Ursache des Gegenteils statt, so muß man die Bitte des Kindes erfüllen. Findet man aber Ursache, sie nicht zu erfüllen, so muß man sich auch nicht durch vieles Bitten bewegen lassen. Eine jede abschlägige Antwort muß unwiderruflich sein. Sie hat dann zunächst den Effekt, daß man nicht öfter abschlagen darf.

Gesetzt es wäre, was man doch nur äußerst selten annehmen kann, bei dem Kinde natürliche Anlage zum Eigensinne vorhanden, so ist es am besten, in der Art zu verfahren, daß, wenn es uns nichts zu Gefallen tut, wir auch ihm wieder nichts zu Gefallen tun. — Brechung des Willens bringt eine skla-

vische Denkungsart, natürlicher Widerstand dagegen Lenksamkeit zuwege.

a) Die moralische Kultur muß sich gründen auf Maximen, nicht auf Disziplin. Diese verhindert die Unarten, jene bildet die Denkungsart. Man muß dahin sehen, daß das Kind sich gewöhne, nach Maximen, und nicht nach gewissen Triebfedern zu handeln. Durch Disziplin bleibt nur eine Angewohnheit übrig, die doch auch mit den Jahren verlöscht. Nach Maximen soll das Kind handeln lernen, deren Billigkeit es selbst einsieht. Daß dies bei jungen Kindern schwer zu bewirken, und die moralische Bildung daher auch die meisten Einsichten von seiten der Eltern und der Lehrer erfordern, sieht man leicht ein.

Wenn das Kind z. E. lügt, muß man es nicht bestrafen, sondern ihm mit Verachtung begegnen, ihm sagen, daß man ihm in Zukunft nicht glauben werde, u. dergl. Bestraft man das Kind aber, wenn es Böses tut, und belohnt es, wenn es Gutes tut, so tut es Gutes, um es gut zu haben. Kommt es nachher in die Welt, wo es nicht so zugeht, wo es Gutes tun kann, ohne eine Belohnung, und Böses, ohne Strafe zu empfangen, so wird aus ihm ein Mensch, der nur sieht, wie er gut in der Welt fortkommen kann, und gut oder böse ist, je nachdem er es am zuträglichsten findet. —

Die Maximen müssen aus dem Menschen selbst entstehen. Bei der moralischen Kultur soll man schon frühe den Kindern Begriffe beizubringen suchen von dem, was gut oder böse ist. Wenn man Moralität gründen will, so muß man nicht strafen. Moralität ist etwas so Heiliges und Erhabenes, daß man sie nicht so wegwerfen und mit Disziplin in einen Rang setzen darf. Die erste Bemühung bei der moralischen Erziehung ist, einen Charakter zu gründen. Der Charakter besteht in der Fertigkeit, nach Maximen zu handeln. Im Anfange sind es Schulmaximen, und nachher Maximen der Menschheit. Im Anfange gehorcht das Kind Gesetzen. Maximen sind auch Gesetze, aber subjektive; sie entspringen aus dem eigenen Verstande des Menschen. Keine Übertretung des Schulgesetzes aber muß ungestraft hingehen, obwohl die Strafe immer der Übertretung angemessen sein muß.

Wenn man bei Kindern einen Charakter bilden will, so

a) Das Folgende gehört inhaltlich schon zur praktischen Erziehung (S. 237 ff.).

kömmt es viel darauf an, daß man ihnen in allen Dingen einen gewissen Plan, gewisse Gesetze bemerkbar mache, die auf das genaueste befolgt werden müssen. So setzt man ihnen z. E. eine Zeit zum Schlafe, zur Arbeit, zur Ergötzung fest, und diese man dann auch nicht verlängern oder verkürzen. Bei gleichgültigen Dingen kann man Kindern die Wahl lassen; nur müssen sie das, was sie sich einmal zum Gesetze gemacht haben, nachher immer befolgen. — Man muß bei Kindern aber nicht den Charakter eines Bürgers, sondern den Charakter eines Kindes bilden.

Menschen, die sich nicht gewisse Regeln vorgesetzt haben, sind unzuverlässig; man weiß sich oft nicht in sie zu finden, und man kann nie recht wissen, wie man mit ihnen daran ist. Zwar tadelt man Leute häufig, die immer nach Regeln handeln, z. E. den Mann, der nach der Uhr[a]) jeder Handlung eine gewisse Zeit festgesetzt hat; aber oft ist dieser Tadel unbillig, und diese Abgemessenheit, ob sie gleich nach Peinlichkeit aussieht, eine Disposition zum Charakter.

Zum Charakter eines Kindes, besonders eines Schülers, gehört vor allen Dingen Gehorsam. Dieser ist zwiefach, erstens ein Gehorsam gegen den absoluten, dann zweitens aber auch gegen den für vernünftig und gut erkannten Willen eines Führers. Der Gehorsam kann abgeleitet werden aus dem Zwange, und dann ist er absolut, oder aus dem Zutrauen, und dann ist er von der andern Art. Dieser freiwillige Gehorsam ist sehr wichtig; jener aber auch äußerst notwendig, indem er das Kind zur Erfüllung solcher Gesetze vorbereitet, die es künftighin als Bürger erfüllen muß, wenn sie ihm auch gleich nicht gefallen.

Kinder müssen daher unter einem gewissen Gesetze der Notwendigkeit stehen. Dieses Gesetz aber muß ein allgemeines sein, worauf man besonders in Schulen zu sehen hat. Der Lehrer muß unter mehreren Kindern keine Prädilektion, keine Liebe des Vorzuges gegen ein Kind besonders zeigen. Denn das Gesetz hört sonst auf, allgemein zu sein. Sobald das Kind sieht, daß sich nicht alle übrigen auch demselben Gesetze unterwerfen müssen, so wird es aufsätzig.

Man redet immer soviel davon, alles müsse den Kindern

a) Kant denkt hierbei wohl an seines Landsmannes und Freundes Hippels Lustspiel ‚Der Mann nach der Uhr'.

in der Art vorgestellt werden, daß sie es aus Neigung täten. In manchen Fällen ist das freilich gut, aber vieles muß man ihnen auch als Pflicht vorschreiben. Dieses hat nachher großen Nutzen für das ganze Leben. Denn bei öffentlichen Abgaben, bei Arbeiten des Amtes, und in vielen andern Fällen kann uns nur die Pflicht, nicht die Neigung leiten. Gesetzt, das Kind sähe die Pflicht auch nicht ein, so ist es doch so besser, und daß etwas seine Pflicht als Kind sei, sieht es doch wohl ein, schwerer aber, daß etwas seine Pflicht als Mensch sei. Könnte es dieses auch einsehen, welches aber erst bei zunehmenden Jahren möglich ist, wo wäre der Gehorsam noch vollkommener.

Alle Übertretung des Gebotes bei einem Kinde ist eine Ermangelung des Gehorsams, und diese zieht Strafe nach sich. Auch bei einer unachtsamen Übertretung des Gebots ist Strafe nicht unnötig. Diese Strafe ist entweder physisch oder moralisch.

Moralisch straft man, wenn man der Neigung, geehrt und geliebt zu werden, die Hilfsmittel der Moralität sind, Abbruch tut, z. E. wenn man das Kind beschämt, ihm frostig und kalt begegnet. Die Neigungen müssen so viel als möglich erhalten werden. Daher ist diese Art zu strafen die beste, weil sie der Moralität zu Hilfe kommt; z. E. wenn ein Kind lügt, so ist ein Blick der Verachtung Strafe genug und die zweckmäßigste Strafe.

Physische Strafen bestehen entweder in Verweigerungen des Begehrten oder in Zufügung der Strafen. Die erstere Art derselben ist mit der moralischen verwandt, und ist negativ. Die andern Strafen müssen mit Behutsamkeit ausgeübt werden, damit nicht eine *indoles servilis* a) entspringe. Daß man Kindern Belohnungen erteilt, taugt nicht; sie werden dadurch eigennützig, und es entspringt daraus eine *indoles mercenaria* a).

Der Gehorsam ist ferner entweder Gehorsam des Kindes oder des angehenden Jünglings. Bei der Übertretung desselben erfolgt Strafe. Diese ist entweder eine wirklich natürliche Strafe, die sich der Mensch selbst durch sein Betragen zuzieht, z. E. daß das Kind, wenn es zu viel ißt, krank wird, und diese Strafen sind die besten, denn der Mensch erfährt sie sein ganzes Leben hindurch, und nicht bloß als Kind; oder aber die Strafe ist künstlich. Die Neigung, geachtet und geliebt

a) = sklavenhafte bzw. nach Lohn handelnde Anlage.

zu werden, ist ein sicheres Mittel, die Züchtigungen in der Art einzurichten, daß sie dauerhaft sind. Physische Strafen müssen bloß Ergänzungen der Unzulänglichkeit der moralischen sein. Wenn moralische Strafen gar nicht mehr helfen, und man schreitet dann zu physischen fort, so wird durch diese doch kein guter Charakter mehr gebildet werden. Anfänglich aber muß der physische Zwang den Mangel der Überlegung der Kinder ersetzen.

Strafen, die mit dem Merkmale des Zornes verrichtet werden, wirken falsch. Kinder sehen sie dann nur als Folgen, sich selbst aber als Gegenstände des Affektes eines andern an. Überhaupt müssen Strafen den Kindern immer mit der Behutsamkeit zugefügt werden, daß sie sehen, daß bloß ihre Besserung der Endzweck derselben sei. Die Kinder, wenn sie gestraft sind, sich bedanken, sie die Hände küssen lassen u. dergl., ist töricht und macht die Kinder sklavisch. Wenn physische Strafen oft wiederholt werden, bilden sie einen Starrkopf, und strafen Eltern ihre Kinder des Eigensinnes wegen, so machen sie sie nur noch immer eigensinniger. — Das sind auch nicht immer die schlechtesten Menschen, die störrisch sind, sondern sie geben gütigen Vorstellungen öfters leicht nach.

Der Gehorsam des angehenden Jünglings ist unterschieden von dem Gehorsam des Kindes. Er besteht in der Unterwerfung unter die Regeln der Pflicht. Aus Pflicht etwas tun, heißt: der Vernunft gehorchen. Kindern etwas von Pflicht zu sagen, ist vergebliche Arbeit. Zuletzt sehen sie dieselbe als etwas an, auf dessen Übertretung die Rute folgt. Das Kind könnte durch bloße Instinkte geleitet werden; sobald es aber erwächst, muß der Begriff der Pflicht dazu treten. Auch die Scham muß nicht gebraucht werden bei Kindern, sondern erst in den Jünglingsjahren. Sie kann nämlich nur erst dann stattfinden, wenn der Ehrbegriff bereits Wurzel gefaßt hat.

Ein zweiter Hauptzug in der Gründung des Charakters der Kinder ist W a h r h a f t i g k e i t. Sie ist der Grundzug und das Wesentlichste eines Charakters. Ein Mensch, der lügt, hat gar keinen Charakter, und hat er etwas Gutes an sich, so rührt dies bloß von seinem Temperamente her. Manche Kinder haben einen Hang zum Lügen, der gar oft von einer lebhaften Einbildungskraft muß hergeleitet werden. Des Vaters Sache ist es, darauf zu sehen, daß sich die Kinder dessen entwöhnen; denn die Mütter achten es gemeiniglich für eine Sache von keiner

oder doch nur geringen Bedeutung; ja sie finden darin oft einen, ihnen selbst schmeichelhaften Beweis der vorzüglichen Anlagen und Fähigkeiten ihrer Kinder. Hier nun ist der Ort, von der Scham Gebrauch zu machen; denn hier begreift es das Kind wohl. Die Schamröte verrät uns, wenn wir lügen, aber ist nicht immer ein Beweis davon. Oft errötet man über die Unverschämtheit eines andern, uns einer Schuld zu zeihen. Unter keiner Bedingung muß man durch Strafen die Wahrheit von Kindern zu erzwingen suchen, ihre Lüge müßte denn gleich Nachteil nach sich ziehen, und dann werden sie des Nachteils wegen gestraft. Entziehung der Achtung ist die einzig zweckmäßige Strafe der Lüge.

Auch lassen sich die Strafen in negative und positive Strafen abteilen, deren erstere bei Faulheit oder Unsittlichkeit eintreten würden, z. E. bei der Lüge, bei Unwillfährigkeit und Unvertragsamkeit. Die positiven Strafen aber gelten für boshaften Unwillen. Vor allen Dingen aber muß man sich hüten, ja den Kindern nichts nachzutragen.

Ein dritter Zug im Charakter eines Kindes muß Geselligkeit sein. Es muß auch mit andern Freundschaft halten und nicht immer für sich alleine sein. Manche Lehrer sind zwar in Schulen dawider; das ist aber sehr unrecht. Kinder sollen sich vorbereiten zu dem süßesten Genusse des Lebens. Lehrer müssen aber keines derselben seiner Talente, sondern nur seines Charakters wegen vorziehen; denn sonst entsteht eine Mißgunst, die der Freundschaft zuwider ist.

Kinder müssen auch offenherzig sein und so heiter in ihren Blicken, wie die Sonne. Das fröhliche Herz allein ist fähig, Wohlgefallen am Guten zu empfinden. Eine Religion, die den Menschen finster macht, ist falsch; denn er muß Gott mit frohem Herzen und nicht aus Zwang dienen. Das fröhliche Herz muß nicht immer strenge im Schulzwange gehalten werden, denn in diesem Falle wird es bald niedergeschlagen. Wenn es Freiheit hat, so erholt es sich wieder. Dazu dienen gewisse Spiele, bei denen es Freiheit hat, und wo das Kind sich bemüht, immer dem andern etwas zuvor zu tun. Alsdann wird die Seele wieder heiter.

Viele Leute denken, ihre Jugendjahre seien die besten und die angenehmsten ihres Lebens gewesen. Aber dem ist wohl nicht so. Es sind die beschwerlichsten Jahre, weil man

da sehr unter der Zucht ist, selten einen eigentlichen Freund und noch seltener Freiheit haben kann. Schon Horaz sagt: *multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit* a). —

Kinder müssen nur in solchen Dingen unterrichtet werden, die sich für ihr Alter schicken. Manche Eltern freuen sich, wenn ihre Kinder frühzeitig altklug reden können. Aus solchen Kindern wird aber gemeiniglich nichts. Ein Kind muß nur klug sein wie ein Kind. Es muß kein blinder Nachäffer werden. Ein Kind aber, das mit altklugen Sittensprüchen versehen ist, ist ganz außer der Bestimmung seiner Jahre, und es äfft nach. Es soll nur den Verstand eines Kindes haben und sich nicht zu frühe sehen lassen. Ein solches Kind wird nie ein Mann von Einsichten und aufgeheitertem Verstande werden. Ebenso unausstehlich ist es, wenn ein Kind schon alle Moden mitmachen will, z. E. wenn es frisiert sein, Handkrausen, auch wohl gar eine Tabaksdose bei sich tragen will. Es bekommt dadurch ein affektiertes Wesen, das einem Kinde nicht ansteht. Eine gesittete Gesellschaft ist ihm eine Last, und das Wackere eines Mannes fehlt ihm am Ende gänzlich. Eben daher muß man denn aber auch der Eitelkeit frühzeitig in ihm entgegenarbeiten, oder richtiger gesagt, ihm nicht Veranlassung geben, eitel zu werden. Das geschieht aber, wenn man Kindern schon frühe davon vorschwatzt, wie schön sie sind, wie allerliebst ihnen dieser oder jener Putz stehe, oder wenn man ihnen diesen als Belohnung verspricht und erteilt. Putz taugt für Kinder nicht. Ihre reinliche und schlichte Bekleidung müssen sie nur als Notdurft erhalten. Aber auch die Eltern müssen für sich keinen Wert darauf setzen, sich nicht spiegeln, denn hier, wie überall, ist das Beispiel allmächtig und befestigt oder vernichtet die gute Lehre.

Von der praktischen Erziehung.

Zu der praktischen Erziehung gehört 1. Geschicklichkeit, 2. Weltklugheit, 3. Sittlichkeit. Was die Geschicklichkeit anbetrifft, so muß man darauf sehen, daß sie gründlich und

a) Zu deutsch: Vieles hat ein Knabe ertragen und getan: geschwitzt und gefroren. Kant hat offenbar auch keine frohe Kinderzeit erlebt.

nicht flüchtig sei. Man muß nicht den Schein annehmen, als hätte man Kenntnisse von Dingen, die man doch nachher nicht zustande bringen kann. Die Gründlichkeit muß in der Geschicklichkeit stattfinden und allmählich zur Gewohnheit in der Denkungsart werden. Sie ist das Wesentliche zu dem Charakter eines Mannes. Geschicklichkeit gehört für das Talent.

Was die Weltklugheit betrifft, so besteht sie in der Kunst, unsere Geschicklichkeit an den Mann zu bringen, d. h. wie man die Menschen zu seiner Absicht gebrauchen kann. Dazu ist mancherlei nötig. Eigentlich ist es das Letzte am Menschen; dem Werte nach aber nimmt es die zweite Stelle ein.

Wenn das Kind der Weltklugheit überlassen werden soll, so muß es sich verhehlen und undurchdringlich machen, den andern aber durchforschen können. Vorzüglich muß es sich in Ansehung seines Charakters verhehlen. Die Kunst des äußeren Scheines ist der Anstand. Und diese Kunst muß man besitzen. Andere zu durchforschen ist schwer; aber man muß diese Kunst notwendig verstehen, sich selbst dagegen undurchdringlich machen. Dazu gehört das Dissimulieren, d. h. die Zurückhaltung seiner Fehler, und jener äußere Schein. Das Dissimulieren ist nicht allemal Verstellung und kann bisweilen erlaubt sein, aber es grenzt doch nahe an Unlauterkeit. Die Verhehlung ist ein trostloses Mittel. Zur Weltklugheit gehört, daß man nicht gleich auffahre; man muß aber auch nicht gar zu lässig sein. Wacker ist noch unterschieden von heftig. Ein Wackerer (*strenuus*) ist der, der Lust zum Wollen hat. Dieses gehört zur Mäßigung des Affektes. Die Weltklugheit ist für das Temperament.

Sittlichkeit ist für den Charakter. *Sustine et abstine* ist die Vorbereitung zu einer weisen Mäßigkeit. Wenn man einen guten Charakter bilden will, so muß man erst die Leidenschaften wegräumen. Der Mensch muß sich in betreff seiner Neigungen so gewöhnen, daß sie nicht zu Leidenschaften werden; sondern er muß lernen, etwas zu entbehren, wenn es ihm abgeschlagen wird. *Sustine* heißt: erdulde, und gewöhne dich zu ertragen!

Es wird Mut und Neigung erfordert, wenn man etwas entbehren lernen will. Man muß abschlägige Antworten, Widerstand usw. gewohnt werden.

Zum Temperamente gehört Sympathie. Eine sehnsuchtsvolle, schmachtende Teilnehmung muß bei Kindern verhütet

werden. Teilnehmung ist wirklich Empfindsamkeit; sie stimmt nur mit einem solchen Charakter überein, der empfindsam ist. Sie ist noch vom Mitleiden unterschieden, und ein Übel, das darin besteht, eine Sache bloß zu bejammern. Man sollte den Kindern ein Taschengeld geben, von dem sie Notleidenden Gutes tun könnten, da würde man sehen, ob sie mitleidig sind oder nicht; wenn sie aber immer nur von dem Gelde ihrer Eltern freigebig sind, so fällt dies weg.

Der Ausspruch: *festina lente*[a]) deutet eine immerwährende Tätigkeit an, bei der man sehr eilen muß, damit man viel lerne, d. h. *festina*. Man muß aber auch mit Grund lernen, und also Zeit bei jedem gebrauchen, d. h. *lente*. Es ist nun die Frage, welches vorzuziehen sei, ob man einen großen Umfang von Kenntnissen haben soll, oder nur einen kleineren, der aber gründlich ist? Es ist besser wenig, aber dieses Wenige gründlich zu wissen, als viel und obenhin, denn endlich wird man doch das Seichte in diesem letzteren Falle gewahr. Aber das Kind weiß ja nicht, in welche Umstände es kommen kann, um diese oder jene Kenntnisse zu brauchen, und daher ist es wohl am besten, daß es von allem etwas Gründliches wisse; denn sonst betrügt und verblendet es andere mit seinen obenhin gelernten Kenntnissen.

Das letzte ist die Gründung des Charakters. Dieser besteht in dem festen Vorsatze, etwas tun zu wollen und dann auch in der wirklichen Ausübung desselben. *Vir propositi tenax*[b]), sagt Horaz, und das ist ein guter Charakter! z. E. wenn ich jemanden etwas versprochen habe, so muß ich es auch halten, gesetzt gleich daß es mir Schaden brächte. Denn ein Mann, der sich etwas vorsetzt, es aber nicht tut, kann sich selbst nicht mehr trauen; z. E. wenn jemand es sich vornimmt, immer frühe aufzustehen, um zu studieren, oder dies oder jenes zu tun, oder um einen Spaziergang zu machen, und sich im Frühlinge nun damit entschuldigt, daß es noch des Morgens zu kalt sei und es ihm schaden könne, im Sommer aber, daß es sich so gut schlafen lasse und der Schlaf ihm angenehm sei, und so seinen Vorsatz immer von einem Tage zum andern verschiebt, so traut er sich am Ende selbst nicht mehr.

Das, was wider die Moral ist, wird von solchen Vorsätzen

a) = Eile mit Weile.
b) = Ein Mann, der fest an seinem Vorsatz hält.

ausgenommen. Bei einem bösen Menschen ist der Charakter sehr schlimm; aber hier heißt er auch schon Hartnäckigkeit, obgleich es doch gefällt, wenn er seine Vorsätze ausführt und standhaft ist, wenn es gleich besser wäre, daß er sich so im Guten zeigte.

Von jemand, der die Ausübung seiner Vorsätze immer verschiebt, ist nicht viel zu halten. Die sogenannte künftige Bekehrung ist von der Art. Denn der Mensch, der immer lasterhaft gelebt hat und in einem Augenblick bekehrt werden will, kann unmöglich dahin gelangen, indem doch nicht sogleich ein Wunder geschehen kann, daß er auf einmal das werde, was jener ist, der sein ganzes Leben gut angewandt und immer rechtschaffen gedacht hat. Eben daher ist denn auch nichts von Wallfahrten, Kasteiungen und Fasten zu erwarten; denn es läßt sich nicht absehen, was Wallfahrten und andere Gebräuche dazu beitragen können, um aus einem lasterhaften auf der Stelle einen edeln Menschen zu machen.

Was soll es zur Rechtschaffenheit und Besserung, wenn man am Tage fastet und in der Nacht noch einmal soviel dafür genießt, oder seinem Körper eine Büßung auflegt, die zur Veränderung der Seele nichts beitragen kann?

Um in den Kindern einen moralischen Charakter zu begründen, müssen wir folgendes merken:

Man muß ihnen die Pflichten, die sie zu erfüllen haben, so viel als möglich durch Beispiele und Anordnungen beibringen. Die Pflichten, die das Kind zu tun hat, sind doch nur gewöhnliche Pflichten gegen sich selbst und gegen andere. Diese Pflichten müssen also aus der Natur der Sache gezogen werden. Wir haben hier daher näher zu betrachten:

a) Die Pflichten gegen sich selbst. Diese bestehen nicht darin, daß man sich eine herrliche Kleidung anschaffe, prächtige Mahlzeiten halte usw., obgleich alles reinlich sein muß. Nicht darin, daß man seine Begierden und Neigungen zu befriedigen suche; denn man muß im Gegenteile sehr mäßig und enthaltsam sein, sondern daß der Mensch in seinem Innern eine gewisse Würde habe, die ihn vor allen Geschöpfen adelt, und seine Pflicht ist es, diese Würde der Menschheit in seiner eigenen Person nicht zu verleugnen.

Die Würde der Menschheit aber verleugnen wir, wenn wir z. E. uns dem Trunke ergeben, unnatürliche Sünden begehen,

alle Arten von Unmäßigkeit ausüben usw., welches alles den Menschen weit unter die Tiere erniedrigt. Ferner, wenn ein Mensch sich kriechend gegen andere beträgt, immer Komplimente macht, um sich durch ein so unwürdiges Benehmen, wie er wähnt, einzuschmeicheln, so ist auch dieses wider die Würde der Menschheit.

Die Würde des Menschen würde sich auch dem Kinde schon an ihm selbst bemerkbar machen lassen, z. E. im Falle der Unreinlichkeit, die wenigstens doch der Menschheit unanständig ist. Das Kind kann sich aber wirklich auch unter die Würde der Menschheit durch die Lüge erniedrigen, indem es doch schon zu denken und seine Gedanken andern mitzuteilen vermag. Das Lügen macht den Menschen zum Gegenstande der allgemeinen Verachtung, und ist ein Mittel, ihm bei sich selbst die Achtung und Glaubwürdigkeit zu rauben, die jeder für sich haben sollte.

b) Die Pflichten gegen a n d e r e. Die Ehrfurcht und Achtung für das Recht der Menschen muß dem Kinde schon sehr frühe beigebracht werden, und man muß sehr darauf sehen, daß es dieselben in Ausführung bringe; z. E. wenn ein Kind einem andern ärmeren Kinde begegnet und es dieses stolz aus dem Wege oder von sich stößt, ihm einen Schlag gibt usw., so muß man nicht sagen: Tue das nicht, es tut dem andern wehe! Sei doch mitleidig! es ist ja ein armes Kind usw., sondern man muß ihm selbst wieder ebenso stolz und fühlbar begegnen, weil sein Benehmen dem Rechte der Menschheit zuwider war. Großmut aber haben die Kinder eigentlich noch gar nicht. Das kann man z. E. daraus ersehen, daß, wenn Eltern ihrem Kinde befehlen, es solle von seinem Butterbrote einem andern die Hälfte abgeben, ohne daß es aber deshalb nachher um so mehr wieder von ihnen erhält, so tut es dies entweder gar nicht oder doch sehr selten und ungerne. Auch kann man ja dem Kinde ohnedem nicht viel von Großmut vorsagen, weil es noch nichts in seiner Gewalt hat.

Viele haben den Abschnitt der Moral, der die Lehre von den Pflichten gegen sich selbst enthält, ganz übersehen oder falsch erklärt, wie C r u g o t t. Die Pflicht gegen sich selbst aber besteht, wie gesagt, darin, daß der Mensch die Würde der Menschheit in seiner eigenen Person bewahre. Er tadelt sich, wenn er die Idee der Menschheit vor Augen hat. Er hat ein Original in seiner Idee, mit dem er sich vergleicht. Wenn die

Zahl der Jahre anwächst, wenn die Neigung zum Geschlechte sich zu regen beginnt, dann ist der kritische Zeitpunkt, in dem die Würde des Menschen allein imstande ist, den Jüngling in Schranken zu halten. Frühe muß man aber dem Jünglinge Winke geben, wie er sich vor diesem oder jenem zu bewahren habe.

Unsern Schulen fehlt fast durchgängig etwas, was doch sehr die Bildung der Kinder zur Rechtschaffenheit befördern würde, nämlich ein Katechismus des Rechts. Er müßte Fälle enthalten, die populär wären, sich im gemeinen Leben zutragen, und bei denen immer die Frage ungesucht einträte, ob etwas recht sei oder nicht? z. E. wenn jemand, der heute seinen Kreditor[a)] bezahlen soll, durch den Anblick eines Notleidenden gerührt wird und ihm die Summe, die er schuldig ist und nun bezahlen sollte, hingibt, ist das recht oder nicht? Nein! es ist unrecht, denn ich muß frei sein, wenn ich Wohltaten tun will. Und wenn ich das Geld dem Armen gebe, so tue ich ein verdienstliches Werk; bezahle ich aber meine Schuld, so tue ich ein schuldiges Werk. Ferner, ob wohl eine Notlüge erlaubt sei? Nein! es ist kein einziger Fall gedenkbar, in dem sie Entschuldigung verdiente, am wenigsten vor Kindern, die sonst jede Kleinigkeit für eine Not ansehen, und sich öfters Lügen erlauben würden. Gäbe es nun ein solches Buch schon, so könnte man mit vielem Nutzen täglich eine Stunde dazu aussetzen, die Kinder das Recht der Menschen, diesen Augapfel Gottes auf Erden, kennen und zu Herzen nehmen zu lehren.

Was die Verbindlichkeit zum Wohltun betrifft, so ist sie nur eine unvollkommene Verbindlichkeit. Man muß nicht sowohl das Herz der Kinder weich machen, daß es von dem Schicksale des andern affiziert werde, als vielmehr wacker. Es sei nicht voll Gefühl, sondern voll von der Idee der Pflicht. Viele Personen wurden in der Tat hartherzig, weil sie, da sie vorher mitleidig gewesen waren, sich oft betrogen sahen. Einem Kinde das Verdienstliche der Handlungen begreiflich machen zu wollen, ist umsonst. Geistliche fehlen sehr oft darin, daß sie die Werke des Wohltuns als etwas Verdienstliches vorstellen. Ohne daran zu denken, daß wir in Rücksicht auf Gott nie mehr als unsere Schuldigkeit tun können, so ist es auch nur unsere Pflicht, dem Armen Gutes zu tun; denn die Ungleichheit des Wohlstandes der Menschen kommt doch

a) = Gläubiger.

nur von gelegentlichen Umständen her. Besitze ich also ein Vermögen, so habe ich es auch nur dem Ergreifen dieser Umstände, das entweder mir selbst oder meinem Vorgänger geglückt ist, zu danken, und die Rücksicht auf das Ganze bleibt immer dieselbe.

Der Neid wird erregt, wenn man ein Kind aufmerksam darauf macht, sich nach dem Werte anderer zu schätzen. Es soll sich vielmehr nach den Begriffen seiner Vernunft schätzen. Daher ist die Demut eigentlich nichts anderes, als eine Vergleichung seines Wertes mit der moralischen Vollkommenheit. So lehrt z. E. die christliche Religion nicht sowohl die Demut, als sie vielmehr den Menschen demütig macht, weil er sich ihr zufolge mit dem höchsten Muster der Vollkommenheit vergleichen muß. Sehr verkehrt ist es, die Demut darein zu setzen, daß man sich geringer schätze als andere. — Sieh, wie das und das Kind sich aufführt! u. dergl. Ein Zuruf der Art bringt eine nur sehr unedle Denkungsart hervor. Wenn der Mensch seinen Wert nach andern schätzt, so sucht er entweder sich über den andern zu erheben oder den Wert des andern zu verringern. Dieses letztere aber ist Neid. Man sucht dann immer nur dem andern eine Vergehung anzudichten; denn wäre der nicht da, so könnte man auch nicht mit ihm verglichen werden, so wäre man der Beste. Durch den übel angebrachten Geist der Ämulation[a)] wird nur Neid erregt. Der Fall, in dem die Ämulation noch zu etwas dienen könnte, wäre der, jemand von der Tunlichkeit einer Sache zu überzeugen, z. E. wenn ich von dem Kinde ein gewisses Pensum gelernt fordere und ihm zeige, daß andere es leisten können.

Man muß auf keine Weise ein Kind das andere beschämen lassen. Allen Stolz, der sich auf Vorzüge des Glückes gründet, muß man zu vermeiden suchen. Zu gleicher Zeit muß man aber suchen, Freimütigkeit bei den Kindern zu begründen. Sie ist ein bescheidenes Zutrauen zu sich selbst. Durch sie wird der Mensch in den Stand gesetzt, alle seine Talente geziemend zu zeigen. Sie ist wohl zu unterscheiden von der Dummdreistigkeit, die in der Gleichgültigkeit gegen das Urteil anderer besteht.

Alle Begierden des Menschen sind entweder formal (Freiheit und Vermögen) oder material (auf ein Objekt bezogen),

a) = Nacheiferung.

Begierden des Wahnes oder des Genusses, oder endlich sie beziehen sich auf die bloße Fortdauer von beiden, als Elemente der Glückseligkeit.

Begierden der ersteren Art sind Ehrsucht, Herrschsucht und Habsucht. Die der zweiten Genuß des Geschlechtes (Wollust), der Sache (Wohlleben) oder der Gesellschaft (Geschmack an Unterhaltung). Begierden der dritten Art endlich sind Liebe zum Leben, zur Gesundheit, zur Gemächlichkeit (in der Zukunft Sorgenfreiheit).

Laster aber sind entweder die der Bosheit oder der Niederträchtigkeit oder der Eingeschränktheit. Zu den erstern gehören Neid, Undankbarkeit und Schadenfreude; zu denen der zweiten Art Ungerechtigkeit, Untreue (Falschheit), Liederlichkeit, sowohl im Verschwenden der Güter als der Gesundheit (Unmäßigkeit) und der Ehre. Laster der dritten Art sind Lieblosigkeit, Kargheit, Trägheit (Weichlichkeit).

Die Tugenden sind entweder Tugenden des Verdienstes oder bloß der Schuldigkeit oder der Unschuld. Zu den ersteren gehört Großmut (in Selbstüberwindung sowohl der Rache als der Gemächlichkeit und der Habsucht), Wohltätigkeit, Selbstbeherrschung; zu den zweiten Redlichkeit, Anständigkeit und Friedfertigkeit; zu den dritten endlich Ehrlichkeit, Sittsamkeit und Genügsamkeit.

Ob aber der Mensch nun von Natur moralisch gut oder böse ist? Keines von beiden, denn er ist von Natur gar kein moralisches Wesen; er wird dieses nur, wenn seine Vernunft sich bis zu den Begriffen der Pflicht und des Gesetzes erhebt. Man kann indessen sagen, daß er ursprünglich Anreize zu allen Lastern in sich habe, denn er hat Neigungen und Instinkte, die ihn anregen, ob ihn gleich die Vernunft zum Gegenteile treibt. Er kann daher nur moralisch gut werden durch Tugend, also aus Selbstzwang, ob er gleich ohne Anreize unschuldig sein kann.

Laster entspringen meistens daraus, daß der gesittete Zustand der Natur Gewalt tut, und unsere Bestimmung als Menschen ist doch, aus dem rohen Naturstande als Tier herauszutreten. Vollkommene Kunst wird wieder zur Natur[a]).

Es beruht alles bei der Erziehung darauf, daß man überall die richtigen Gründe aufstelle und den Kindern begreiflich

a) Von uns gesperrt.

und angenehm mache. Sie müssen lernen, die Verabscheuung des Ekels und der Ungereimtheit an die Stelle der des Hasses zu setzen; innern Abscheu statt des äußern vor Menschen und den göttlichen Strafen; Selbstschätzung und innere Würde statt der Meinung der Menschen, — innern Wert der Handlung und das Tun statt der Worte und Gemütsbewegung, — Verstand statt des Gefühls, — und Fröhlichkeit und Frömmigkeit bei guter Laune statt der grämischen, schüchternen und finstern Andacht eintreten zu lassen.

Vor allen Dingen aber muß man sie auch dafür bewahren, daß sie die *merita fortunae*[a]) nie zu hoch anschlagen.

Was die Erziehung der Kinder in Absicht der Religion anbetrifft, so ist zuerst die Frage: ob es tunlich sei, frühe den Kindern Religionsbegriffe beizubringen? Hierüber ist sehr viel in der Pädagogik gestritten worden. Religionsbegriffe setzen allemal einige Theologie voraus. Sollte nun der Jugend, die die Welt, die sich selbst noch nicht kennt, wohl eine Theologie können beigebracht werden? Sollte die Jugend, die die Pflicht noch nicht kennt, eine unmittelbare Pflicht gegen Gott zu begreifen imstande sein? So viel ist gewiß, daß, wenn es tunlich wäre, daß Kinder keine Handlungen der Verehrung des höchsten Wesens mit ansähen, selbst nicht einmal den Namen Gottes hörten, es der Ordnung der Dinge angemessen wäre, sie erst auf die Zwecke und auf das, was dem Menschen ziemt, zu führen, ihre Beurteilungskraft zu schärfen, sie von der Ordnung und Schönheit der Naturwerke zu unterrichten, dann noch eine erweiterte Kenntnis des Weltgebäudes hinzuzufügen und hierauf erst den Begriff eines höchsten Wesens, eines Gesetzgebers, ihnen zu eröffnen. Weil dies aber nach unserer jetzigen Lage nicht möglich ist, so würde, wenn man ihnen erst spät von Gott etwas beibringen wollte, sie ihn aber doch nennen hörten und sogenannte Diensterweisungen gegen ihn mit ansähen, dieses entweder Gleichgültigkeit oder verkehrte Begriffe bei ihnen hervorbringen, z. E. eine Furcht vor der Macht desselben. Da es nun aber zu besorgen ist, daß sich diese in die Phantasie der Kinder einnisten möchte, so muß man, um sie zu vermeiden, ihnen frühe Religionsbegriffe beizubringen

a) = Glücksfälle.

suchen. Doch muß dies nicht Gedächtniswerk, bloße Nachahmung und alleiniges Affenwerk sein, sondern der Weg, den man wählt, muß immer der Natur angemessen sein. Kinder werden, auch ohne abstrakte Begriffe von Pflicht, von Verbindlichkeiten, von Wohl- oder Übelverhalten zu haben, einsehen, daß ein Gesetz der Pflicht vorhanden sei, daß nicht die Behaglichkeit, der Nutzen u. dergl. sie bestimmen solle: sondern etwas Allgemeines, das sich nicht nach den Launen der Menschen richtet. Der Lehrer selbst aber muß sich diesen Begriff machen.

Zuvörderst muß man alles der Natur, nachher diese selbst aber Gott zuschreiben, wie z. E. erstlich alles auf Erhaltung der Arten und deren Gleichgewicht angelegt worden, aber von weitem zugleich auch auf den Menschen, damit er sich selbst glücklich mache.

Der Begriff von Gott dürfte am besten zuerst analogisch mit dem des Vaters, unter dessen Pflege wir sind, deutlich gemacht werden, wobei sich dann sehr vorteilhaft auf die Einigkeit der Menschen, als in einer Familie, hinweisen läßt.

Was ist denn aber Religion? Religion ist das Gesetz in uns, insofern es durch einen Gesetzgeber und Richter über uns Nachdruck erhält; sie ist eine auf die Erkenntnis Gottes angewandte Moral. Verbindet man Religion nicht mit Moralität, so wird Religion bloß zur Gunstbewerbung. Lobpreisungen, Gebete, Kirchengehen sollen nur dem Menschen neue Stärke, neuen Mut zur Besserung geben, oder der Ausdruck eines von der Pflichtvorstellung beseelten Herzens sein. Sie sind nur Vorbereitungen zu guten Werken, nicht aber selbst gute Werke, und man kann dem höchsten Wesen nicht anders gefällig werden, als dadurch, daß man ein besserer Mensch werde.

Zuerst muß man bei dem Kinde von dem Gesetze, das es in sich hat, anfangen. Der Mensch ist sich selbst verachtenswürdig, wenn er lasterhaft ist. Dieses ist in ihm selbst gegründet, und er ist es nicht deswegen erst, weil Gott das Böse verboten hat. Denn es ist nicht notig, daß der Gesetzgeber zugleich auch der Urheber des Gesetzes sei. So kann ein Fürst in seinem Lande das Stehlen verbieten, ohne deswegen der Urheber des Verbotes des Diebstahls genannt werden zu können. Hieraus lernt der Mensch einsehen, daß sein Wohlverhalten allein ihn der Glückseligkeit würdig mache. Das göttliche Ge-

setz muß zugleich als Naturgesetz erscheinen, denn es ist nicht willkürlich. Daher gehört Religion zu aller Moralität.

Man muß aber nicht von der Theologie anfangen. Die Religion, die bloß auf Theologie gebaut ist, kann niemals etwas Moralisches enthalten. Man wird bei ihr nur Furcht auf der einen und lohnsüchtige Absichten und Gesinnungen auf der anderen Seite haben, und dies gibt dann bloß einen abergläubischen Kultus ab. Moralität muß also vorhergehen, die Theologie ihr dann folgen, und das heißt Religion.

Das Gesetz in uns heißt Gewissen. Das Gesetz ist eigentlich die Applikation unserer Handlungen auf dieses Gesetz. Die Vorwürfe desselben werden ohne Effekt sein, wenn man es sich nicht als den Repräsentanten Gottes denkt, der seinen erhabenen Stuhl über uns, aber auch in uns einen Richterstuhl aufgeschlagen hat. Wenn die Religion nicht zur moralischen Gewissenhaftigkeit hinzukommt, so ist sie ohne Wirkung. Religion ohne moralische Gewissenhaftigkeit ist ein abergläubischer Dienst. Man will Gott dienen, wenn man z. E. ihn lobt, seine Macht, seine Weisheit preiset, ohne darauf zu denken, wie man die göttlichen Gesetze erfülle, ja, ohne einmal seine Macht, Weisheit usw. zu kennen und denselben nachzuspüren. Die Lobpreisungen sind ein Opiat für das Gewissen solcher Leute, und ein Polster, auf dem es ruhig schlafen soll.

Kinder können nicht alle Religionsbegriffe fassen, einige aber muß man ihnen demohngeachtet beibringen; nur müssen diese mehr negativ als positiv sein. — Formeln von Kindern herbeten zu lassen, das dient zu nichts und bringt nur einen verkehrten Begriff von Frömmigkeit hervor. Die wahre Gottesverehrung besteht darin, daß man nach Gottes Willen handelt, und dies muß man den Kindern beibringen. Man muß bei Kindern, wie auch bei sich selbst, darauf sehen, daß der Name Gottes nicht so oft gemißbraucht werde. Wenn man ihn bei Glückwünschungen, ja selbst in frommer Absicht braucht, so ist dies eben auch ein Mißbrauch. Der Begriff von Gott sollte dem Menschen bei dem jedesmaligen Aussprechen seines Namens mit Ehrfurcht durchdringen, und er sollte ihn daher selten und nie leichtsinnig gebrauchen. Das Kind muß Ehrfurcht vor Gott empfinden lernen, als vor dem Herrn des Lebens und der ganzen Welt; ferner als vor dem Vorsorger der Menschen,

und drittens endlich als vor dem Richter derselben. Man sagt, daß Newton immer, wenn er den Namen Gottes ausgesprochen, eine Weile innegehalten und nachgedacht habe.

Durch eine vereinigte Deutlichmachung des Begriffes von Gott und der Pflicht lernt das Kind um so besser die göttliche Vorsorge für die Geschöpfe respektieren, und wird dadurch vor dem Hange zur Zerstörung und Grausamkeit bewahrt, der sich so vielfach in der Marter kleiner Tiere äußert. Zugleich sollte man die Jugend auch anweisen, das Gute in dem Bösen zu entdecken; z. E. Raubtiere, Insekten sind Muster der Reinlichkeit und des Fleißes. Böse Menschen ermuntern zum Gesetze. Vögel, die den Würmern nachstellen, sind Beschützer des Gartens usw.

Man muß den Kindern also einige Begriffe von dem höchsten Wesen beibringen, damit sie, wenn sie andere beten sehen usw., wissen mögen, gegen wen und warum dieses geschieht. Diese Begriffe müssen aber nur wenige an der Zahl und, wie gesagt, nur negativ sein. Man muß sie ihnen aber schon von früher Jugend an beizubringen anfangen, dabei aber ja dahin sehen, daß sie die Menschen nicht nach ihrer Religionsobservanz schätzen; denn ohngeachtet der Verschiedenheit der Religionen gibt es doch überall Einheit der Religion.

Wir wollen hier nun noch zum Schlusse einige Bemerkungen beibringen, die vorzüglich von der Jugend bei ihrem Eintritte in die Jünglingsjahre sollten beobachtet werden. Der Jüngling fängt um diese Zeit an, gewisse Unterschiede zu machen, die er vorher nicht machte. Nämlich erstens den Unterschied des Geschlechtes. Die Natur hat hierüber eine gewisse Decke des Geheimnisses verbreitet, als wäre diese Sache etwas, das dem Menschen nicht ganz anständig und bloß Bedürfnis der Tierheit in dem Menschen ist. Die Natur hat aber gesucht, diese Angelegenheit mit aller Art von Sittlichkeit zu verbinden, die nur möglich ist. Selbst die wilden Nationen betragen sich dabei mit einer Art von Scham und Zurückhaltung. Kinder legen den Erwachsenen bisweilen hierüber vorwitzige Fragen vor, z. E. wo die Kinder herkämen? Sie lassen sich aber leicht befriedigen, wenn man ihnen entweder unvernünftige Antworten, die nichts bedeuten, gibt, oder sie mit der Antwort, daß dieses Kinderfrage sei, abweiset.

Die Entwickelung dieser Neigungen bei dem Jünglinge ist mechanisch, und verhält sich dabei wie bei allen Instinkten, daß sie sich entwickeln, auch ohne einen Gegenstand zu kennen. Es ist also unmöglich, den Jüngling hier in der Unwissenheit und in der Unschuld, die mit ihr verbunden ist, zu bewahren. Durch Schweigen macht man das Übel aber nur noch ärger. Dieses sieht man an der Erziehung unserer Vorfahren. Bei der Erziehung in neuern Zeiten nimmt man richtig an, daß man unverhohlen, deutlich und bestimmt mit dem Jünglinge dann reden müsse. Es ist dies freilich ein delikater Punkt, weil man ihn nicht gern als den Gegenstand eines öffentlichen Gespräches ansieht. Alles wird aber dadurch gut gemacht, daß man mit würdigem Ernste davon redet, und daß man in seine Neigungen entriert.

Das 13te oder 14te Jahr ist gewöhnlich der Zeitpunkt, in dem sich beim Jünglinge die Neigung zum Geschlechte entwickelt (es müßten denn Kinder verführt und durch böse Beispiele verdorben sein, wenn es früher geschähe). Ihre Urteilskraft ist dann auch schon ausgebildet, und die Natur hat sie um die Zeit bereits präpariert, daß man mit ihnen davon reden kann.

Nichts schwächt den Geist wie den Leib des Menschen mehr als die Art der Wollust, die auf sich selbst gerichtet ist, und sie streitet ganz wider die Natur des Menschen. Aber auch diese muß man dem Jünglinge nicht verhehlen. Man muß sie ihm in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellen, ihm sagen, daß er sich dadurch für die Fortpflanzung des Geschlechtes unnütz mache, daß die Leibeskräfte dadurch am allermeisten zugrunde gerichtet werden, daß er sich dadurch ein frühes Alter zuziehe, und sein Geist sehr dabei leide usw.

Man kann den Anreizen dazu entgehen durch anhaltende Beschäftigung, dadurch, daß man dem Bette und Schlafe nicht mehr Zeit widmet, als nötig ist. Die Gedanken daran muß man sich durch jene Beschäftigungen aus dem Sinne schlagen; denn wenn der Gegenstand auch bloß in der Imagination bleibt, so nagt er doch an der Lebenskraft. Richtet man seine Neigung auf das andere Geschlecht, so findet man doch noch immer einigen Widerstand, richtet man sie aber auf sich selbst, so kann man sie zu jeder Zeit befriedigen. Der physische Effekt ist überaus schädlich, aber die Folgen in Absicht der Moralität sind noch weit übler. Man überschreitet hier die Grenzen

der Natur, und die Neigung wütet ohne Aufhalt fort, weil keine wirkliche Befriedigung stattfindet. Lehrer bei erwachsenen Jünglingen haben die Frage aufgeworfen: ob es erlaubt sei, daß ein Jüngling sich mit dem andern Geschlechte einlasse? Wenn eines von beiden gewählt werden muß, so ist dies allerdings besser. Bei jenem handelt er wider die Natur, hier aber nicht. Die Natur hat ihn zum Manne berufen, sobald er mündig wird, und also auch seine Art fortzupflanzen; die Bedürfnisse aber, die der Mensch in einem kultivierten Staate notwendig hat, machen, daß er dann noch nicht immer seine Kinder erziehen kann. Er fehlt hier also wider die bürgerliche Ordnung. Am besten ist es also, ja es ist die Pflicht, daß der Jüngling warte, bis er imstande ist, sich ordentlich zu verheiraten. Er handelt dann nicht nur wie ein guter Mensch, sondern auch wie ein guter Bürger.

Der Jüngling lerne frühzeitig eine anständige Achtung vor dem andern Geschlechte hegen, sich dagegen durch lasterfreie Tätigkeit desselben Achtung erwerben, und so dem hohen Preise einer glücklichen Ehe entgegenstreben.

Ein zweiter Unterschied, den der Jüngling um die Zeit, da er in die Gesellschaft eintritt, zu machen anfängt, besteht in der Kenntnis von dem Unterschiede der Stände und der Ungleichheit der Menschen. Als Kind muß man ihm diese gar nicht merken lassen. Man muß es ihm selbst nicht einmal zugeben, dem Gesinde zu befehlen. Sieht es, daß die Eltern dem Gesinde befehlen, so kann man ihm allenfalls sagen: Wir geben ihnen Brot, und dafür gehorchen sie uns; du tust das nicht, und also dürfen sie dir auch nicht gehorchen. Kinder wissen davon auch nichts, wenn Eltern ihnen nur nicht selbst diesen Wahn beibringen. Dem Jünglinge muß man zeigen, daß die Ungleichheit der Menschen eine Einrichtung sei, welche entstanden ist, da ein Mensch Vorteile vor dem andern zu erhalten gesucht hat. Das Bewußtsein der Gleichheit der Menschen bei der bürgerlichen Ungleichheit kann ihm nach und nach beigebracht werden.

Man muß bei dem Jünglinge darauf sehen, daß er sich absolut und nicht nach andern schätze. Die Hochschätzung anderer in dem, was den Wert der Menschen gar nicht ausmacht, ist Eitelkeit. Ferner muß man ihn auch auf Gewissenhaftigkeit in allen Dingen hinweisen, und daß er auch darin nicht bloß scheine, sondern alles zu sein sich bestrebe. Man muß ihn dar-

auf aufmerksam machen, daß er in keinem Stücke, wo er einen Vorsatz wohl überlegt hat, ihn zum leeren Vorsatze werden lasse. Lieber muß man keinen Vorsatz fassen, und die Sache im Zweifel lassen; — auf Genügsamkeit mit äußeren Umständen und Duldsamkeit in Arbeiten: *sustine et abstine*; — auf Genügsamkeit in Vergnügungen. Wenn man nicht bloß Vergnügungen verlangt, sondern auch geduldig im Arbeiten sein will, so wird man ein brauchbares Glied des gemeinen Wesens und bewahrt sich vor Langweile.

Auf Fröhlichkeit ferner und gute Laune muß man den Jüngling hinweisen. Die Fröhlichkeit des Herzens entspringt daraus, daß man sich nichts vorzuwerfen hat; — auf Gleichheit der Laune. Man kann sich durch Übung dahin bringen, daß man sich immer zum aufgeräumten Teilnehmer der Gesellschaft disponieren kann. —

Darauf, daß man vieles immer wie Pflicht ansieht. Eine Handlung muß mir wert sein, nicht, weil sie mit meiner Neigung stimmt, sondern weil ich dadurch meine Pflicht erfülle. —

Auf Menschenliebe gegen andere, und dann auch auf weltbürgerliche Gesinnungen. In unserer Seele ist etwas, daß wir Interesse nehmen 1. an unserm Selbst, 2. an andern, mit denen wir aufgewachsen sind, und dann muß 3. noch ein Interesse am Weltbesten stattfinden. Man muß Kinder mit diesem Interesse bekannt machen, damit sie ihre Seelen daran erwärmen mögen. Sie müssen sich freuen über das Weltbeste, wenn es auch nicht der Vorteil ihres Vaterlandes oder ihr eigener Gewinn ist. —

Darauf, daß er einen geringen Wert setze in den Genuß der Ergötzlichkeiten des Lebens. Die kindische Furcht vor dem Tode wird dann wegfallen. Man muß dem Jünglinge zeigen, daß der Genuß nicht liefert, was der Prospekt versprach. —

Auf die Notwendigkeit endlich der Abrechnung mit sich selbst an jedem Tage, damit man am Ende des Lebens einen Überschlag machen könne in betreff des Wertes seines Lebens.

gerlichen Ungleichheit kann ihm nach und nach beigebracht werden.

Man muß bei dem Zöglinge darauf sehen, daß er sich absolut und nicht nach andern schätze. Die Hochschätzung anderer in dem, was den Wert der Menschen gar nicht ausmacht, ist Eitelkeit. Ferner muß man ihn auch auf Gewissenhaftigkeit in allen Dingen hinweisen, und daß er auch darin nicht bloß scheine, sondern alles zu sein sich bestrebe. Man muß ihn dar-

C.

Anhang:

Stücke aus dem Nachlass — Öffentliche Erklärungen — Denkverse

XI.

Bruchstücke aus Kants Nachlaß

A. Aus der vorkritischen Zeit.

(Etwa 1764—1775.)[a]

Die Kunst, töricht zu erscheinen, bei dem Manne, und klug, bei der Frau. — Ein Mensch kann auf den andern zweierlei vorteilhafte Rührungen machen, der Achtung und der Liebe; jene durch das Erhabene, diese durch das Schöne[b]). Das Frauenzimmer vereinbart beide. Diese zusammengesetzte Empfindung ist der größte Eindruck, der auf das menschliche Herz gemacht werden kann.

Die Kokette überschreitet das Weibliche, der rauhe Pedant das Männliche. Eine Prüde ist zu männlich und ein Petitmaître zu weiblich.

Es ist lächerlich, daß ein Mann durch Verstand und große Verdienste auch Frauenzimmer will verliebt machen.

Die Teilnahme an anderer natürlichem Unglücke ist nicht notwendig, wohl aber an anderer erlittenen Ungerechtigkeiten. — Die Verschiedenheit der Gemüter in den Gefühlen. Parallele zwischen Gefühl und Vermögen. — Ein zarter, — stumpfer — und feiner Geschmack. Das Gefühl (des Schönen und Erhabenen), wovon ich handle[b]), ist so bewandt, daß ich nicht brauche Gelegenheit zu suchen, um es zu empfinden. Das feinere Gefühl ist das, wo das Idealische (nicht Chimärische) den vornehmsten Grad der Annehmlichkeit enthält. — Kühn — der dreiste Zug, den Alexander in den Kelch tat, war erhaben, obzwar unbesonnen[c]). — Erhaben: die Pracht des Regenbogens, der untergehenden Sonne — Catos Tod[d]); Aufopferung. — Selbstrache ist erhaben. Gewisse Laster sind erhaben; Meuchelmord ist feig und niederträchtig. Mancher hat auf einmal Mut

a) Näheres s. Einleitung.

b) Hier ist die Beziehung auf die ‚Beobachtungen‘ (1764 vgl. Nr. I dieses Bandes) ersichtlich.

c) Geht auf die bekannte Erzählung von Alexander dem Großen und seinem Arzt Philippus.

d) Catos von Utica († 46 v. Chr.), damals in Deutschland durch Gottscheds Trauerspiel ‚Der sterbende Cato‘ besonders bekannt.

zu großen Lastern. — Der Mächtige ist gütig. Jonathan Wild a). —

Wunderlich und seltsam. — Unsre jetzige Verfassung macht, daß die Weiber auch ohne Männer leben können, welches alle verdirbt.

Liebe und Achtung. — Die Geschlechtsliebe setzt jederzeit die wollüstige Liebe voraus, entweder der Empfindung oder der Erinnerung. Diese wollüstige Liebe ist entweder grob oder fein. Die zärtliche Liebe hat im großen Menschen zuvor Achtung. — Das Frauenzimmer verrät sich nicht leicht; darum betrinkt es sich nicht. Weil es schwach ist, so ist es schlau.

In der Ehe Einheit ohne Einigkeit. Die zärtliche Liebe ist wohl von der ehelichen zu unterscheiden.

Von der moralischen Wiedergeburt. Was im wahren oder eingebildeten Bedürfnisse befriedigt, ist nützlich (*mihi bonum*). — Die Begierden, welche dem Menschen durch seine Natur notwendig sind, sind natürliche Begierden. Der Mensch, der keine anderen Begierden und in keinem höheren Grade hat, als die der natürlichen Notwendigkeit, heißt der Mensch der Natur, und seine Fähigkeit, durch das Wenige befriedigt zu werden, ist Genügsamkeit der Natur. Die Menge der Erkenntnisse und anderen Vollkommenheiten, die zur Befriedigung der Natur erfordert werden, ist die Einfalt der Natur. Der Mensch, in welchem sowohl Einfalt als Genügsamkeit der Natur angetroffen werden, ist der Mensch der Natur. Der, welcher mehr hat begehren können, als was durch die Natur notwendig ist, ist üppig. —

Eine Ursache, weswegen die Vorstellung des Todes die Wirkung nicht tut, die sie haben könnte, ist, weil wir von Natur als geschäftige Wesen billig gar nicht daran denken sollen. —

Die Lustigkeit ist übermütig, listig und zerstörend, aber die Seelenruhe ist wohlwollend und gütig.

Eine von den Ursachen, weshalb die Ausschweifungen des weiblichen Geschlechts bei unverheirateten Personen verwerflicher sind, besteht darin, weil, wenn die Männer in diesem Stande ausgeschweift haben, sie gleichwohl damit sich nicht zur Untreue in der Ehe vorbereiten. Denn ihre Lüsternheit hat wohl zugenommen, aber ihr Vermögen abgenommen. Dagegen

a) ‚Jonathan Wild‘ ein Roman des bei Kant sehr beliebten englischen Schriftstellers Fielding.

bei einer Frau das Vermögen unbeschadet bleibt, und wenn die Lüsternheit zunimmt, so wird sie von der Ausschweifung nicht zurückgehalten. Deswegen wird von unzüchtigen Weibern präsumiert, sie werden untreue Weiber sein, nicht aber von dergleichen Männern.

Aller Zweck der Wissenschaften ist entweder *eruditio* (Gedächtnis) oder *speculatio* (Vernunft). Beide müssen darauf hinauslaufen, den Menschen verständiger (klüger, weiser) in dem der menschlichen Natur überhaupt angemessenen Stande zu machen und also genügsamer. Der Geschmack, der moralisch ist, macht, daß man die Wissenschaft, die nicht bessert, gering hält. —

Die zärtliche Wiederliebe hat die Eigenschaft, andere sittliche Eigenschaften zu entwickeln, aber die wollüstige, sie niederzudrücken.

Die gefühlvolle Seele (nicht Rede) ist die größeste Vollkommenheit. Im Reden, in der Poesie, im gesellschaftlichen Leben kann sie aber nicht immer sein, sondern ist das letzte Ziel; auch sogar nicht in der Ehe.

Junge Leute haben wohl viel Empfindung, aber wenig Geschmack. Der enthusiastische oder begeisterte Stil verdirbt den Geschmack. — Verkehrter Geschmack für Roman und galante Tändelei. — Der gesunde, — verzärtelte, — verwöhnte Geschmack.

Das Frauenzimmer hat einen feinen Geschmack in der Wahl desjenigen, was auf die Empfindungen des Mannes hinwirken kann, und der Mann einen stumpfen. Daher gefällt er am besten, wenn er am wenigsten daran denkt zu gefallen. Dagegen hat das Frauenzimmer einen gesunden Geschmack an demjenigen, was ihre eigene Empfindung angeht.

Die Ehre des Mannes besteht in der Schätzung seiner selbst; die des Weibes in dem Urteile anderer. Der Mann heiratet nach seinem Urteile, das Weib nicht wider der Eltern Urteil. — Das Weib setzt der Ungerechtigkeit Tränen, der Mann Zorn entgegen.

Richardson[a]) gibt bisweilen ein Urteil des Seneka vom Weibe: Das Mädchen urteilt und setzt dazu: wie mein Bruder sagt; wäre sie verheiratet gewesen, so würde es heißen: wie mein Mann mir sagt.

a) Samuel Richardson bekannter englischer Romanschriftsteller (1689—1761).

Männer werden süß gegen die Weiber, wenn die Weiber männlich werden. — Beleidigung der Weiber in der Gewohnheit, ihnen zu schmeicheln.

Die Weichlichkeit rottet mehr die Tugend aus als die Lüderlichkeit. — Das Ehrwürdige einer Hausfrau. Die Eitelkeit der Weiber macht, daß sie nur glücklich sind im Schimmer außer Hause. — Der Mut einer Frau besteht in dem geduldigen Ertragen der Übel um ihrer Ehre oder um der Liebe willen; der Mut des Mannes in dem Eifer, die Übel trotzig zu vertreiben. — Omphale nötigte den Herkules, zu spinnen.

Da so viel läppische Bedürfnisse uns weichlich machen, so kann uns der bloße ungekünstelte moralische Trieb nicht genug Kräfte geben; daher etwas Phantastisches dazu kommen muß.

Woher der Stoiker sagt: „Mein Freund ist krank, was geht es mich an?" Kein Mensch ist, der nicht das schwere Joch der Meinung fühlt, und keiner schafft es ab.

Das Chimärische der Freundschaft; das Chimärische unserer Zustände und des Phantastischen im Alter. Aristoteles.

Cervantes hätte besser getan, wenn er anstatt die phantastische und romantische Leidenschaft lächerlich zu machen, sie besser dirigiert hätte.

Die Romane machen edle Frauenzimmer phantastisch und gemeine albern, edle Männer auch phantastisch und gemeine faul.

Rousseaus Buch dient, die Alten zu bessern.

Nach der Einfalt der Natur kann ein Weib nicht viel Gutes tun ohne die Vermittelung des Mannes. Im Zustande der Ungleichheit und des Reichtums kann es unmittelbar Gutes tun.

Moralische Sentenzen: in Sentiments, die ohne Wirkung sind.

Die innere Bekümmernis über das Unvermögen, zu helfen, oder über die Aufopferung, wenn man hilft, ingleichen über die eigene Feigheit, welche uns glauben macht, daß andere viel leiden, da sie gleich es billig ertragen könnten, macht das Mitleiden. Übrigens ist dieses kein großes Gegenmittel gegen den Eigennutz. — Diese Triebe sind insgesamt bei natürlichen Menschen sehr kalt.

Die natürlichen Erhebungen sind Erniedrigungen unter seinen Stand, z. B. sich zum Stande des Handwerkers erheben.

Das Frauenzimmer hat ebenso große Affekte wie der

Mann; aber es ist dabei überlegter, nämlich was die Anständigkeit betrifft; der Mann ist unbesonnener. Die Chinesen und Indier haben ebenso große Affekte als die Europäer, aber sie sind gelassener.

Die aufgehende Sonne ist ebenso prächtig als die untergehende; aber der Anblick der ersteren schlägt ins Schöne, der der letzteren ins Tragische und Erhabene ein.

Das, was eine Frau in der Ehe tut, läuft weit mehr auf die natürliche Glückseligkeit aus, als was der Mann tut; wenigstens in unserem gesitteten Zustande.

Weil in den gesitteten Verhältnissen so viel unnatürliche Begierden sich hervorfinden, so entspringt auch gelegentlich die Veranlassung zur Tugend, und weil so viel Üppigkeit im Genusse und im Wissen sich hervorfindet, so entspringt die Wissenschaft. Im natürlichen Zustande kann man gut sein ohne Tugend und vernünftig ohne Wissenschaft.

Ob der Mensch besser im einfachen natürlichen Zustande es haben würde, ist jetzt schwer einzusehen: 1. weil er sein Gefühl vom einfachen Vergnügen verloren hat, 2. weil er gemeinhin glaubt, daß das Verderben, welches er im gesitteten Zustande sieht, auch im Stande der Einfalt sich vorfindet. — Die Glückseligkeit ohne Geschmack beruht auf der Einfalt und der Genügsamkeit der Neigungen; die mit Geschmack auf der gefühlvollen Seele; Ruhe. — Daher muß man auch ohne Gesellschaft glücklich sein können; denn dann belästigen keine Bedürfnisse. Die Ruhe nach der Arbeit ist angenehmer, und der Mensch muß überhaupt nicht dem Vergnügen nachrennen.

Der logische Egoismus; die Geschicklichkeit, seinen Standpunkt zu nehmen.

Die gemeinen Pflichten bedürfen nicht zum Beweggrunde der Hoffnung eines anderen Lebens; aber die größere Aufopferung und das Selbstverkennen haben wohl eine innere Schönheit. Unser Gefühl der Lust darüber kann an sich niemals so stark sein, daß es den Verdruß der Ungemächlichkeit überwiege, wo nicht die Vorstellung eines künftigen Zustandes von der Dauer einer solchen moralischen Schönheit und der Glückseligkeit, die dadurch vergrößert werden wird, daß man sich noch tüchtiger finden wird, so zu handeln, ihr zu Hilfe kommt.

Alle Vergnügungen und Schmerzen sind entweder körperlich oder idealisch.

Eine Frau wird beleidigt durch Grobheit oder gedrückt, wo keine Verantwortung, sondern Drohen nur helfen kann. Sie bedient sich ihrer rührenden Waffen, der Tränen, des wehmütigen Unwillens und der Klage, erduldet aber gleichwohl das Übel, ehe sie der Ungerechtigkeit nachgibt. Der Mann entrüstet sich, daß man so dreist sein darf, ihn zu kränken; er treibt Gewalt mit Gewalt zurück, schreckt und läßt dem Beleidiger die Folgen der Ungerechtigkeit fühlen. Es ist nicht nötig, daß der Mann sich über die Übel des Wahns entrüste; er kann sie nämlich verachten.

Rousseau verfährt synthetisch und fängt vom natürlichen Menschen an, ich verfahre analytisch und fange vom gesitteten an. — Das Herz des Menschen mag beschaffen sein, wie es wolle, so ist hier nur die Frage, ob der Zustand der Natur oder der gesitteten Welt mehr wirkliche Sünde und Fertigkeit dazu entwickele. — Es kann das moralische Übel so gedämpft sein, daß sich in Handlungen lediglich ein Mangel größerer Reinheit, niemals aber ein positives Laster zeigt (derjenige, welcher nicht heilig ist, ist deshalb nicht lasterhaft); dagegen kann sich dieses nachgerade so entwickeln, daß es zum Abscheu wird. Der einfältige Mensch hat wenig Versuchung, lasterhaft zu werden. Lediglich die Üppigkeit macht den großen Reiz, und die Achtung der moralischen Empfindung und des Verstandes kann ferner kaum zurückhalten, wenn der Geschmack an Üppigkeit schon groß ist.

Frömmigkeit ist das Mittel des Komplements der moralischen Bonität zur Heiligkeit. In der Relation eines Menschen zum andern ist davon nicht die Frage. Wir können natürlicherweise nicht heilig sein, und dieses haben wir der Erbsünde zu verdanken; wir können aber wohl moralisch gut sein. — Man kann entweder seine üppige Neigung einschränken oder, indem man sie beibehält, Gegenmittel wider ihre Wirkungen erfinden. Zu den letzteren gehören Wissenschaften und Verachtung des Lebens.

Die Heilige Schrift wirkt mehr auf die Verbesserung von übernatürlichen Kräften, die gute moralische Erziehung mehr, wenn alles bloß nach der Ordnung der Natur geschehen soll. Ich gestehe es, daß wir durch die letztere keine Heiligkeit, welche rechtfertigend ist, hervorbringen können; aber wir können doch eine moralische Bonität *coram foro humano* hervorbringen, und diese ist jener sogar beförderlich.

Ebensowenig, wie man sagen kann, die Natur habe uns eine unmittelbare Neigung zum Erwerb (die filzige Habsucht) eingepflanzt, ebensowenig kann man sagen, sie habe uns einen unmittelbaren Trieb der Ehre gegeben. Es entwickeln sich beide und sind beide in der allgemeinen Üppigkeit nützlich. Aber daraus läßt sich nur schließen, daß, ebenso wie die Natur Schwielen bei harter Arbeit hervorbringt, sie auch selbst in ihren Verletzungen Gegenmittel erschafft.

Die Verschiedenheit des Standes macht, daß, sowenig man sich in die Stelle des dienstbaren Pferdes versetzt, um sein elendes Futter sich vorzustellen, ebensowenig setzt man sich an die Stelle des Elendes, um dieses zu fassen.

Die jetzigen Moralisten setzen viel der Übel voraus und wollen lehren, sie zu überwinden, und setzen viel Versuchungen zum Bösen voraus und schreiben Bewegungsgründe vor, sie zu überwinden. Die Rousseausche Methode lehrt jene für keine Übel und diese für keine Versuchungen zu halten.

Die Drohung der ewigen Bestrafung kann nicht der unmittelbare Grund moralisch guter Handlungen sein, aber wohl ein starkes Gegengewicht gegen die Reizung zum Bösen, damit die unmittelbare Empfindung des Moralischen nicht überwogen werde. — Es gibt gar keine unmittelbare Neigung zu moralisch[a]) bösen Handlungen, wohl aber eine unmittelbare zu guten.

Der wohlgeartete und wohlgesittete Mensch sind sehr zu unterscheiden. Der erstere bedarf nicht zu bändigen seine verkehrten Triebe; denn sie sind natürlich gut. Wenn er an eine Vergeltung vermittelst der Vorstellung vom oberen Wesen denkt, so sagt er: Vielleicht ist es hier, vielleicht im andern Leben; man muß gut sein und das übrige erwarten. Der zweite ist 1. nur gesittet, 2. wohlgesittet.

Diese natürliche Sittlichkeit muß auch der Probierstein aller Religion sein. Denn wenn es ungewiß ist, ob Leute in einer andern Religion können selig werden, und ob nicht die Qualen in dieser Welt ihnen[b]) können zur Glückseligkeit in der künftigen verhelfen, so ist es gewiß, daß ich sie nicht verfolgen müsse. Dieses Letzte würde aber nicht sein, wenn nicht die natürliche Empfindung zureichend zu aller Pflichtausübung dieses Lebens wäre.

a) Or.: „moralischen", verb. Vorländer.
b) Or.: „sie"; verb. Vorländer.

Ein jeder Feige lügt, aber nicht umgekehrt. Was da schwach macht, bringt Lüge hervor.

Die Scham und die Schamhaftigkeit sind zu unterscheiden. Jene ist ein Verrat eines Geheimnisses durch die natürliche Bewegung des Bluts; diese ist ein Mittel, ein Geheimnis zu verbergen, um der Eitelkeit willen, ingleichen in der Geschlechtsneigung.

Es ist weit gefährlicher, mit freien und gewinnsüchtigen Leuten als mit Untertanen eines Monarchen im Kriege zu sein. — Ganze Nationen können das Beispiel von einem Menschen überhaupt abgeben. Man findet niemals große Tugenden, wo nicht zugleich große Ausschweifungen damit vereinbart sind, wie bei den Engländern.

Alle Andacht, welche natürlich ist, hat nur einen Nutzen, weil sie die Folge einer guten Moralität ist. Unter derselben wird auch die natürliche Andacht mitgenommen, welche auf ein Buch verwandt wird. Daher sagen auch die geistlichen Lehrer mit Recht, daß die Andacht nichts taugt, wofern sie nicht durch den Geist Gottes bewirkt worden; alsdann ist sie eine Anschauung; sonst ist sie zum Selbstbetrug sehr aufgelegt. Diejenigen, welche aus der Tugendlehre eine Lehre der Frömmigkeit machen, machen aus dem Teile ein Ganzes; denn die Frömmigkeit ist nur eine Art von Tugend. — Es ist ein großer Unterschied, seine Neigungen zu überwinden oder sie auszurotten, nämlich machen, daß wir sie verlieren. Dieses ist auch davon noch zu unterscheiden, Neigungen abzuhalten, nämlich machen, daß jemand diese Neigungen niemals bekommt. Jenes ist bei alten Leuten, dieses bei jungen nötig.

Es gehört eine sehr große Kunst dazu, bei Kindern das Lügen zu verhüten. Denn da sie viel zu leisten haben und viel zu schwach sind, abschlägige Antworten zu geben oder Strafe auszuhalten, so haben sie eine weit stärkere Anreizung zu lügen, als es die Alten jemals haben. Vornehmlich, da sie sich selbst nichts verschaffen können, wie die Alten, sondern alles von der Art abhängt, wie sie etwas vorstellen nach der Neigung, die sie an andern merken. Man muß sie daher nur über das strafen, was sie gar nicht leugnen können, und ihnen nicht um vorgewandter Gründe willen etwas bewilligen.

Man muß durchaus, wenn man die Moralität bilden will, keine Bewegungsgründe anführen, welche die Handlung nicht moralisch gut machen, nämlich Strafen, Lohn usw. Daher muß

man auch die Lüge unmittelbar häßlich schildern, und wie sie es auch in der Tat ist, keiner anderen Regel der Moralität, z. B. der Pflicht gegen andre unterordnen. Man hat keine Pflichten gegen sich selbst, man hat aber wohl absolute Pflichten, die an und für sich selbst sind — gut zu handeln. Es ist auch ungereimt, daß wir in unserer Sittlichkeit von uns selbst selten abhängen.

In der Medizin sagt man, daß der Arzt der Diener der Natur sei; in der Moral gilt aber dasselbe. Haltet nur das äußere Übel ab; die Natur wird schon die beste Richtung nehmen. Wenn der Arzt sagte, daß die Natur an sich verderbt sei, durch welches Mittel wollte er sie bessern? Ebenso der Moralist.

Der Mensch nimmt nicht eher Anteil an anderer Glück oder Unglück, als bis er sich selbst zufrieden fühlt. Macht also, daß er mit wenigem zufrieden sei, so werdet ihr gütige Menschen machen; sonst ist es umsonst. Die allgemeine Menschenliebe hat etwas Hohes und Edles an sich, aber sie ist chimärisch. So lange man so sehr selbst von Sachen abhängig ist, kann man nicht an anderer Glück teilnehmen.

Der einfältige Mensch hat sehr früh eine Empfindung von dem was recht ist, aber sehr spät oder gar nicht einen Begriff davon. Jene Empfindung muß weit eher entwickelt werden als der Begriff. Lehrt man ihn früher entwickeln nach Regeln, so wird er niemals empfinden. Es ist schwer, nachdem die Neigungen entwickelt sind, sich das Gute oder Übel in anderen Verhältnissen vorzustellen. Weil ich jetzt ohne einen immerwährenden Genuß von der Langeweile verzehrt werde, so stelle ich mir dies auch an dem Schweizer vor, der seine Kühe auf dem Gebirge weidet; und wird dieser sich nicht vorstellen, wie ein Mensch, der satt ist, noch etwas mehr begehren kann. Man kann kaum begreifen, wie in einem solchen niedrigen Stande diese Niedrigkeit selbst nicht mit Schmerz erfüllt. Andrerseits, wenn die übrigen Menschen auch mit den Übeln des Wahns angesteckt sind, können einige sich nicht vorstellen, wie dieser Wahn bei ihnen könne erwartet werden. Der vornehme Mann bildet sich ein, daß die Übel der Geringschätzung eines beraubten Glanzes den Bürger nicht drücken können, und begreift nicht, wie er zu der Gewohnheit kommen könne, gewisse Ergötzlichkeiten zu seinen Bedürfnissen zu zählen.

Der Fürst, welcher den Adel gab, wollte etwas erteilen,

was gewissen Personen statt alles anderen Überflusses dienen könnte. Hüten sie also als Leckerbissen des Adels Last, wie die übrigen Eiteln des Geldes Besitz!

Kann wohl etwas verkehrter sein, als den Kindern, die kaum in diese Welt treten, gleich von der andern etwas vorzureden?

So wie die Frucht, wenn sie reif genug ist, sich vom Baume trennt, sich der Erde nähert, um ihre eigenen Samen wurzeln zu lassen, so trennt sich auch der mündige Mensch von seinen Eltern, verpflanzt sich selbst und wird die Wurzel eines neuen Geschlechts. Der Mann muß von keinem andern abhängen, damit die Frau gänzlich von ihm abhänge.

Es muß gefragt werden, wie weit können die innern moralischen Gründe einen Menschen bringen? Sie werden ihn vielleicht dahin bringen, daß er im Stande der Freiheit ohne große Versuchung gut ist. Aber wenn anderer Ungerechtigkeit oder der Zwang des Wahns ihm Gewalt antun, alsdann hat diese innere Moralität nicht Macht genug. Er muß Religion haben und vermittelst der Belohnung des künftigen Lebens sich aufmuntern; die menschliche Natur ist nicht fähig einer unmittelbaren moralischen Reinheit. Wenn aber übernatürlicherweise auf ihre Reinheit gewirkt wird, so haben die künftigen Belohnungen nicht mehr die Eigenschaft der Bewegungsgründe.

Das ist der Unterschied der falschen und gesunden Moral, daß jene nur Hilfsmittel gegen Übel sucht, diese aber dafür sorgt, daß die Ursachen dieser Übel gar nicht da seien.

Unter allen Arten des Putzes ist auch der moralische. — Das Erhabene des Standes besteht darin, daß er viele Würde umfasse; das Schöne heißt hier das Geziemende. Die Ursache, weswegen die Würde am Adel gemeinhin schlecht besteht. — Erhabene Gesinnung, welche Kleinigkeiten übersieht und das Gute unter den Mängeln bemerkt. —

Es ist unnatürlich, daß ein Mensch sein Leben großenteils zubringen soll, um einem Kinde zu lehren, wie es dereinst leben soll. Dergleichen Hofmeister als Jean Jacques sind demnach erkünstelt. Im einfachen Zustande werden einem Kinde nur wenige Dienste geleistet; sobald es ein wenig Kräfte hat, tut es selbst kleine nützliche Handlungen des Erwachsenen, wie bei Landleuten oder den Handwerkern, und lernt allmählich das übrige. Es ist indessen geziemend, daß ein Mensch sein Leben verwende, um viele zugleich leben zu lehren, daß dann die Auf-

opferung seines eigenen Lebens dagegen nicht zu achten ist. Schulen sind daher nötig; damit sie aber möglich werden, muß man Emile ziehen. Es wäre zu wünschen, daß Rousseau zeigte, wie daraus Schulen entspringen könnten. Prediger auf dem Lande können dies mit ihren eigenen Kindern und denen ihrer Nachbarn anfangen.

Der Geschmack hängt nicht an unseren Bedürfnissen. Der Mann muß schon gesittet sein, wenn er eine Frau nach Geschmack wählen soll.

Ich muß den Rousseau so lange lesen, bis mich die Schönheit der Ausdrücke gar nicht mehr stört, und dann kann ich allererst ihn mit Vernunft übersehen. Daß große Leute nur in der Ferne schimmern, und daß ein Fürst vor seinem Kammerdiener viel verliert, kommt daher, weil kein Mensch groß ist.

Wenn ich mich jetzt in eine große, obzwar nicht gänzliche Abhängigkeit von Menschen setzen wollte, so müßte ich arm sein können, ohne es zu fühlen, und gering gehalten werden, ohne es zu achten. Wäre ich aber ein Reicher, so würde ich vornehmlich in mein Vergnügen Freiheit von Sachen und Menschen hineinbringen; ich würde mich alsdann nicht mit Dienern, Gärten, Pferden usw. überladen, über deren Verlust ich besorgt sein müßte; ich würde keine Juwelen haben, weil ich sie verlieren kann usw. Ich würde mich nicht[a]) gemäß dem Wahne anderer einrichten, damit er mir nicht wirklich schade, z. B. meinen Umgang verringern, damit er nicht meiner Bequemlichkeit zu nahe trete.

Es ist nötig einzusehen, wie sich die Kunst und die Zierlichkeit der gesitteten Verfassung hervorfinden, und wie sie in einigen Weltgegenden (z. B. wo keine Haustiere sind) sich niemals finden, damit man das, was der Natur fremd und zufällig ist, von dem unterscheiden lerne, was ihr natürlich ist. Wenn man die Glückseligkeit des Wilden erwägt, so ist es nicht, um in die Wälder zurückzukehren, sondern nur um zu sehen, was man verloren habe, indem man anderseits gewinnt; damit man in dem Genusse und Gebrauche der geselligen Üppigkeit nicht mit unnatürlichen und unglücklichen Neigungen derselben fest klebe und ein gesitteter Mensch der Natur bleibe. Jene Betrachtung dient zum Richtmaße; denn niemals schafft die Natur einen Menschen zum Bürger, und seine Neigungen und

a) „nicht“ Zusatz Hartensteins.

Bestrebungen sind bloß auf den einfachen Zustand des Lebens abgezielt. — Es scheint bei den meisten anderen Geschöpfen ihre Hauptbestimmung zu sein, daß sie leben, und daß ihre Arten leben; wenn ich dies bei dem Menschen voraussetze, so muß ich den gemeinen Wilden nicht verachten.

Wie aus dem Luxus endlich die bürgerliche Religion und auch der Religionszwang (wenigstens bei jeder neuen Veränderung) notwendig wird? — Die bloße natürliche Religion schickt sich gar nicht für einen Staat, noch eher der Skeptizismus.

Der Zorn ist eine sehr gutartige Empfindung des schwachen Menschen. Eine Neigung, ihn zu unterdrücken, veranlaßt den unversöhnlichen Haß. Man haßt den nicht immer, über den man zürnt. Gutartigkeit der Menschen, die da zürnen. Verstellte Sittsamkeit verbirgt den Zorn und macht falsche Freunde.

Ich kann einen anderen niemals überzeugen, als durch seine eigenen Gedanken. Ich muß also voraussetzen, der andere habe einen guten und richtigen Verstand; sonst ist es vergeblich zu hoffen, er werde durch meine Gründe können gewonnen werden. Ebenso kann ich niemand moralisch rühren, als durch seine eigenen Empfindungen; ich muß also voraussetzen, der andere habe eine gewisse Bonität des Herzens; sonst wird er bei meiner Schilderung des Lasters niemals Abscheu und bei meiner Anpreisung der Tugend niemals eine Triebfeder dazu in sich fühlen. Weil es aber möglich ist, daß einige moralisch-richtige Empfindung in ihm sich finde, oder er vermuten kann, daß seine Empfindung mit der des ganzen menschlichen Geschlechts einstimmig sei, wie sein Böses ganz und gar böse sei, so muß ich ihm das partielle Gute darin zugestehen und die schlüpfrige Ähnlichkeit der Unschuld und des Verbrechens als an sich betrüglich abmalen.

Der oberste Grund, zu schaffen, ist, weil es gut ist. Daraus muß folgen, erstens daß, weil Gott mit seiner Macht und seiner großen Erkenntnis sich selbst gut findet, er auch alles dadurch Mögliche gut finde, zweitens, daß er auch an allem ein Wohlgefallen habe, was wozu gut ist, am meisten aber daran, auf[a]) was seine größeste Güte abzielt. Das erstere ist gut als eine Folge, das zweite als ein Grund.

a) „auf“ von mir hinzugesetzt.

Weil die Rache voraussetzt, daß Menschen, die sich hassen, einander nahe bleiben, widrigenfalls, wenn man sich entfernen kann, wie man will, der Grund, sich zu rächen, wegfallen würde, so kann dieselbe nicht in der Natur liegen, weil diese nicht voraussetzt, daß Menschen miteinander eingesperrt seien. Allein der Zorn, eine sehr nötige und einem Manne geziemende Eigenschaft, wenn sie nämlich keine Leidenschaft ist (welche vom Affekt zu unterscheiden ist), liegt gar sehr in der Natur.

Man kann sich die Annehmlichkeit von etwas nicht vorstellen, was man nicht gekostet hat, so wie der Karaibe das Salz verabscheut, woran er sich nicht gewöhnt hat.

Agesilaus und der persische Satrap verachteten sich beide; der erste sagte: Ich kenne die persische Wollust, aber dir ist die meinige unbekannt.

Der Christ, sagt man, soll sein Herz nicht an zeitliche Dinge hängen. Hierunter wird nun auch verstanden, man solle frühzeitig verhüten, daß keiner solche Anhänglichkeit sich erwirbt. Aber erst diese Neigungen zu nähren und dann übernatürliche Beihilfe erwarten, sie zu regieren, das ist Gott versuchen.

Ein gewisser großer Monarch im Norden[a]) hat, wie es heißt, seine Nation zivilisiert. Wollte Gott, er hätte Sitten in sie gebracht, so aber war alles, was er tat, die politische Wohlfahrt und das moralische Verderben.

Ich kann niemand besser machen als durch den Rest des Guten, das in ihm ist; ich kann niemand klüger machen als durch den Rest der Klugheit, die in ihm ist.

Aus dem Gefühle der Gleichheit entspringt die Idee der Gerechtigkeit sowohl der Genötigten als der Nötigenden. Jene ist die Schuldigkeit gegen andere, diese die empfundene Schuldigkeit anderer gegen mich. Damit diese ein Richtmaß im Verstande haben, so können wir uns in Gedanken in die Stelle anderer setzen, und damit es nicht an Triebfedern hiezu ermangele, so werden wir durch Sympathie von dem Unglücke und der Gefahr anderer wie durch unser eigenes bewegt. Diese Schuldigkeit wird als so etwas erkannt, dessen Ermangelung einen anderen mich würde als meinen Feind ansehen lassen und machen, daß ich ihn haßte. Niemals empört etwas mehr als

a) Offenbar Peter der Große von Rußland.

Ungerechtigkeit; alle anderen Übel, die wir ausstehen, sind nichts dagegen. Die Schuldigkeit betrifft nur die notwendige Selbsterhaltung, sofern sie mit der Erhaltung der Art besteht; alles übrige sind Gunstbezeigungen und Gewogenheiten. Ich werde demnach einen jeden hassen, der mich in einer Grube zappeln sieht und mit Kaltsinn vorübergeht.

Die Gütigkeit findet sich nur durch die Ungleichheit. Denn ich verstehe unter Gütigkeit eine Bereitwilligkeit, Gutes zu erzeigen, selbst in dem Falle, wo die allgemeine natürliche Sympathie kein genügender Grund dazu sein würde. Nun ist es nicht einfältig und natürlich, eine ebenso große Gemächlichkeit aufzuopfern, als ich einem andern erzeige, weil ein Mensch soviel gilt als ein anderer. Wenn ich also dazu bereitwillig sein soll, muß ich mich stärker in Ansehung der Unbequemlichkeit als einen andern urteilen; ich muß es als ein großes Übel ansehen, was ich einem andern erspare, und als ein kleines, das ich selbst erleide. Ein Mann würde einen anderen verachten, wenn er solche Gütigkeit gegen ihn erwiese.

Die erste Ungleichheit ist die eines Mannes und eines Kindes, die eines Mannes und eines Weibes. Jener sieht es gewissermaßen als eine Schuldigkeit an, da er stark und diese schwach sind, ihnen nicht etwas aufzuopfern.

Das scheinbar Edle ist der Anstand, das scheinbar Falsche der Schimmer, das scheinbar Schöne das Geschmückte.

Alle unrichtige Schätzung desjenigen, was nicht zu dem Zwecke der Natur gehört, zerstört auch die schöne Harmonie der Natur. Dadurch, daß man die Künste und Wissenschaften so sehr wichtig hält, macht man diejenigen verächtlich, die sie nicht haben, und bringt uns zur Ungerechtigkeit, die wir nicht ausüben würden, wenn wir sie mehr als uns gleich ansähen.

Wenn etwas nicht der Dauer der Lebenszeit, nicht ihren Epochen, nicht dem großen Teile der Menschen angemessen ist, endlich gar sehr dem Zufalle unterworfen und nur schwerlich zum Nutzen gereicht, so gehört es nicht zur Glückseligkeit und Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts. Wie viel Jahrhunderte sind verflossen, ehe echte Wissenschaft war, und wie viel Nationen sind in der Welt, die sie niemals haben werden! Man muß nicht sagen, die Natur berufe uns zur Wissenschaft, weil sie uns Fähigkeit dazu gegeben hat; denn was die Lust anlangt, so kann diese bloß erkünstelt sein.

Gelehrte glauben, es sei alles um ihretwillen da; Adelige

auch. — Wenn man durch das öde Frankreich gereist ist, so kann man sich bei der Akademie der Wissenschaften oder in den Gesellschaften von gutem Ton wieder trösten; so, wenn man von allen Betteleien im Kirchenstaate sich glücklich losgemacht hat, kann man sich bis zur Trunkenheit in Rom über die Pracht der Kirchen und der Altertümer freuen.

Der Mensch mag künsteln, soviel er will, so kann er die Natur nicht nötigen, andere Gesetze einzuschlagen. Er muß entweder selbst arbeiten oder andere für ihn; und diese Arbeit wird anderen so viel von ihrer Glückseligkeit rauben, als er seine eigene über das Mittelmaß steigern will[a]).

Man kann die Wohlfahrt befördern, entweder indem man die Begierden sich erweitern läßt und bestrebt ist, sie zu befriedigen. Man kann die Rechtschaffenheit befördern, wenn man die Neigungen des Wahns und der Üppigkeit wachsen läßt und sich um moralische Antriebe bemüht, ihnen zu widerstehen. Zu beiden Aufgaben ist aber noch eine andere Auflösung, nämlich diese Neigungen nicht entstehen zu lassen. Zuletzt kann man auch das Wohlverhalten befördern, indem man alle unmittelbare moralische Bonität beiseite setzt und lediglich die Befehle eines lohnenden und strafenden Oberherrn zum Grunde legt.

Das Übelschaffende der Wissenschaft für die Menschen ist vornehmlich dieses, daß der allergrößeste Teil derer, die sich damit zeigen wollen, gar keine Verbesserung des Verstandes, sondern nur eine Verkehrtheit desselben erwirkt, nicht zu erwähnen, daß sie den meisten nur zum Werkzeuge der Eitelkeit dient. Der Nutzen, den die Wissenschaften haben, ist entweder die Üppigkeit (e. g. die Mathematik) oder die Verhinderung der Übel, die sie selbst angerichtet hat, oder auch eine gewisse Sittsamkeit als eine Nebenfolge.

Die Begriffe der bürgerlichen Gerechtigkeit und der natürlichen und die daraus entspringenden Empfindungen von Schuldigkeit sind sich fast gerade entgegengesetzt. Wenn ich von einem Reichen erbte, der sein Vermögen durch Erpressungen von seinen Bauern gewonnen hat, und dieses auch an die nämlichen Armen schenkte, so tue ich im bürgerlichen Verstande eine sehr großmütige Handlung, im natürlichen aber nur eine gemeine Schuldigkeit.

a) Eine wichtige soziologische Bemerkung Kants.

Bei der allgemeinen Üppigkeit klagt man über die göttliche Regierung und über die Regierung der Könige. Man bedenkt nicht: 1. daß, was die letztere anlangt, ebendieselbe Ehrbegierde und Unmäßigkeit, welche den Bürger beherrschen, auf dem Throne keine andere Gestalt haben können, als wie sie haben; 2. daß solche Bürger nicht anders können regiert werden. Der Untertan will, der Herr soll seine Neigung der Eitelkeit überwinden, um das Wohl seiner Länder zu befördern, und besinnt sich nicht, daß diese Forderung an ihn in Ansehunng der Niedern mit eben dem Rechte geschähe. Seid allererst selbst weise, rechtschaffen und mäßig; diese Tugenden werden bald zum Throne aufsteigen und den Fürsten auch gut machen. Seht die schwachen Fürsten, welche in solchen Zeiten Gütigkeit und Großmut blicken lassen, können sie solche wohl anders ausüben, als mit großer Ungerechtigkeit gegen andere, weil diese in nichts anderem die Großmut setzen als in der Austeilung eines Raubes, den man anderen entwendet hat? Die Freiheit, die ein Fürst erteilt, so zu denken und zu reden, als ich jetzt tue, ist wohl so viel wert als viele Vergünstigungen zu einer größeren Üppigkeit; denn durch jene Freiheit kann alles dieses Üble noch verbessert werden.

Die größte Angelegenheit des Menschen ist, zu wissen, wie er seine Stelle in der Schöpfung gehörig erfülle, und recht verstehe, was man sein muß, um ein Mensch zu sein. Wenn er aber öde Liebe oder Vergnügen kennen lernt, die ihm zwar schmeicheln, wozu er aber nicht organisiert ist, und welche den Einrichtungen widerstreiten, die ihm die Natur angewiesen hat, wenn er sittliche Eigenschaften kennen lernt, die da schimmern, so wird er die schöne Ordnung der Natur stören, sich selbst und andern nur das Verderben bereiten. Denn er ist aus seinem Posten gewichen, da er sich nicht genügen läßt, das zu sein, wozu er bestimmt ist. Weil er außerhalb des Kreises eines Menschen heraustritt, so ist er nichts, und die Lücke, die es macht, breitet sein eigenes Verderben auf die benachbarten Glieder aus.

Unter den Schäden, welche die Sündflut von Büchern anrichtet, womit unser Weltteil jährlich überschwemmt wird, ist einer nicht der geringsten, daß die wirklich nützlichen hin und wieder auf dem weiten Ozean der Büchergelehrsamkeit schwimmenden Bücher übersehen werden und das Schicksal der Hinfälligkeit mit der übrigen Spreu teilen müssen. — Die

Neigung, viel zu lesen, um zu sagen, daß man gelesen habe; die Gewohnheit, nicht lange bei einem Buche sich zu verweilen.

Die Übel bei der sich entwickelnden Unmäßigkeit der Menschen ersetzen sich ziemlich. Der Verlust der Freiheit und die alleinige Gewalt eines Beherrschers ist ein großes Unglück, aber es wird doch ebensowohl ein ordentliches System, ja, es ist wirklich mehr Ordnung, obzwar weniger Glückseligkeit als in einem freien Staate. Die Weichlichkeit in der Sitte der Müßiggänger und die Eitelkeit bringen Wissenschaften hervor. Diese geben dem Ganzen eine neue Zierde, halten von vielem Bösen ab, und wo sie zu einer gewissen Höhe gesteigert werden so verlassen[a]) sie die Übel, die sie selbst angerichtet haben.

Der erste Eindruck, den ein Leser, welcher nicht bloß aus Eitelkeit und zum Zeitvertreib liest, von den Schriften des J. J. Rousseau bekommt, ist, daß er eine ungemeine Scharfsinnigkeit des Geistes, einen edlen Schwung des Genius und eine gefühlvolle Seele in einem so hohen Grade antrifft, als vielleicht niemals irgendein Schriftsteller, von welchem Zeitalter oder von welchem Volke er auch sei, vereint mag besessen haben. Der Eindruck, der hiernächst folgt, ist die Befremdung an seltsamen und widersinnigen Meinungen, die demjenigen, was allgemein gangbar ist, so sehr entgegen stehen, daß man leichtlich auf die Vermutung geratet, der Verfasser habe vermöge seiner außerordentlichen Talente und Zauberkraft der Beredsamkeit nur beweisen und den Sonderling machen wollen, welcher durch eine einnehmende und überraschende Neuheit über alle Nebenbuhler des Witzes hervorstehe.

Man muß die Jugend lohnen[b]), den gemeinen Verstand in Ehren zu halten, sowohl durch moralische als durch logische Gründe.

Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren und würde mich viel unnützer fin-

a) Hartenstein: „verbessern".
b) „lehren"?

den als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Wert geben könne, die Rechte der Menschheit herzustellen[a]).

Es ist sehr lächerlich zu sagen: Ihr sollt andere Menschen lieben! Sondern man muß vielmehr sagen: Ihr habt guten Grund, euern Nächsten zu lieben. Selbst gilt dieses bei euren Feinden.

Die Tugend ist stark; was also entkräftet und unter Lüsten weichlich oder von dem Wahne abhängig macht, ist der Tugend entgegen. Was das Laster und die Tugend schwer macht, liegt nicht in der Natur.

Die allgemeine Eitelkeit macht, daß man nur von denjenigen sagt, sie wissen zu leben, die niemals zu leben (für sich selbst) verstehen.

Wenn es irgendeine Wissenschaft gibt, die der Mensch wirklich bedarf, so ist es die, welche ich lehre, die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man sein muß, um ein Mensch zu sein[a]). Gesetzt, er hätte über sich oder unter sich zu täuschende Anlockungen kennen gelernt, die ihn unvermerkt aus seiner eigentümlichen Stellung gebracht haben, so wird ihn diese Unterweisung wiederum zum Stande des Menschen zurückführen, und er mag sich alsdann auch noch so klein oder mangelhaft finden, so wird er doch für seinen angewiesenen Punkt recht gut sein, weil er gerade das ist, was er sein soll.

Der Fehler zu sagen: Dieses ist bei uns allgemein, also überhaupt allgemein, ist für Verständige leicht zu verhüten. Allein folgende Urteile sind scheinbar. Die Natur hat uns die Gelegenheit zum Vergnügen gegeben, wie wollen wir uns ihrer bedienen? Wir haben die Fähigkeit zu Wissenschaften; daher ist es ein Ruf der Natur, sie zu suchen. Wir fühlen in uns eine Stimme der Natur, die in uns spricht: Das ist edel und rechtschaffen; daher ist es eine Pflicht, so zu tun.

Alles geht in einem Flusse vor uns vorbei, und der wandelbare Geschmack und die verschiedenen Gestalten der Menschen machen das ganze Spiel ungewiß und trüglich. Wo finde ich feste Punkte der Natur, die der Mensch niemals

a) Dieser Abschnitt ist von uns, wegen seiner besonderen Wichtigkeit für Kants Entwicklung in Sperrdruck wiedergegeben.

verrücken kann, und wo ich die Merkzeichen geben kann, an welches Ufer er sich zu halten hat?

Daß die Größe nur verhältnismäßig sein kann und es gar keine absolute Größe gibt, ist daraus zu ersehen. Ich habe gar nicht den Ehrgeiz, ein Seraph sein zu wollen, mein Stolz ist nur dieser, desto mehr Mensch zu sein. Der müßige Bürger kann sich keinen Begriff machen, was denn dem Hofmanne fehlen kann, der, auf seine Güter verwiesen, nach Belieben leben kann; indessen grämt sich dieser stark.

Das Leben der bloß Genießenden ohne Betrachtung und Sitten scheint keinen Wert zu haben.

Ein Zeichen von grobem Geschmack ist anjetzt, daß man so viel schönen Schmuck nötig hat; jetzt ist der feinste Geschmack in der Einfachheit. — Man wird im gesitteten Stande sehr spät klug, und man könnte wohl mit dem Theophrast[a]) sagen: Es ist schade, daß man dann zu leben aufhört, wenn man es erst aufgehen sieht.

Bei Menschen und Tieren hat eine gewisse mittlere Größe die meiste Stärke.

Der moralische Geschmack in Ansehung der Geschlechtsneigung, wo jedermann scheinen will, darin sehr fein oder auch rein zu sein. — Die Wahrheit ist nicht die Hauptvollkommenheit des gesellschaftlichen Lebens; der schöne Schein treibt es hier so wie in der Malerei viel weiter. Vom Geschmack im Heiraten.

Die Gewißheit in den sittlichen Urteilen vermittelst der Vergleichung mit dem sittlichen Gefühle ist ebenso groß als die mit der logischen Empfindung. Der Betrug in Ansehung des sittlichen Urteils geht ebenso zu, als des logischen; aber dieser ist noch häufiger.

Bei den metaphysischen Anfangsgründen der Ästhetik ist das verschiedene unmoralische Gefühl, bei den Anfangsgründen der sittlichen Metaphysik das verschiedene moralische Gefühl der Menschen nach Verschiedenheit des Geschlechts, des Alters, der Erziehung und Regierung, der Rassen und Klimaten anzuwenden.

Der moralische Geschmack ist zur Nachahmung geneigt, die moralischen Grundsätze erheben sich über dieselbe. Wo Höfe sind und große Standesunterschiede der Menschen, ist

a) Der bekannte Nachfolger des Aristoteles.

alles deren Geschmack ergeben; in Republiken ist es anders; daher der Geschmack der Gesellschaft dort feiner und hier gröber ist. Man kann sehr tugendhaft sein und wenig Geschmack haben. Wo das gesellschaftliche Leben zunehmen soll, muß der Geschmack erweitert werden, wie die Annehmlichkeit der Gesellschaft leicht sein muß, Grundsätze aber schwer sind. Unter Frauenzimmern ist dieser Geschmack am leichtesten. Der moralische Geschmack vereinbart sich leicht mit dem Schein der Grundsätze. Schweizer, Holländer, Engländer, Franzosen, Reichsstädte.

Der Geschmack an der bloßen Tugend ist etwas grob; wenn er frei ist, so muß er sie mit Torheit untermengt kosten können.

Man hat Ursache, sein Gefühl nicht zu sehr zu verfeinern, erstlich, um es nicht dem Schmerz um so stärker zu eröffnen, zweitens, um wahrer und nützlicher zu sorgen. Die Genügsamkeit und Einfalt erfordern ein gröberes Gefühl und machen glücklich. — Das Schöne wird geliebt, das Edle geachtet; das Häßliche macht Ekel, das Unedle wird verachtet. Kleine Leute sind hochmütig und hitzig, große gelassen.

Der natürliche Mensch ist mäßig, nicht aus Rücksicht auf die künftige Gesundheit (denn er prospiziert nicht), sondern wegen des gegenwärtigen Wohlbefindens. — Die Ursache, warum die Ausschweifungen der Wollust so hoch empfunden werden, ist, weil sie Gründe der Propagation in der Erhaltung der Art betreffen; und weil dieses das einzige ist, wozu die Frauenzimmer taugen, so macht es ihre Hauptvollkommenheit aus; daher die Erhaltung ihrer selbst auf dem Manne beruht. Das Vermögen, Nutzen zu schaffen mit der Zeugungsfähigkeit, ist bei dem Weibe eingeschränkt und an einem Manne ausgebreitet. — Die Üppigkeit macht, daß man zwischen der einen Frau und der andern einen großen Unterschied macht. Die Begierde sättigt man nicht durch Liebe, sondern durch Heirat. — Die Geschlechtsneigung ist entweder das verliebte Bedürfnis oder die verliebte Lüsternheit. Im Stande der Einfalt herrscht das erstere und also noch kein Geschmack. Im Stande der Kunst wird die verliebte Lüsternheit entweder eine des Genusses oder des idealischen Geschmacks. Jenes macht die wollüstige Unmäßigkeit aus. In allen diesen Dingen ist auf zwei Stücke zu sehen. Das weibliche Geschlecht ist entweder mit dem männlichen in freiem Umgange vermengt oder

ausgeschlossen. Wo das letztere ist, findet kein moralischer Geschmack statt, sondern allenfalls Einfalt (das Leihen der Weiber bei den Spartanern), oder es ist ein wollüstiger Wahn, gleichsam einer verliebten Habsucht, viel zu genießen und zu besitzen, ohne eins recht zu genießen (König Salomo). Im Stande der Einfalt herrscht das beiderseitige Bedürfnis; hier ist auf der einen Seite Bedürfnis, auf der andern Mangel. Dort war Treue ohne Versuchung, hier Wächter der Keuschheit, die an sich selbst nicht möglich ist. Im freien Umgange beider Geschlechter, welcher eine neue Erfindung ist, wächst die Lüsternheit, aber auch der moralische Geschmack.

Das Merkmal der Geselligkeit ist, sich nicht jederzeit einem andern vorzuziehen. Einen andern sich jederzeit vorzuziehen, ist schwach. Die Idee der Gleichheit reguliert alles. — In der Gesellschaft und den Gastmählern erleichtern Einfachheit und Gleichheit und machen sie angenehm.

Herrsche über den Wahn und sei ein Mann; damit deine Frau dich unter allen Menschen am höchsten schätze, so sei selbst kein Knecht von den Meinungen anderer. Damit deine Frau dich ehre, so sehe sie nicht in dir die Sklaverei der Meinungen anderer. Sei häuslich; es herrsche in deiner Geselligkeit nicht Aufwand, sondern Geschmack und Bequemlichkeit, nicht Überfluß sowohl in Wahl der Gäste als der Gerichte.

Ein Gut des Wahns besteht darin, daß die Meinungen nur allein gesucht, die Sachen selbst aber entweder mit Gleichgültigkeit angesehen oder gar gehaßt werden. Der erste Wahn ist der der Ehre, der zweite der des Geizes. Der letzte liebt nur die Meinung, daß er viele Güter des Lebens durch sein Geld haben könnte, ohne es gleichwohl jemals im Ernste zu wollen.

Der, den das nicht überzeugt, was offenbar gewiß ist, ist ein Dummkopf; den das nicht antreibt, was offenbar eine Pflicht ist, ist ein Bösewicht.

Daß der Ehrtrieb aus der Begierde der Gleichheit entsprungen ist, kann man daraus sehen: Würde wohl ein Wilder einen andern aufsuchen, um ihm seinen Vorzug zu zeigen? Wenn er seiner entübrigt sein kann, so wird er seine Freiheit genießen. Nur wenn er von neuem mit ihm zusammen sein muß, wird er ihn zu übertreffen suchen; also ist die Ehrbegierde mittelbar. Sie ist ebenso mittelbar als die Geldliebe eines Geizigen; beide entstehen auf einerlei Art.

Das arkadische Schäferleben und unser geliebtes Hofleben ist beides abgeschmackt und unnatürlich, obzwar anlockend. Denn niemals kann wahres Vergnügen da stattfinden, wo man es zur Beschäftigung macht. Die Erholungen von einer Beschäftigung, die selten, aber kurz und ohne Zurüstung sind, sind allein dauerhaft und von echtem Geschmacke. Das Frauenzimmer, welches nichts zu tun hat, als auf Zeitkürzung zu sinnen, wird sich selbst lästig und bekommt einen Abgeschmack an Männern, welche diese Neigung nicht zu stillen wissen.

Die eheliche Liebe wird darum so hoch geschätzt, weil sie so viel Entsagung auf andere Vorteile anzeigt.

Es ist die Frage, ob meine oder anderer Affekte zu bewegen ich den Stützungspunkt außer der Welt oder in dieser nehmen soll. Ich antworte, im Stande der Natur, d. i. in der Freiheit finde ich ihn. — Alle Vergnügungen des Lebens haben ihren großen Reiz, indem man ihnen nachjagt. Der Besitz läßt kalt und der bezaubernde Geist ist dann ausgedunstet. So hat der gewinnsüchtige Kaufmann tausend Vergnügen, während er das Geld erwirbt. Denkt er nach dessen Erwerb, es zu genießen, so quälen ihn tausend Sorgen. Der junge Liebhaber ist äußerst glücklich in der Hoffnung, und der Tag, an dem sein Glück aufs höchste steigt, bringt es auch wieder zum Sinken.

Eine gewisse ruhige Selbstzuversicht, mit den Merkmalen der Achtung und Sittsamkeit verbunden, erwirbt sich Zutrauen und Gewogenheit; dagegen eine Dreistigkeit, die andere wenig zu achten scheint, Haß und Widerwillen hervorbringt. In Disputen ist die ruhige Stellung des Gemüts, mit Gütigkeit und Nachsicht gegen den Streitenden verbunden, ein Zeichen, daß man im Besitz der Macht sei, wodurch der Verstand seines Sieges gewiß ist; so wie Rom den Acker verkaufte, worauf Hannibal stand. Wenige Menschen werden mit ruhigem Gemüte, wenn sie unter den Augen einer großen Menge sind, ihr Gespötte und ihre Verachtung ertragen, ob sie gleich wissen, daß sie alle Unwissende, alle Toren sind. Die große Menge macht jederzeit Ehrfurcht; ja sogar die Zuhörer erkalten vor Schmerz über den Fehltritt dessen, der sich ihrer Gegenwart bloßstellt, obgleich ein jeder einzelne, wo er allein mit dem Redner wäre, wenig Verkleinerliches zu seiner Mißbilligung finden würde. Ist aber die große Menge abwesend, so kann ein gesetzter Mann sehr wohl ihr Urteil mit völliger Gleichgültigkeit ansehen.

Den Mann ziert in Ansehung des schönen Geschlechtes sehr wohl eine heftige Leidenschaft, das Weib aber ruhige Zärtlichkeit. Es ist nicht gut, daß die Frau sich dem Manne anbiete oder seinen Liebeserklärungen zuvorkomme. Denn der, so allein die Macht hat, muß notwendig abhängig sein von derjenigen, welche nichts wie Reize hat, und diese muß sich des Werts ihrer Reize bewußt sein; sonst wäre keine Gleichheit, sondern Sklaverei.

Man lacht am heftigsten, wenn man sich ernsthaft halten soll. Man lacht am stärksten über den, der ernsthaft aussieht. Das starke Lachen ermüdet und bricht sich wie die Traurigkeit durch Tränen. Das Lachen, das durch Kitzeln erregt wird, ist zugleich sehr beschwerlich. Über wen ich lache, selbst dann, wenn ich Schaden erleide, kann ich nicht mehr böse sein. Die Erinnerung des Lächerlichen erfreut sehr, nützt auch nicht so leicht ab, wie andere angenehme Erzählungen. Es scheint der Grund des Lachens in dem Erzittern der schnell gezwickten Nerven zu bestehen, das sich durchs ganze System fortpflanzt. Wenn ich etwas höre, was einen Schein einer klugen, zweckmäßigen Beziehung hat, sich selbst aber gänzlich aufhebt oder zur Kleinigkeit herabsinkt, so wird der auf eine Seite gebogene Nerv gleichsam zurückschlagend und bebend; z. B. wetten möchte ich eben wohl nicht, aber beschwören will ich's allezeit.

Der natürliche Mensch ohne Religion ist dem gesitteten mit der bloßen natürlichen Religion weit vorzuziehen, da des letzteren Sittlichkeit hohe Grade haben müßte, wenn sie ein Gegengewicht seinem Verderben setzen sollte. Indessen ist ein gesitteter Mensch ohne alle Religion viel gefährlicher.

Es kann im natürlichen Zustande gar kein richtiger Begriff von Gott entspringen, und der falsche, den man sich macht, ist schädlich. Folglich kann die Theorie der natürlichen Religion nur wahr sein, wo Wissenschaft ist; also kann sie nicht alle Menschen verbinden. Eine übernatürliche Theologie kann gleichwohl einer natürlichen Religion verbunden sein. Die, welche die christliche Theologie glauben, haben gleichwohl nur eine natürliche Religion, sofern die Moralität natürlich ist. Die christliche Religion ist in Ansehung der Lehre und auch der Kräfte, sie auszuüben, übernatürlich. Wie wenig haben die gewöhnlichen Christen sich über die natürlichen Ursachen aufzuhalten.

Die Erkenntnis von Gott ist entweder spekulativ, und diese ist ungewiß und gefährlichen Irrtümern unterworfen, oder moralisch durch den Glauben, und die denkt keine anderen Eigenschaften von Gott, als die auf Moralität abzielen. Dieser Glaube ist natürlich und übernatürlich. — Die Vorsehung ist darin vornehmlich zu preisen, daß sie mit dem jetzigen Zustande der Menschen sehr wohl zusammenstimmt, nämlich daß die läppischen Wünsche derselben nicht der Direktion entsprechen, daß jene für ihre Torheiten leiden, und daß mit dem aus der Ordnung der Natur getretenen Menschen nichts harmonieren will. Sehen wir die Bedürfnisse der Tiere, der Pflanzen an; mit diesen stimmt die Vorsehung. Es wäre sehr verkehrt, wenn die göttliche Regierung nach dem Wahne der Menschen, so wie er sich ändert, die Ordnung der Dinge ändern sollte. Es ist ebenso natürlich, daß, sofern der Mensch davon abgeht, ihm nach seinen ausgearteten Neigungen alles müsse verkehrt zu sein scheinen.

Es entspringt aus diesem Wahne eine Art von Theologie als ein Hirngespinst der Üppigkeit (denn diese ist jederzeit weichlich und abergläubisch), und eine gewisse schlaue Klugheit, durch Unterwerfung den Höchsten in seine Geschäfte und Entwürfe einzuflechten.

Newton sah zu allererst Ordnung und Regelmäßigkeit mit großer Einfachheit verbunden, wo vor ihm Unordnung und schlimm gepaarte Mannigfaltigkeit anzutreffen waren, und seitdem laufen Kometen in geometrischen Bahnen.

Rousseau entdeckte zu allererst unter der Mannigfaltigkeit der menschlichen angenommenen Gestalten die tief verborgene Natur des Menschen und das versteckte Gesetz, nach welchem die Vorsehung durch seine Beobachtungen gerechtfertigt wird. Vordem galt noch der Einwurf des Alphonsus und Manes. Nach Newton und Rousseau ist Gott gerechtfertigt, und nunmehr ist Popes Lehrsatz wahr [a]).

Der Wilde hält sich unter der Natur des Menschen, der Üppige schweift außerhalb ihrer Grenzen weiter aus, der moralisch Gekünstelte geht über dieselbe.

Die männliche Stärke äußert sich nicht darin, daß man sich zwinge, die Ungerechtigkeiten anderer zu erdulden, wenn man sie zurücktreiben kann, sondern das schwere Joch der Not-

a) Nämlich: daß unsere Welt die beste sei.

wendigkeit zu ertragen, ingleichen die Lernübungen auszustehen als ein Opfer für die Freiheit, oder für dasjenige, was ich sonst liebe. Die Erduldung der Frechheit ist eine Mönchstugend.

Das Närrische der Aufgeblasenheit besteht darin, daß derjenige, der andere so wichtig schätzt, daß er glaubt, ihre Meinung gebe ihm einen so hohen Wert, sie gleichzeitig so verachtet, daß er sie gleichsam als nichts gegen sich ansieht.

Mit dem Charakter des Schönen stimmt sehr zusammen die Kunst zu scheinen. Denn da das Schöne nicht aufs Nützliche geht, sondern auf die bloße Meinung, da übrigens die Sache selbst verekelt wird, die da schön ist, wo sie nicht neu zu sein scheint, so ist die Kunst, einen angenehmen Schein zu geben, bei Dingen, bei welchen die Einfalt der Natur immer einerlei ist, sehr schön. Das weibliche Geschlecht besitzt diese Kunst in hohem Grade, welches auch unser ganzes Glück macht. Dadurch ist der betrogene Ehemann glücklich, der Liebhaber oder Gesellschafter sieht engelhafte Tugenden und viel zu erobern, und glaubt über einen starken Feind triumphiert zu haben.

Mit dem Edlen schmückt sich die Aufrichtigkeit; sie gefällt sogar, wenn sie plump, aber gutherzig ist, wie beim Frauenzimmer. — Der Cholerische wird in seiner Gegenwart geehrt und in der Abwesenheit getadelt und hat gar keine Freunde. Der Melancholikus ist gerecht und erbittert über Unrecht, er hat wenige und gute Freunde; der Sanguinikus viele und leichtsinnige.

Wenn man bedenkt, daß Mann und Frau ein moralisches Ganze ausmachen, so muß man ihnen nicht einerlei Eigenschaften beilegen, sondern der einen solche Eigenschaften, die dem andern fehlen. Die Frauen haben nicht so viel Empfindungen vom Schönen als der Mann, aber mehr Eitelkeit.

Alle empörten Ergötzlichkeiten sind fieberhaft und auf Verzuckungen von Freude folgt tödliche Mattigkeit und stumpfes Gefühl. Das Herz wird abgenutzt und die Empfindung grob.

Der Grund der *potestas legislatoris div.* a) ist nicht in der Güte; denn alsdann wäre der Bewegungsgrund Dankbarkeit und mithin nicht strenge Pflicht. Er setzt vielmehr die Un-

a) **Macht des göttlichen Gesetzgebers.**

gleichheit voraus und macht, daß ein Mensch gegen den andern einen Grad Freiheit verliert. Dies kann nur geschehen, wenn er seinen Willen selber dem eines andern aufopfert. Wenn er dieses in Ansehung aller seiner Handlungen tut, macht er sich zum Sklaven. Der Mensch hat *spontaneitas*; ist er dem Willen eines Menschen unterworfen (wenn er gleich selbst schon wählen kann), so ist er verächtlich; allein ist er dem Willen Gottes unterworfen, so ist er bei der Natur. Man muß nicht handeln aus Gehorsam gegen einen Menschen, wo man es aus einem inneren Bewegungsgrunde tun konnte.

Der Leib ist mein; denn es ist ein Teil meines Ichs und wird durch meinen Willen bewegt. Die ganze belebte oder unbelebte Welt, die nicht eigne Willkür hat, ist mein, sofern ich sie zwingen und sie nach meiner Willkür bewegen kann. Die Sonne ist nicht mein. Bei einem anderen Menschen gilt dasselbe, also ist keines Eigentum eine *proprietas* oder ausschließendes Eigentum. Insofern ich aber etwas ausschließungsweise für mich zwingen will, so werde ich eines andern Willen wenigstens nicht gegen den meinigen oder nicht sein Teil wider die meinigen voraussetzen. Ich werde also die Handlungen ausüben, die das Meine bezeichnen, z. B. den Baum abhauen, ihn zimmern usw. Der andere Mensch sagt mir, das ist sein; denn es gehört durch die Handlungen seiner Willkür gleichsam zu seinem Selbst.

In allem demjenigen, was zur schönen oder erhabenen Empfindung gehört, tun wir am besten, wenn wir uns durch die Muster der Alten leiten lassen; in der Bildhauerkunst, Baukunst, Poesie und der Beredsamkeit, den alten Sitten und der alten Staatsverfassung. Die Alten waren der Natur näher; wir haben zwischen uns und der Natur viel Tändelhaftes oder Üppiges oder knechtisches Verderben. Unser Zeitalter ist das Jahrhundert der schönen Kleinigkeiten, Bagatellen oder erhabenen Chimären.

Der Sanguinische läuft hin, wo er nicht gebeten ist; der Cholerische kommt da nicht hin, wo er nicht nach der Anständigkeit gebeten ist; der Melancholische verhütet, daß er gar nicht gebeten werde. In der Gesellschaft ist der Melancholische still und merkt auf, der Sanguinische redet, was ihm vorkommt, der Cholerische macht Anmerkungen und Auslegungen. Im häuslichen Leben ist der Melancholische karg, der Sanguinische ein schlechter Wirt, der Cholerische gewinnsüchtig, aber präch-

tig. Des Melancholischen Freigebigkeit ist Großmut, des Cholerischen Prahlerei, des Sanguinischen Leichtsinn. Der Melancholische ist eifersüchtig, der Cholerische herrschsüchtig, der Sanguinische verbuhlt.

Einigkeit ist möglich, wo einer ohne den andern ein Ganzes sein kann, z. B. zwischen zwei Freunden, und wo keiner dem andern unterordnet ist. Es kann auch Einigkeit im Tausch oder Kontrakte der Lebensart sein. Aber bei der Einheit kommt es darauf an, daß sowohl in Ansehung der Bedürfnisse als der Annehmlichkeiten nur zwei zusammen natürlicherweise ein Ganzes ausmachen. Dieses ist bei Mann und Frau; doch ist hier die Einheit mit Gleichheit verbunden. Der Mann kann kein Vergnügen des Lebens genießen ohne die Frau und diese keine Bedürfnisse ohne den Mann. Dieses macht auch die Verschiedenheit der Charaktere. Der Mann wird seiner Neigung nach bloß die Bedürfnisse nach seinem Urteile und das Vergnügen auch nach dem der Frau und sich auch diese zu Bedürfnissen machen. Die Frau wird das Vergnügen nach ihrem Geschmack suchen und die Bedürfnisse dem Mann überlassen.

Unterschied desjenigen, der wenig bedarf, weil ihm wenig mangelt, von demjenigen, der wenig bedarf, weil er viel entbehren kann. Sokrates. Der Genuß des Vergnügens, was kein Bedürfnis ist, d. h. was man entbehren kann, ist die Annehmlichkeit; wird sie gleichwohl für ein Bedürfnis gehalten, so ist sie Lüsternheit. Der Zustand des Menschen, der entbehren kann, ist Genügsamkeit; dagegen desjenigen, der das, was sehr entbehrlich ist, zum Bedürfnis zählt, die Üppigkeit. Die Zufriedenheit des Menschen entspringt entweder dadurch, daß er viel Annehmlichkeiten, oder daß er nicht viel Neigungen in sich hat aufkommen lassen und also durch wenig erfüllte Bedürfnisse zufrieden ist. Der Zustand dessen, der zufrieden ist, weil er die Annehmlichkeiten nicht kennt, ist die Einfachheit oder Einfalt; desjenigen, der sie kennt, aber willkürlich entbehrt, weil er die Unruhe fürchtet, die daraus entspringt, ist die weise Genügsamkeit. Jene erfordert keinen Selbstzwang und Beraubung, diese aber verlangt es; jene ist leicht zu versuchen, diese ist verführt gewesen und schwerer für das Künftige. Der Zustand des Menschen ohne Mißvergnügen daran, weil er größere mögliche Vergnügungen nicht kennt und also nicht begehrt.

Die Ursache aller moralischen Strafen ist diese. Alle böse

Handlungen, wenn sie durch das moralische Gefühl mit so viel Abscheu empfunden würden, als sie wert sind, so würden sie gar nicht geschehen. Werden sie aber ausgeübt, so ist es ein Beweis, daß die physische Reizung sie versüßt hat[a]) und die Handlung gut geschienen hat. Nun ist es aber widersinnig und häßlich, daß, was moralisch böse ist, im Ganzen doch gut sei, und überhaupt im Erfolge ein physisches Böse den Abgang des Widerwillens ersetze, der in der Handlung gefehlt hat.

Wenn sich ein Mensch fände, von dem ich gehaßt würde, würde es mich beunruhigen, nicht als wenn ich mich vor ihm fürchtete, sondern weil ich es häßlich fände, etwas an sich zu haben, was andern ein Grund des Hasses werden könnte. Denn ich würde vermuten, daß ein anderer nicht ganz ohne alle scheinbare Veranlassung einen Widerwillen hätte fassen können. Ich würde ihn daher aufsuchen, ich würde mich ihm besser zu erkennen geben, und nachdem ich in ihm einiges Wohlwollen gegen mich hätte entstehen sehen, so würde ich mich hierbei begnügen lassen, ohne jemals einigen Vorteil daraus ziehen zu wollen. Sähe ich es aber als unvermeidlich an, daß gemeine und pöbelhafte Vorurteile, etwa der Neid oder eine noch verächtlichere eifersüchtige Eitelkeit es unmöglich machen, allem Hasse gänzlich ausweichen zu wollen, so würde ich eher mir sagen, es ist besser, daß ich gehaßt, als daß ich verachtet werde. Dieser Sinnspruch bewährt sich auf einem ganz andern Grunde als derjenige, welchen nur der Eigennutz ausheckt: ich will lieber beneidet als bedauert sein. Der Haß meiner Mitbürger hebt ihren Begriff von der Gleichheit nicht auf, die Verachtung macht mich aber in den Augen anderer gering und veranlaßt immer eine sehr verdrießliche Stellung der Ungleichheit. Es ist aber dann viel schädlicher, verachtet als gehaßt zu sein.

Der Mensch hat seine eigenen Neigungen und vermöge seiner Willkür einen Willen der Natur, in seinen Handlungen diesem zu folgen, diesen zu richten. Es kann nun nichts entsetzlicher sein, als daß die Handlungen eines Menschen unter dem Willen eines andern stehen sollen. Daher kann kein Abscheu natürlicher sein, als den ein Mensch gegen die Knechtschaft hat. Um desgleichen weint und erbittert sich ein Kind, wenn es das tun soll, was andere wollen, ohne daß

a) Schubert: „haben".

man sich bemüht hat, es ihm beliebt zu machen. Und es wünscht nur bald ein Mann zu sein, um nach seinem Willen zu schalten.

Von der Freiheit.

Der Mensch hängt von vielen äußeren Dingen ab, er mag sich befinden, in welchem Zustande er auch wolle. Er hängt jederzeit durch seine Bedürfnisse an einigen, durch seine Lüsternheit an anderen Dingen, und indem er wohl der Verweser der Natur, aber nicht ihr Meister ist, so muß er sich nach dem Zwange derselben bequemen, weil er findet, daß sie sich nicht immer nach seinen Wünschen bequemen wollen. Was aber weit härter und unnatürlicher ist als dieses Joch der Notwendigkeit, das ist die Unterwürfigkeit eines Menschen unter den Willen eines andern. Es ist kein Unglück, das demjenigen, der der Freiheit gewohnt wäre, erschrecklicher sein könnte, als sich einem Geschöpfe von seiner Art überliefert zu sehen, das ihn zwingen könnte, sich seiner eigenen Willkür zu begeben und das zu tun, was jenes will. Es gehört eine lange Gewohnheit an[a]) dem schrecklichen Gedanken, die Dienstbarkeit leidlicher gemacht zu haben; denn jedermann muß es in sich empfinden, daß, wenn es gleich viele Ungemächlichkeiten gibt, die man nicht immer mit Gefahr des Lebens abzuwerfen Lust haben möchte, dennoch kein Bedenken stattfinden würde, in der Wahl zwischen Sklaverei und Leben die Gefahr des letzteren vorzuziehen. Die Ursache hiervon ist auch sehr klar und rechtmäßig. Alle andern Übel der Natur sind doch gewissen Gesetzen unterworfen, die man kennen lernt, um nachher zu wählen, wiefern man ihnen nachgeben oder sich ihnen unterwerfen will. Die Hitze der brennenden Sonne, die rauhen Winde, die Wasserbewegungen verstatten dem Menschen noch immer etwas zu ersinnen, was ihn dawider schützen oder ihn doch selbst der Einwirkung davon entziehen kann. Aber der Wille eines jeden Menschen ist die Wirkung seiner eigenen Triebe, Neigungen, und stimmt nur mit seiner eigenen wahren oder eingebildeten Wohlfahrt zusammen. Nichts kann aber, wenn ich vorher frei war, mir eine gräßlichere Erscheinung von Gram und Verzweiflung eröffnen, als daß künftighin mein Zustand nicht in meinen, sondern in eines andern Willen ge-

a) „zu"? (Vorländer).

legt werden soll. Es ist heute eine strenge Kälte; ich kann ausgehen oder zu Hause bleiben, nachdem es mir beliebt; allein der Wille eines andern bestimmt nicht das, was mir, sondern ihm diesmal das angenehmste ist. Will ich schlafen, so weckt er mich. Will ich ruhen oder spielen, so zwingt er mich zum Arbeiten. Der Wind, der draußen tobt, nötigt mich wohl in eine Höhle zu fliehen, aber hier oder anderswo läßt er mich doch endlich zur Ruhe kommen. Aber mein Herr sucht mich auf, und weil die Ursache meines Unglücks Vernunft hat, so ist er weit geschickter, mich zu quälen, als alle Elemente. Setze ich auch voraus, er sei gut, wer steht mir davor, daß er sich nicht eines andern besinne? Die Bewegungen der Materie halten doch eine gewisse bestimmte Regel, aber des Menschen Sinn ist regellos.

Es ist in der Unterwürfigkeit nicht allein etwas äußerst Gefährliches, sondern auch eine gewisse Häßlichkeit und ein Widerspruch, der zugleich seine Unrechtmäßigkeit anzeigt. Ein Tier ist noch nicht ein komplettes Wesen, weil es sich seiner selbst nicht bewußt ist, und seinen Trieben und Neigungen mag nun durch einen andern widerstanden werden oder nicht, so empfindet es wohl sein Übel, aber es ist jeden Augenblick für dasselbe verschwunden, und es weiß nicht von seinem eignen Dasein. Daß der Mensch aber gleichsam keiner Seele bedürfen und keinen eigenen Willen haben soll, und daß eine andere Seele meine Gliedmaßen beugen soll, das ist ungereimt und verkehrt. Auch in unserer Verfassung ist uns ein jeder Mensch verächtlich, der in einem großen Grade unterworfen ist. — — — — Anstatt daß die Freiheit mich über das Tier zu erheben scheint, so setzt es mich noch unter dasselbe; denn ich kann besser gezwungen werden. Ein solcher Mensch ist gleichsam für sich nichts als ein Hausgerät eines andern. Ich könnte ebensowohl dem Stiefel meines Herrn meine Hochachtung bezeigen, als sie putzen. Der Mensch, der abhängt, ist nicht mehr ein Mensch; er hat diesen Rang verloren, er ist nichts als ein Zubehör eines andern Menschen.

Unterwürfigkeit und Freiheit sind gemeinhin in einem gewissen Grade vermengt, und eine hängt von der andern ab. Aber auch der kleinere Grad der Abhängigkeit ist ein viel zu großes Übel, als daß es nicht sollte natürlicherweise erschrekken. Dieses Gefühl ist sehr natürlich, aber man kann es auch sehr schwächen. Die Macht, anderen Übeln zu widerstehen,

kann so klein werden, daß die Sklaverei ein kleineres Übel scheint als die Ungemächlichkeit. Dennoch ist es gewiß, daß jene in der menschlichen Natur obenan stehe. —

Man ist nicht mitleidig über den Gram und die Verzweiflung eines andern, sondern über dieselben, insofern ihre Ursache natürlich und nicht eingebildet ist. Daher hat der Handwerker kein Mitleid mit einem bankerotten Kaufmann, der zum Stande eines Malers oder Bedienten herabgesetzt ist, weil er nicht sieht, daß ihm etwas anderes als die eingebildeten Bedürfnisse abgehen. Der Kaufmann hat kein Mitleiden mit einem in Ungnade gefallenen Hofmanne, der auf seinen Gütern mit Verlust der Charis leben muß. Doch wenn beide als Wohltäter des Menschen angesehen werden, so betrachtet man die Übel nicht nach seiner, sondern nach des andern Empfindung. Der Kaufmann aber hat mit einem andern, der sonst redlich ist, bei einem Sturz Mitleiden, wenn er auch davon nicht Vorteil hat, weil er ebendasselbe eingebildete Bedürfnis hat wie der andere. Allenfalls hat man bei einem sonst sanften Frauenzimmer auch Mitleiden mit ihrem Gram über das eingebildete Unglück, weil man den Mann wegen seiner Schwäche in einem solchen Falle verachten würde, die Frau aber nicht. Jedermann hat Mitleiden mit dem Übel, das dem wahren Bedürfnisse entgegengesetzt ist. Daraus folgt, daß die Gutherzigkeit eines Menschen über viele Üppigkeit ein sehr ausgebreitetes Mitleiden erteilen werde, ein Mensch der Einfalt aber ein sehr eingeschränktes. Man hat mit seinen Kindern ein uneingeschränktes Mitleiden. Je ausgebreiteter das Mitleiden ist, wenn die Kräfte dieselben bleiben, desto mäßiger ist es; je mehr hierbei noch die eingebildeten Bedürfnisse wachsen, desto größer ist das Hindernis des noch übrigen Vermögens, Gutes zu tun. Daher wird die Wohltätigkeit des üppigen Zustandes ein bloßer Wahn.

Es ist keine süßere Idee als die Nichtstuerei, und keine andere Beschäftigung, als die auf Vergnügen gewandt ist. Dieses ist auch das Objekt, welches man vor Augen hat, wenn man sich einmal in Ruhe setzen will. Aber alles dieses ist ein Hirngespinst. Wer nicht arbeitet, verschmachtet vor Langerweile und ist allenfalls vor Ergötzlichkeit betäubt und erschöpft, niemals aber erquickt und befriedigt.

Es sind zwei Wege der christlichen Religion, insofern sie

die Moralität verbessern soll. Erstens mit der Offenbarung der Geheimnisse anzufangen, indem man von der göttlichen übernatürlichen Einwirkung eine Heiligung des Herzens erwartet. Zweitens mit der Verbesserung der Moralität nach der Ordnung der Natur anzufangen und nach der größtmöglichsten darauf verwendeten Bemühung die übernatürliche Beihilfe nach der in der Offenbarung vorgetragenen göttlichen Auslegung seiner Ratschlüsse zu erwarten. Denn es ist nicht möglich, wenn man mit der Offenbarung anfängt, die moralische Besserung aus dieser Unterweisung als einen Erfolg nach der Ordnung der Natur zu erwarten.

Obgleich es wohl einen Nutzen der Religion geben kann, der unmittelbar auf die künftige Seligkeit gerichtet ist, so ist doch der natürlichste erste derjenige, der die Sitten so richtet, daß sie gut sind zu erfüllen, der des Postens in der gegenwärtigen Welt. Soll aber dieser einheimische Nutzen erreicht werden, so muß die Moralität eher als die Religion[a]) exkoliert werden.

Man muß jetzt gar keine Bücher verbieten; das ist das einzige Mittel, daß sie sich selbst vernichten. Wir sind jetzt auf den Punkt der Wiederkehr gekommen. Die Flüsse, wenn man sie ihre Überschwemmungen machen läßt, bilden sich selbst Ufer. Der Damm, den wir ihnen entgegensetzen, dient nur, ihre Zerstörungen unaufhaltbar zu machen. Denn die Verfasser unnützer Schriften haben zu ihrer Entschuldigung die Ungerechtigkeit anderer für sich.

Die Größe der Strafe ist entweder praktisch zu schätzen, nämlich daß sie groß genug sei, die Handlungen zu verhindern, und dann ist keine größere Strafe erlaubt; aber nicht immer ist eine so[b]) große Strafe, als physisch nötig ist, moralisch möglich. Aber ihre Größe wird im moralischen Verhältnis geschätzt. Der Mensch, der einen andern Menschen, um ihm Geld zu nehmen, tötet, von dem wird geurteilt, daß, weil er eines andern Leben weniger als sein Geld geschätzt hat, man auch seines weniger schätzen müsse, als so viel Geld in Beziehung auf das Leben eines jeden austrägt.

Alle Narrheiten haben das miteinander gemein, daß die Bilder, die sie reizen, in der Luft schweben und keine Unterstützung oder Festigkeit haben.

a) Schubert: „Reliquien".
b) „so" fehlt bei Schubert.

Der Irrtum ist niemals, alles ineinander gerechnet, nützlicher als die Wahrheit; aber die Unwissenheit ist es oft. — Die gemeine Meinung, daß die vorigen Zeiten besser waren, kommt von dem Übel her, das man fühlt, und von der Voraussetzung, daß alles sonst gut sein würde.

Die richtige Erkenntnis des Weltbaues nach Newton ist vielleicht das schönste Produkt der vorwitzigen menschlichen Vernunft. Indessen merkt Hume an, daß der Philosoph in diesem ergötzlichen Nachsinnen leichtlich durch ein kleines Brunnen-Mädchen könne gestört werden, und daß die Regenten durch die Kleinheit der Erde gegen das Weltall nicht bewogen werden, ihre Eroberungen zu verachten. Die Ursache davon ist, weil es zwar schön, aber unnatürlich ist, sich außerhalb des Kreises, den uns der Himmel hier bestimmt hat, zu verlieren. Ebenso ist es auch mit der erhabenen Betrachtung über den Himmel der Seele.

Die Philosophie ist nicht Sache der Notdurft, sondern der Annehmlichkeit. Daher ist es wunderlich, daß man sie durch sorgfältige Gesetze einschränken will. — Der Mathematiker und der Philosoph sind darin unterschieden, daß jener Data von andern verlangt, dieser sie aber selber prüft; daher jener aus einer jeden geoffenbarten Religion beweisen kann. — Die Streitigkeiten in der Philosophie haben den Nutzen, daß sie Freiheit des Verstandes befördern und ein Mißtrauen gegen den Lehrbegriff selbst erregen, der aus den Ruinen eines andern hat erbaut werden sollen. Im Widerlegen ist man noch so glücklich!

Die Fähigkeit, etwas als Vollkommenheit an einem andern zu erkennen, bringt noch gar nicht die Folge hervor, daß wir selbst daran Vergnügen fühlen. Wenn wir aber ein Gefühl haben, daran Vergnügen zu finden, so werden wir auch bewogen werden, es zu begehren und unsere Kräfte dazu anzuwenden. Es fragt sich also, ob wir unmittelbar an anderer Wohl Vergnügen fühlen, oder eigentlich die unmittelbare Lust in der möglichen Anwendung unserer Kraft liegt, es zu befördern. Es ist beides möglich; welches aber ist wirklich? Die Erfahrung lehrt, daß im einfachen Zustande ein Mensch anderer Glück mit Gleichgültigkeit ansieht; hat er es aber befördert, so gefällt es ihm unendlich mehr. Anderer Übel lassen gemeinhin ebenso gleichgültig, habe ich sie aber verursacht,

so drücken sie ungleich mehr, als wenn es ein anderer getan hat. Und was die teilnehmenden Instinkte des Mitleidens und der Wohlgewogenheit anlangt, so haben wir Ursache zu glauben, es sei bloß die große Bestrebung, anderer Übel zu lindern, aus der Selbstbilligung der Seele hergenommen, welche diese Empfindungen a) hervorbringen.

Darin scheint mir Epikurus von Zeno unterschieden zu sein, daß jener die tugendhafte Seele in Ruhe nach Überwindung moralischer Hindernisse, dieser aber im Kampfe und in der Übung zu siegen vorstellt. Antisthenes hatte keine so hohe Idee; er wollte, man sollte das eitle Gepränge und die falsche Glückseligkeit nur verachten, und lieber wählen, ein einfältiger als großer Mann zu sein.

Sklaverei ist entweder die der Gewalt oder der Verblendung. Die letztere beruht entweder auf der Abhängigkeit von Sachen (Üppigkeit) oder vom Wahne anderer Menschen (Eitelkeit). Die letztere ist ungereimter und auch härter als die erstere, weil die Sachen weit eher in meiner Gewalt sind als die Meinungen anderer, und es auch verächtlicher ist.

Wir haben selbstnützliche und gemeinnützige Empfindungen. Jene sind älter als diese, und die letzteren erzeugen sich allererst in der Geschlechterneigung. Der Mensch ist bedürftig, aber auch über die Bedürfnisse mächtig. Der im Stande der Natur ist mehr gemeinnütziger und tätiger Empfindungen fähig; der in der Üppigkeit hat eingebildete Bedürfnisse und ist eigennützig. Man nimmt mehr Anteil an dem Übel, vornehmlich der Ungerechtigkeit, das andere erleiden, als an ihrer Wohlfahrt. Die teilnehmende Empfindung ist wahr, wo sie den gemeinnützigen Zwecken gleich ist; sonst ist sie chimärisch. Sie ist allgemein auf unbestimmte Art, sofern sie auf einen von allen, denen ich helfen kann, gerichtet ist, oder auf bestimmte Art einem jeden Leidenden zu helfen. Die letztere ist chimärisch. Die Gutherzigkeit entspringt durch die Kultur der moralischen, aber untätigen Empfindung, und ist ein moralischer Wahn. — Die Moral ist chimärisch, die allen uneigennützig helfen will, diejenige auch, die gegen eingebildete Bedürfnisse teilnehmend ist. Die Moral ist grob, die den Eigennutz allein behauptet.

a) Schubert: „Empfindung".

Die *officia beneplaciti*[a]) können niemals mit sich bringen, daß man sich seiner eigenen Bedürfnisse beraube, aber wohl die *officia debiti*[a]), denn diese sind moralische Bedürfnisse.

B. Aus der kritischen Zeit.

1. Vorarbeiten zu der Abhandlung über Theorie und Praxis (1793) und zur Rechtslehre (1797).

Ich glaube nicht, man werde mir schuld geben, ich habe den Beherrschern mit der Unverletzlichkeit ihrer Rechte und Person zu sehr geschmeichelt; aber so muß man mir auch nicht schuld geben, ich schmeichle dem Volke zu sehr, daß ich ihm das Recht vindiziere, wenigstens über die Fehler der Regierung seine Urteile öffentlich bekannt zu machen.

Hobbes behauptete, das Volk habe nach seiner Übergabe durch den Sozialkontrakt gar keine Rechte mehr. Aber er mußte sagen: nur nicht das Recht des Widerstandes, aber wohl der Gegenvorstellung und Bekanntmachung der Ideen des Bessern. Denn woher soll dieses sonst kommen?

Was ein Volk nicht über sich selbst beschließen kann (z. E. einen unveränderlichen Kirchenglauben festzusetzen), das kann auch der Souverän nicht über das Volk beschließen. Das Volk hat kein Recht zu Feindseligkeiten gegen den Oberherrn, weil dieser das Volk selbst vorstellt. Jemandes Untertan ist aber, der kein Zwangsrecht gegen ihn hat und daher seinen Befehlen gehorcht. — Aus dem Willen des Souveräns selbst muß die Reform hervorgehen. Dieser ist aber *in facto* nicht der vereinigte Volkswille, sondern dieser soll allmählich herauskommen. Schriften müssen das Oberhaupt wie das Volk instand setzen, das Ungerechte einzusehen. —

Das, was man sich nicht getraut, öffentlich als seine Maxime anzukündigen, und dessen Ankündigung der Maxime sich selbst vernichten würde, ist dem öffentlichen Recht zuwider. —

Majestät ist die Autorität einer Person, sofern sie über alle andern Gewalten im Staate Macht hat. Nun kann dieses keine bloße moralische Person, z. B. eine Republik sein, die zwar Souveränität über sich selbst ausübt, aber doch zugleich

a) Pflichten des (sc. göttlichen) Wohlgefallens — Pflichten der Schuldigkeit.

die ganze Summe der Untertanen ausmacht, wo niemand die oberste Autorität besitzt, sondern ein jeder in Ansehung aller gleiche rechtliche Gewalt hat. Also kommt der Titel Majestät nur einer einzelnen physischen Person zu, die über alle andere im Staate Gewalt hat (einem Monarchen). Darum kann man es zwar gut vertragen, wenn man von Volkssouveränität sprechen hört; dagegen fällt der Ausdruck Volksmajestät, welchen sich schwindelnde Republikaner oft entfahren lassen, ins Lächerliche. Majestät nämlich ist diejenige Autorität in einem Volke, die von keiner höheren eingeschränkt werden kann. Nun ist keiner im Volke, dessen Ansehen nicht von einer höheren Autorität, nämlich der des gesamten Volks als einer moralischen Person, eingeschränkt würde; denn das Volk ist die Summe aller Untertanen. Wenn nun, wie im Königtume, diese Autorität auf eine einzelne physische Person, um Selbstherrscher zu sein, übertragen ist, so ist die Befreiung dieser Person von allem möglichen Widerstreben des Volks das, was ihr den Glanz eines selbstleuchtenden Sterns gibt, während alle Staatswürden der Untertanen, als Reflexe durch jene ausgesandt, verdunkelt werden.

Vom Charakter des Standes, sofern er erblich ist. Die Meinung eines erblichen Vorrechts zum Gebieten gibt nach und nach die Selbstzuversicht dazu, ebenso wie andererseits die Meinung einer erblichen Nachstehung in der Reihe der einander untergeordneten Glieder des Staates ein Mißtrauen zu seinem Vermögen, es andern gleich zu tun. Die Meinung aber von sich selbst, wenn sie durch anderer ihre unterstützt wird, bringt zuletzt das Vermögen oder Unvermögen selbst hervor. Durch Geburt über andere Hervorragende gehören zum Mechanismus einer Monarchie; aber die freie bürgerliche Verfassung gestattet sie nicht. Wo der Adel auch erblich reich ist und bleibt, kann es einen Charakter geben, z. B. in England.

Im Grunde heißt es immer die Menschheit degradieren, gewisse Menschen durch die Geburt als eine besondere Spezies ohne Rücksicht auf Glücksgüter unter andere zu setzen. Als ein die Souveränität einschränkender Mittelstand wird der Adel veneriert, sonst beneidet und gehaßt. Wenn die andern Stände auch ein gleiches Stimmrecht haben, nämlich Bürger, Bauern und Literaten, worunter die Geistlichen, so ist der

Adel als vornehmster Landeigentümer gut, aber nur in einem Staate, wo der Monarch nicht Souverän ist. — Das Tier säuft, frißt, wirft Junge, verreckt; als tot ist es Aas usw. Der Mensch trinkt, ißt, gebärt Kinder, ist nach dem Tode eine Leiche usw. Wenn Menschen nicht so unterschieden sind oder dahin degradiert werden, so kann man sie nicht als Erbuntertanen betrachten, sie sind frei geboren. Aber der Freigeborene ist darum noch nicht adelig, d. i. zum Befehlen geboren. Jeder wird als möglicher Staatsbürger geboren; nur, damit er es werde, muß er ein Vermögen haben, es sei in Verdiensten oder in Sachen. Erbuntertänigkeit und Leibeigenschaft ist nur der Manier nach unterschieden. Denn wenn man über seinen Stand disponieren kann, so kann man auch über seinen Leib disponieren. Staatsuntertan ist jedermann und zwar erblich. Es muß keine Mißheirat geben, als bloß den Sitten nach. Der gemeine Mann und der vornehme Herr und Dame müssen nicht als Spezies, sondern als Stellen im Staat unterschieden werden. Der ersteren Ehe ist sonst nur Vermischung. Es kann aber außer dem oder denen, welche zum Beherrschen des Staates gehören, keinen Herrenstand geben; denn sonst hätte der Untertan zwei Obrigkeiten.

Der Adel kann eine zwiefache Bestimmung haben: entweder zur Begünstigung der obersten Macht im Staate, das Volk mehr einem absoluten Willen unterwürfig zu machen, oder umgekehrt zur Begünstigung der allgemeinen Freiheit, der despotischen Anmaßung der oberen Macht zu widerstehen. Oder er hat nur die Bestimmung, die Subordination und zugleich den Ehrbegriff im Kriegswesen als Werkzeug der obersten Macht zu befördern.

Der Adel, welcher von einem vereinigten Volke selbst eingesetzt werden könnte, würde ein Stand sein, dessen Würde es zuwider wäre, seine Erhaltung auf ein Lohngeschäfte zu gründen; der also kein eigentlich Gewerbe (es sei der Industrie oder freier Künste oder des Handels) triebe, wo er sich für Brot den Befehlen anderer unterwerfen müßte. Er würde also eine liberale Erziehung, d. i. die nach dem Ehrprinzip als Endzweck, nicht bloß als Mittel eingerichtet werden müßte[a]), bekommen, und das bestimmte Mittel seines Unterhaltes müßte der Nutzen vom Landeigentum sein. Nun haben alle alten Staaten,

a) „müßte" Zusatz von Adickes; Schubert: „könnte".

welche Adel enthielten, auch Sklaven gehabt (Griechen, Römer, Deutsche, Tataren, Mongolen); und in neueren Staaten, wo sie deren nicht hatten (in monarchisch-souveränen, autokratischen), dient der Adel nur, die übrigen Untertanen mehr zu belästigen. In einem Freistaate dagegen müßte er kein Vorrecht haben, als das des Landeigentums. Seine Kinder müßten dem Staate in einer Angelegenheit desselben, welche nur durch Ehrbegierde gehörig betrieben werden kann (im Kriege), allein dienen, und gingen sie aus diesem Stande in ein Gewerbe, so müßte ihr Adel erlöschen.

Die Frage, ob der alle Gewalt im Staate Habende (Souverän) als Herr oder als Eigentümer des Staates angesehen werden müsse, kommt darauf hinaus: ob er Herr über das Volk ist, weil er Eigentümer des Bodens ist (dies ist Despotismus), oder ob er nur sofern Eigentümer des Bodens sein kann, sofern er Herr (Befehlshaber) über das Volk ist. Das letztere ist die freie rechtliche Verfassung.

Glückseligkeit ist das Losungswort aller Welt; aber sie findet sich nirgend in der Natur, die deren und der Zufriedenheit mit seinem Zustande nie empfänglich ist. Nur die Würdigkeit, glücklich zu sein, ist das, was der Mensch erringen kann. In dem, was er tut, nicht in dem, was er genießt oder leidet, d. i. in dem von seiner Natur unabhängigen Selbst, was ihm kein Schicksal verschaffet, kann er[a]) Zufriedenheit in seine Seele bringen. Dabei kann er aber doch den Überdruß nicht verhüten, den ihm alle Mittel, das Leben zu versüßen, noch übrig lassen.

Sowie Klugheit die Geschicklichkeit ist, Menschen (freie Wesen) als Mittel zu seinen Absichten zu brauchen, so ist diejenige Klugheit, wodurch jemand ein ganzes freies Volk zu seinen Absichten zu brauchen versteht, die Politik (Staatskunst). Diejenige Politik, welche dazu sich solcher Mittel bedient, die mit der Achtung fürs Recht der Menschen zusammenstimmen, ist moralisch; die hingegen, welche, was den Punkt der Mittel betrifft, über dieselben nicht bedenklich ist (also die des Politikasters), ist Demagogie. Alle wahre Politik ist auf die Bedingung eingeschränkt, mit der Idee des öffentlichen Rechts zusammenzustimmen (ihr nicht zu widerstreiten). Das öffentliche Recht ist ein Inbegriff der einer all-

a) „er" Zusatz Schuberts.

gemeinen Verkündigung (*declaratio*) fähigen Rechtsgesetze für ein Volk. Hieraus folgt, daß die wahre Politik nicht allein ehrlich, sondern auch offen verfahren müsse, daß sie nicht nach Maximen handeln dürfe, die man verbergen muß, wenn man will, daß ein unrechtmäßiges Mittel gelingen soll (*aliud lingua promtum, aliud pectore inclusum gerunt*[a]), und daß sie[b]) selbst ihre Zweifel in Ansehung der Gesetze oder der[c]) Möglichkeit ihrer Ausführung nicht verhehlen müsse.

Der Staat ist ein Volk, das sich selbst beherrscht. Die Faszikeln aller Nerven, die zusammen die Gesetzgebung ausmachen. Das *sensorium commune* des Rechts entsteht aus ihrer Zusammenstimmung.

Es kommt bei dem sogenannten Streit der Rechtsprinzipien mit der Politik nicht auf ihre Übereinstimmung an[d]), sondern mit dem der Rechtsgesetze untereinander (nicht einmal mit dem der Ethik und den Glückseligkeitsprinzipien). Wehe dem, der eine andere Politik anerkennt als diejenige, welche die Rechtsgesetze heilig hält! Auch nicht auf Ermahnungen kommt es an; die, welche man an Fürsten oder Untertanen ergehen läßt, sind das unnützeste und zum Teil vorwitzigste Ding unter allen.

Eine Monarchie (Despotismus) ist ein Bratenwender, eine Aristokratie eine Roßmühle, eine Demokratie ein Automat, welcher, wenn er sich selbst aufzieht und nur immer gestellt werden darf, eine Republik heißt; das letzte ist das Künstlichste[e]).

a) = Etwas anderes führen sie auf der Zunge, als sie im Innern verschlossen tragen (Sallust ‚Catilina', Cap. 10).

b) „daß sie" Zusatz Schuberts.

c) Kant: „die", verb. Schubert.

d) „nicht auf ihre Übereinstimmung an" Zusatz Schuberts.

e) Vgl. indes Lose Blätter aus Kants Nachlaß (ed. R. Reicke) S. 524: Die Republik . . . ist eine moralische Verfassung. Sie zu beginnen ist Frevel. Wenn aber das Schicksal es herbeiführt, ist es ein noch größerer, ihm nicht zu folgen. Denn sie entspringt aus dem Urquell alles Rechts: dem Willen aller.

Die dann in der früheren Ausgabe folgende Stelle gegen Beccarias Verwerfung der Todesstrafe haben wir fortgelassen, weil sie in die Rechtslehre (Philos. Bibl. 42 S. 162 f.) übergegangen ist.

2. Rechtfertigung des Direktoriums der franz. Republik wegen seines angeblich ungereimten Plans, den Krieg mit England zu ihrem Vorteil zu beendigen. 1798.

Das einzig mögliche Mittel war, es durch einen Krieg zu Lande zu führen, weil Englands Obermacht zur See entschieden ist, — und, mit Genehmigung und Begünstigung von Spanien, nach Portugal, womit Frankreich im Kriege begriffen ist, mit einer Armee zu ziehen, die stark genug wäre, um das letztere zu erobern und es nachher gegen die englischen Eroberungen in allen Weltteilen auszutauschen. — —

Allein wie dieses möglich machen? Da Spanien Mangel an Lebensmitteln erleidet und bloß die Verteuerung derselben schon einen Aufruhr in diesem Lande erregen könnte; wo denn nichts übrig bleibt, als diesen Zug der Franzosen mit Transportschiffen, wenigstens großenteils, zur See zu tun. — — Allein diesem Plane war wiederum die Obermacht der englischen Flotte entgegen, und es kam darauf an, diese irrezuleiten: dadurch daß Frankreich eine Absicht, die es niemals im Ernst gehabt hat, verbreitete, über Ägypten und das Rote Meer ein Truppenkorps unter Bonapartes Anführung nach Indien zu führen und dort die englischen Besitzungen anzugreifen. Wenn dann Nelson nach dieser Finte griff, sich geschickt zu wenden und mit der französischen Flotte unbemerkt zwischen Tunis und Malta sich in die französischen Häfen zu wenden und mit der Toulonschen Flotte (und anderen) sein Debarquement nahe an den Grenzen von Portugal zu machen und so in dieses Land einzufallen. — Man hat auch in den Zeitungen vor der Niederlage des Brieux[a]) gelesen: „Bonaparte hat Nelson irregeleitet und ist zu seiner Bestimmung (nämlich nach Portugal) gegangen", wiewohl das alles nicht eingetroffen ist.

Es war also nicht Unklugheit des Planes, denn es war nach Spaniens Bedenklichkeiten kein anderer möglich; sondern Unglück daran schuld: auf alle Fälle mußte er aber doch versucht werden.

Was nun das Schicksal Bonapartes und seiner Unglücksgefährten betrifft, so sind alle Projekte, sich durchs Einschif-

a) F. B. Brueys (1753—1798), französischer Admiral, der die von Toulon ausfahrende französische Flotte befehligte, am 1. August 1798 bei Abukir von Nelson geschlagen wurde und fiel.

fen ins Rote Meer*), oder wie jetzt gesagt wird, durch einen Zug nach Syrien zu retten, bare Ungereimtheiten; werden aber absichtlich spargiert, um die Aufmerksamkeit Englands und Nelsons noch immer auf die Levante hin zu ziehen, und wenn binnen dessen Spanien, wie zu glauben ist, seine Bedenklichkeit fahren läßt, den Landmarsch (zum Teil auch einigen Seetransport) nach Portugal einzurichten; wo dann für Frankreich noch der Weg übrig bleibt, sich von England den Frieden zu erzwingen; zumal der König von Spanien sonst einen so kostspieligen Krieg auf reinen Verlust geführt haben würde.

Das Ende vom Liede ist: Kann und will Spanien den Marsch einer französischen Armee nach Portugal befördern, so wird England von der französischen Republik gezwungen, alle seine Eroberungen herauszugeben. Findet jenes aber nicht statt, so muß sie sich so bald als möglich ihrem Schicksal unterwerfen und die Bedingungen annehmen, unter denen das Kabinett von St. James den Frieden zu verwilligen gut finden wird.

*) Die Fahrt durchs Rote und Arabische Meer nach Indien müßte jetzt auch schon geschehen sein, weil nach dem Äquinoktium der NO-Monsun eintritt, welcher dieser Fahrt entgegen ist.

als Truppenkorps unter Bonapartes Anführung nach Indien [illegible] schiffen und dort die englischen Besitzungen anzugreifen. Wenn dann Nelson nach dieser Finte griff, sich geschickt zu wenden und mit der französischen Flotte unbemerkt zwischen Tunis und Malta sich in die französischen Häfen zu wenden und mit der Toulonschen Flotte (und anderen) sein Debarquement nahe an den Grenzen von Portugal zu machen und so in dieses Land einzufallen. — Man hat auch in den Zeitungen vor der Niederlage des Brueys a) gelesen: „Bonaparte hat Nelson irregeleitet und ist zu seiner Bestimmung (nämlich nach Portugal) gegangen", wiewohl das alles nicht eingetroffen ist.

Es war also nicht Untauglichkeit des Planes, denn es war nach Spaniens Bedenklichkeiten kein anderer möglich; sondern Unglück daran schuld; auf alle Fälle mußte er aber doch versucht werden.

Was nun das Schicksal Bonapartes und seiner Unglücksgefährten betrifft, so sind alle Projekte, sich (für ihre Einschif-

a) F. P. Brueys (1753—1798), französischer Admiral, der die von Toulon ausfahrende französische Flotte befehligte, am 1. August 1798 bei Abukir von Nelson geschlagen wurde und fiel.

XII.

Öffentliche Erklärungen

1.

Anzeige.

(Intelligenzblatt der Allg. Lit.-Ztg. Nr. 71 vom 12. Juni 1790.)

In dem Leipziger Katalog von der Ostermesse d. J. steht unter den Büchern —, die künftig herauskommen sollen: I. Kants kleine Schriften mit erläuternden Anmerkungen, ohne Namen des Herausgebers oder Verlegers. Ich hoffe, daß der, welcher diesen Einfall gehabt hat, sich eines andern besinnen und dem Verfasser selbst diese etwanige Besorgung, zusamt den hinzuzufügenden Anmerkungen, welche die seitdem mit seinen Begriffen von dergleichen Gegenständen vorgegangene Veränderung betreffen dürften, überlassen werde; doch unbeschadet der Anmerkungen, die der Herausgeber darüber gemacht haben mag, und die er auch ohne den Text, wie es ihm beliebt, bekanntmachen kann; widrigenfalls die authentische Ausgabe in Kollision mit der unrechtmäßigen dieser allem Ansehen nach zum Nachteil gereichen würde.

I. Kant.

2.

Berichtigung,

(Intelligenzblatt der [Jenaischen] Allg. Lit.-Ztg. Nr. 102 vom 22. August 1792.)

Der Verfasser des Versuchs einer Kritik aller Offenbarung ist der im vorigen Jahre auf kurze Zeit nach Königsberg herübergekommene, aus der Lausitz gebürtige, jetzt als Hauslehrer bei dem Herrn Grafen von Krockow in Krockow in Westpreußen stehende Kandidat der Theologie, Herr Fichte; wie man aus dem in Königsberg herausgekommenen Ostermeßkatalog des Herrn Hartung, seines Verlegers, sich durch seine Augen überzeugen kann. Überdem habe ich weder schriftlich noch mündlich auch nur den mindesten Anteil an dieser Arbeit des geschickten Mannes, wie das Intelligenzblatt

der Allgemeinen Literatur-Zeitung Nr. 82 darauf anspielt, und halte es daher für Pflicht, die Ehre derselben dem, welchem sie gebührt, hiemit ungeschmälert zu lassen.

Königsberg, den 31. July 1792. I. Kant.

3.

An die Herren Buchhändler.

(Intelligenzblatt der [Jenaischen] Allg. Lit.-Ztg. Nr. 61 vom 22. Juni 1793.)

Es hat dem Buchdrucker Hrn. Haupt in Neuwied gefallen, die Berliner Monatsschrift zu plündern und daraus sieben meiner Abhandlungen in einem Bande, unter dem Titel: Kleine Schriften von I. Kant, auf die letzte Leipziger Ostermesse zu bringen; wegen welcher eigenmächtigen Besitznehmung er zwar in einem Briefe vom 8. Januar d. J. sich selbst zum voraus schon mit bitterem Schmerz tadelt, gleichwohl aber in Hoffnung der Verzeihung nicht ermangelt hat, sie auszuführen. — Imgleichen will es verlauten, daß ein anderer Buchhändler im Österreichischen alle meine, selbst die ältesten, unbedeutendsten und mit meiner jetzigen Denkart nicht mehr einstimmigen Schriften zusammen herauszugeben und so ins Große zu gehen vorhabens sei. — Wenn aber auch der Widerstand besser denkender Männer vom Geschäfte des Buchhandels nicht, wie ich doch hoffe, hinreichend sein sollte, dieser Unbilligkeit zu steuern: so müßte doch die begründete Besorgnis davon abhalten, daß ich selbst eine solche Herausgabe doch mit Auswahl, Verbesserung und Anmerkungen zu besorgen bewogen werden dürfte, wenn es auch nur geschähe, um eine so unerlaubte Absicht zu vereiteln.

Königsberg, den 6. Juny 1793. I. Kant.

4.

Erklärung der von Hippelschen Autorschaft.

(Intelligenzblatt der [Jenaischen] Allg. Lit.-Ztg. Nr. 12 v. J. 1797.)

Öffentlich aufgefordert, zuerst von Herrn M. Flemming, nachher durch den Allgem. Liter. Anzeiger (1796, Nr. XXX, S. 327—28), wegen der Zumutung, ich sei der Verfasser der

anonymischen, dem seligen von Hippel zugeschriebenen Werke, des Buchs über die Ehe und der Lebensläufe in aufsteigender Linie erkläre ich hiermit: „daß ich nicht der Verfasser derselben, weder allein, noch in Gemeinschaft mit ihm sei.“

Wie es aber, ohne hiezu ein Plagiat annehmen zu dürfen, zugegangen, daß doch in diesen ihm zugeschriebenen Werken so manche Stellen buchstäblich mit denen übereinkommen, die viel später in meinen auf die Kritik der reinen Vernunft folgenden Schriften als meine eigenen Gedanken noch zu seiner Lebenszeit vorgetragen werden können: das läßt sich, auch ohne jene den sel. Mann beleidigende und auch ohne eine meine Ansprüche schmälernde Hypothese, gar wohl begreiflich machen.

Sie sind nach und nach fragmentarisch in die Hefte meiner Zuhörer geflossen, mit Hinsicht, von meiner Seite, auf ein System, was ich in meinem Kopfe trug, aber nur allererst in dem Zeitraume von 1770—1780 zustande bringen konnte. — Diese Hefte, welche Bruchstücke enthielten, die unter anderen meinen Vorlesungen der Logik, der Moral, des Naturrechts usw., vornehmlich denen der Anthropologie, wie es ganz gewöhnlich bei einem freien Vortrage des Lehrers zugeht, sehr mangelhaft nachgeschrieben worden, fielen in des sel. Mannes Hände und wurden in der Folge von ihm gesucht, weil sie großenteils neben trockenen Wissenschaften auch manches Populäre enthielten, was der aufgeweckte Mann in seine launigten Schriften mischen konnte, und so, durch die Zutat des Nachgedachten, dem Gerichte des Witzes einen schärferen Geschmack zu geben die Absicht haben mochte.

Nun kann, was in Vorlesungen als öffentlich zu Kauf gestellte Ware feilsteht, von einem jeden benutzt werden, ohne sich deshalb nach dem Fabrikanten erkundigen zu dürfen; und so konnte mein Freund, der sich nie mit Philosophie sonderlich befaßt hat, jene ihm in die Hände gekommenen Materialien gleichsam zur Würze für den Gaumen seiner Leser brauchen, ohne diesen Rechenschaft geben zu dürfen, ob sie aus Nachbars Garten, oder aus Indien, oder aus seinem eigenen genommen wären. — Daraus ist auch erklärlich, wie dieser mein vertrauter Freund[a]) in unserem engen Umgange doch über seine

a) Aus dem ersten Entwurf, der sich in Kants Nachlaß auf der Universitätsbibliothek in Königsberg befindet, teilt Schubert (Kants Werke, herausgeg. von Rosenkranz und Schubert, Bd. XI,

Schriftstellerei in jenen Büchern nie ein Wort fallen lassen, ich selber aus gewöhnlicher Delikatesse ihn nie auf diese Materie habe bringen mögen.

So löst sich das Rätsel auf, und einem jeden wird das Seine zuteil.

Königsberg, den 6. Dez. 1796.

Immanuel Kant.

5.

Erklärung auf einen Brief Joh. Aug. Schlettweins.

(Intelligenzblatt der [Jenaischen] Allg. Lit.-Ztg. Nr. 74[a]) vom 14. Juni 1797.)

In einem Briefe, datiert Greifswalde den 11. Mai 1797, der sich durch seinen seltsamen Ton sonderbar ausnimmt und gelegentlich dem Publikum mitgeteilt werden soll, mutet mir Herr Johann August Schlettwein zu, mich mit ihm in einen Briefwechsel über kritische Philosophie einzulassen, zu welchem Be-

Abt. I, S. 205) folgende ursprüngliche Fassung dieses Satzes *mit:* „daß in meinem teils gelegentlichen, teils in der Folge gesuchten und vertrauten Umgange mit diesem meinem ehemaligen Zuhörer, nachdem geliebten und vertrauten Freunde niemals ein Wort über unsere Schriftstellerei gefallen ist.“ — Darauf über die benutzten Gedanken: „Es war das Seine aus der zweiten Hand. Wenn aber einer von uns beiden dem andern etwas abgeborgt haben soll, so kann darüber, wer es sein möchte, vermutlich kein Streit sein.“ „Eine kleine, aber, wie mich däucht, zum Nachdenken einladende Nutzanwendung mag hier noch Platz haben. Welch eine Idee mag wohl dem Gedanken zugrunde liegen, daß der Mensch, wenn er nicht mehr ist, noch eine Habe besitzen könne, die man, ohne ihm Unrecht zu tun, nicht antasten, die er aber auch nicht weggeben und an andere verschenken kann? Die Geistesprodukte. Hieraus ist zu sehen, daß die Anonymie immer etwas für den Nachruhm eines Schriftstellers Gewagtes ist, weil sich daraus ein schwerer Prozeß vor dem Totengericht entspinnen kann, der sein Eigentum, wenn er ein solches an Schriften gehabt hat, zweifelhaft macht.“

a) Diese Erklärung hat auch Biester in den Berlinischen Blättern v. J. 1798 (1. Viertelj. S. 350—352) abdrucken lassen, wo man auf den vorhergehenden Seiten (S. 327—349) den Brief Schlettweins samt der Charakteristik des letzteren von Biester findet. Einen zweiten Brief Schlettweins an Kant hat dieser ebenfalls a. a. O. 2. Viertelj. S. 148—153 abdrucken lassen und dabei die weiter unten folgende Stelle aus seiner Antwort auf den ersten Brief mitgeteilt.

huf schon verschiedene Briefe über mancherlei Punkte derselben bei ihm fertig lägen; wobei er denn zugleich erklärt: „er glaube imstande zu sein, mein ganzes philosophisches System, soweit es mein eigenes ist, beides, den theoretischen und praktischen Teilen nach, völlig umzustürzen;" welchen Versuch gemacht zu sehen, jedem Freunde der Philosophie lieb und angenehm sein wird. Was aber die Art dieses auszuführen betrifft, nämlich durch einen mit mir darüber anzustellenden Briefwechsel (schriftlich oder gedruckt), so muß ich ihm darauf kurz antworten: Hieraus wird nichts. Denn es ist ungereimt, etwas, was jahrelang fortgehen muß, um mit Einwürfen und Beantwortungen nur erträglich fortzurücken, einem Manne in seinem 74. Jahre (wo das *sarcinas colligere* wohl das Angelegentlichste ist) anzusinnen. — — Die Ursache aber, warum ich diese Erklärung, die ich ihm schon schriftlich getan habe[1]), hier öffentlich tue, ist: weil, da der Brief *quaest.* deutlich auf Publizität angelegt ist, und daher jener Anschlag mündlich verbreitet werden dürfte, diejenigen, welche ein solcher Streit interessiert, sonst mit leeren Erwartungen hingehalten werden würden. Da indessen Herr Schlettwein seinen Vorsatz des Umstürzens, mithin auch des Sturmlaufens, wahrscheinlich in Masse (wie er sich denn auf Alliierte zu verlassen scheint), vermutlich dieser Schwierigkeit wegen nicht aufgeben wird, und ihm nach dieser meiner Erklärung an meiner Person ein Hauptgegner abgeht, so fragt er mit weiser Vorsicht an: „welcher unter den Streitern wohl meine Schriften, wenigstens die Hauptpunkte derselben, wirklich versteht, wie ich solche verstanden wissen will." — Ich antworte darauf unbedenklich: Es ist der würdige Hofprediger und ordentliche Professor der Mathematik allhier, Herr Schulz, des-

[1]) Die Anmerkung Kants, in welcher er bei der Veröffentlichung von Schlettweins zweitem Briefe bei einer Stelle desselben einige Sätze aus seiner Antwort auf den ersten mitteilt, lautet so:

Dies bezieht sich auf eine Stelle meiner Antwort an Prof. Schlettwein, vom 19. Mai 1797, die so lautet:

„Sie können es, sagen Sie, mit der wahren Rechtschaffenheit nicht reimen, daß ich nicht bestimmt heraussage, welcher unter den mir anhängigen Schriftstellern meinen Sinn wirklich getroffen hat. Die Ursache ist, weil mich noch niemand darum öffentlich befragt hat. Aber daß jemand einem anderen Mangel an Rechtschaffenheit vorrückt und doch in einem Atem ihn mit ‚mein Lieber' anredet: das ist ein Bittersüß (*dulcamara*, ein Giftkraut), welchewegen der Absicht auf Meuchelmord verdächtig macht."

sen Schriften über das kritische System, unter dem Titel: Prüfung etc., Herr Schlettwein hierüber nur nachzusehen hat.

Nur bedinge ich mir hiebei aus, anzunehmen: daß ich seine (des Hrn. Hofpredigers) Worte nach dem Buchstaben, nicht nach einem vorgeblich darin liegenden Geist (da man in dasselbe hineintragen kann, was einem gefällt), brauche. Was andere mit ebendenselben Ausdrücken für Begriffe zu verbinden gut gefunden haben mögen, geht mich und den gelehrten Mann, auf den ich kompromittiere, nichts an; den Sinn aber, den dieser damit verbindet, kann man aus dem Gebrauch desselben im Zusammenhange des Buchs nicht verfehlen. Und nun mag die Fehde, bei der es dem Angreifenden an Gegnern nicht fehlen kann, immer angehen.

Königsberg, d. 29. May 1797.

I. Kant.

6.

Erklärung in Beziehung auf Fichtes Wissenschaftslehre.

(Intelligenzblatt der [Jenaischen] Allg. Lit.-Ztg. Nr. 109 v. J. 1799.)

Auf die feierliche, im Namen des Publikums an mich ergangene Aufforderung des Rezensenten von Buhles Entwurf der Transszendental-Philosophie in Nr. 8 der Erlangischen Literat.-Zeitung v. 11. Januar 1799 erkläre ich hiermit: daß ich Fichtes Wissenschaftslehre für ein gänzlich unhaltbares System halte. Denn reine Wissenschaftslehre ist nichts mehr oder weniger als bloße Logik, welche mit ihren Prinzipien sich nicht zum Materialen des Erkenntnisses versteigt, sondern vom Inhalte derselben als reine Logik abstrahiert, aus welcher ein reales Objekt herauszuklauben, vergebliche und daher auch nie versuchte Arbeit ist, sondern wo, wenn es die Transszendental-Philosophie gilt, allererst zur Metaphysik übergeschritten werden muß. Was aber Metaphysik nach Fichtes Prinzipien betrifft: so bin ich so wenig gestimmt, an derselben teilzunehmen, daß ich in einem Antwortschreiben ihm, statt der fruchtlosen Spitzfindigkeiten (*apices*), seine gute Darstellungsgabe zu kultivieren riet, wie sie sich in der Kritik der reinen Vernunft mit Nutzen anwenden läßt, aber von ihm mit der Erklärung, „er werde doch das Scholastische nicht aus den

Augen setzen“, höflich abgewiesen wurde. Also ist die Frage: ob ich den Geist der Fichteschen Philosophie für echten Kritizismus halte, durch ihn selbst beantwortet, ohne daß ich nötig habe, über ihren Wert oder Unwert abzusprechen, da hier nicht von einem beurteilten Objekt, sondern dem beurteilenden Subjekt die Rede ist; wo es genug ist, mich von allem Anteil an jener Philosophie loszusagen.

Hierbei muß ich noch bemerken, daß die Anmaßung, mir die Absicht unterzuschieben, ich habe bloß eine Propädeutik zur Transszendental-Philosophie, nicht das System dieser Philosophie selbst liefern wollen, mir unbegreiflich ist. Es hat mir eine solche Absicht nie in Gedanken kommen können, da ich selbst das vollendete Ganze der reinen Philosophie in der Kritik der reinen Vernunft für das beste Merkmal der Wahrheit derselben gepriesen habe. — Da endlich Rezensent behauptet, daß die Kritik in Ansehung dessen, was sie von der Sinnlichkeit wörtlich lehrt, nicht buchstäblich zu nehmen sei, sondern ein jeder, der die Kritik verstehen wolle, sich allererst des gehörigen (Beckischen oder Fichteschen) Standpunktes bemächtigen muß, weil der kantische Buchstabe ebenso gut wie der aristotelische den Geist töte: so erkläre ich hiermit nochmals, daß die Kritik allerdings nach dem Buchstaben zu verstehen, und bloß aus dem Standpunkte des gemeinen, nur zu solchen abstrakten Untersuchungen hinlänglich kultivierten Verstandes zu betrachten ist.

Ein italienisches Sprichwort sagt: „Gott bewahre uns nur vor unseren Freunden; vor unseren Feinden wollen wir uns wohl selbst in acht nehmen!“ Es gibt nämlich gutmütige, gegen uns wohlgesinnte, aber dabei in der Wahl der Mittel, unsere Absichten zu begünstigen, sich verkehrt benehmende (tölpische), aber auch bisweilen betrügerische, hinterlistige, auf unser Verderben sinnende und dabei doch die Sprache des Wohlwollens führende, (*aliud lingua promptum, aliud pectore inclusum gerere*) sogenannte Freunde, vor denen und ihren ausgelegten Schlingen man nicht genug auf der Hut sein kann. Aber dessenungeachtet muß die kritische Philosophie sich durch ihre unaufhaltsame Tendenz zu Befriedigung der Vernunft in theoretischer sowohl als in moralisch praktischer Absicht überzeugt fühlen, daß ihr kein Wechsel der Meinungen, keine Nachbesserungen oder ein anders geformtes Lehrgebäude bevorstehe, sondern das System der Kritik, auf einer völ-

lig gesicherten Grundlage ruhend, auf immer befestigt und auch für alle künftigen Zeitalter zu den höchsten Zwecken der Menschheit unentbehrlich sei.

Den 7. August 1797.

Immanuel Kant.

7.

Nachricht an das Publikum, die bei Vollmer erschienene unrechtmäßige Ausgabe der physischen Geographie von Im. Kant betreffend.

(Intelligenzblatt der [Jenaischen] Allg. Lit.-Ztg. Nr. 120 v. J. 1801.)

Der Buchhändler Vollmer hat in letzter Messe unter meinem Namen eine physische Geographie, wie er selbst sagt, aus Kollegienheften herausgegeben, die ich weder nach Materie noch nach Form für die meinige erkenne. Die rechtmäßige Herausgabe meiner physischen Geographie habe ich Herrn Dr. und Professor Rinck übertragen.

Zugleich insinuiert gedachter Vollmer, als sei die von Herrn M. Jähsche herausgegebene Logik nicht die meinige und ohne meine Bewilligung erschienen; dem ich hiemit geradezu widerspreche. Dagegen aber kann ich weder die Logik noch die Moral, noch irgendeine andere Schrift, mit deren Herausgabe gedachter Vollmer droht, für die meinige anerkennen, indem selbige bereits von mir Herrn M. Jähsche und Dr. Rinck übergeben sind.

Königsberg, d. 29. May 1801.

Immanuel Kant.

XIII.

Ehrendenkverse auf verstorbene Amtsgenossen

Dem zur Zeit noch nicht veröffentlichten Erläuterungsband zu Kants Briefwechsel (Bd. XIII) der Akademie-Ausgabe entnehme ich folgende biographische Notizen über die im folgenden genannten 6 Amtsgenossen Kants:

1. Langhansen (1691—1770), seit 1725 ordentl. Professor der Mathematik und Theologie, Oberhofprediger und Konsistorialrat. [Mit seinem Tode hing Kants Beförderung zum ordentlichen Professor zusammen. K. V.]
2. Kowalewsky (1700—1771), seit 1749 ord. Professor der Rechte.
3. L'Estocq (1712—1779), auch Kriegs- und Stadtrat und französischer Oberrichter; übrigens ein persönlicher Gegner Kants.
4. Christiani (1707—1780), aus Königsberg, seit 1735 Professor der Philosophie daselbst.
5. Braun (1714—1782), Professor der Rechte seit 1737.
6. Lilienthal (1717—1782), seit 1740 Professor der Theologie, Vertreter der strengen Orthodoxie, aber duldsam und menschenfreundlich.

1.

Auf Christoph Langhansen,

Professor der Theologie und Mathematik.

† 15. März 1770.

Dem, der die äuß're Welt nach Maß und Zahl verstand,
Ist, was sich uns verbirgt, das Inn're dort bekannt.
Was stolze Wissenschaft umsonst hier will erwerben,
Lernt weise Einfalt dort im Augenblick: durchs Sterben.

Dem gelehrten und redlichen Manne setzte dieses
zum Andenken

Immanuel Kant.

2.

Auf Cölestin Kowalewsky,

Kanzler der Universität und ersten Professor der Rechte.

† 23. Januar 1771.

Die Lehre, welcher nicht das Beispiel Nachdruck gibt,
Welkt schon beim Unterricht und stirbt unausgeübt;
Umsonst schwillt das Gehirn von Sprüchen und Gesetzen,
Lernt nicht der Jüngling früh das Recht der Menschen schätzen,
Wird niedrem Geize feind, vom Vorurteil bekehrt,
Wohlwollend, edel, treu und seines Lehrers wert.
Wenn dann gepries'ne Pflicht den Lehrer selbst verbindet,
Der Einsicht im Verstand, im Herzen Tugend gründet,
Wenn reine Redlichkeit, mit Wissenschaft vereint,
Dem Staate Diener zieht, dem Menschen einen Freund,
Dann darf kein schwülstig Lob, kein Marmor ihn erheben,
Er wird auch unberühmt in ihren Sitten leben.

3.

Auf Johann Ludwig L'Estocq,
Kanzler der Universität und ersten Professor der Rechte.
† 1. Februar 1779.

Der Weltlauf schildert sich so jedem Auge ab,
Wie ihn der Spiegel malt, den die Natur ihm gab.
Dem scheint's ein Gaukelspiel zum Lachen, dem zum Weinen,
Der lebt nur zum Genuß, der andre nur zum Scheinen.
Gleich blinde Torheit gafft einander spöttisch an;
Der tändelt bis ins Grab, der schwärmt im finstern Wahn.
Wird eine Regel nur dem Herzen nicht entrissen:
Sei menschlich, redlich, treu und schuldfrei im Gewissen!
(So lautet L'Estocqs Lob!) Das andre ist nur Spiel;
Denn Mensch und weise sein ist Sterblichen zu viel!

4.

Auf Karl Andreas Christiani,
Rektor der Universität, Prof. der praktischen Philosophie.
† 21. Juni 1780.

Nicht was Tribonian, noch was das Landrecht spricht,
Nein, das Gesetz in uns, von Menschenrecht und Pflicht,
Das die Natur uns lehrt, hat Völker sonst erhalten;
Und Richtern war's genug, nur dieses zu verwalten.
Dies ewige Gesetz trug Christiani vor,
Selbst lebt' Er ihm getreu, bis Er den Hauch verlor.
Jetzt wohnt Er da, wohin sich Themis aufgeschwungen,
Seitdem ein künstlich Recht sie aus der Welt verdrungen.

Immanuel Kant,
der Log. und Metaph. ord. Professor.

5.

Auf Christian Renatus Braun,
Professor der Rechte.
† 14. Februar 1782.

Was gibt den Leitstern in der Rechte Dunkelheit;
Ist's Wissen, oder mehr des Herzens Redlichkeit?

War Rechttun niemals Kunst, die man studieren müssen,
Wie ward's denn schwere Kunst, was Rechtens sei, zu wissen?
Wenn nicht gerader Sinn die Richtung gibt,
Wird alles Urteil schief, das Recht unausgeübt.
Durch Redlichkeit allein (Braun kann's im Beispiel lehren)
Wird Kunst zu der Natur einmal zurücke kehren.

Immanuel Kant,
der Log. und Metaph. ord. Prof.

6.

Auf Theodor Christoph Lilienthal,
Dr. und ersten Professor der Theologie, Kirchenrat,
Pfarrer an der Domkirche.
† 17. März 1782.

Was auf das Leben folgt, deckt tiefe Finsternis;
Was uns zu tun gebührt, des sind wir nur gewiß.
Dem kann, wie Lilienthal, kein Tod die Hoffnung rauben,
Der glaubt, um recht zu tun, recht tut, um froh zu glauben.

Immanuel Kant,
der Log. und Metaphys. ordentl. Prof.

Personenregister[1].

Achilles 10.
Agesilaus 269.
d'Alembert 49.
Alexander d. Gr. 66 257.
Algarotti 30.
Alphonsus 280.
Anakreontiker 14.
Antisthenes 290.
Aristides 71.
Aristoteles 208 260 307.
Äsop 40.

Basedow 101ff. 200.
Bayle 6.
Beck, I. S. 307.
Berkeley 166.
Blumenbach 154 A.
Bock 191.
Bonaparte 296.
Bonnet 154 A.
Borowski 173.
Braun 312f.
Brieux 296.
Buache 94 96.
Buffon 38 79 141.
Buhle 306.
Büsching 106 153 187.

Carazan 7f. A.
Carteret 113 152.
Cartesius s. Descartes.
Chastelet, Marquise von 29.
Cato d. j. 24 257.
Cervantes 260.
Christiani 312.
Christine von Schweden 34 A.
Cineas 66.
Clavius 64.
Cranz 87.
Cromwell 9.
Crugott 241.

Dacier, Madame 29.
Demanet 112.
Descartes 30 166 178.
Desguignes 89.
Domitian 5f.
Duns 13 A.

Eaton 91.
Engel 78 111.
Epiktet 24 71.
Epikur 290.
l'Estocq 312.
Euler 179 A.

Fichte 301 **306—308**.
Fielding 258.
Flemming 302.
Fontana 125.
Fontenelle 30.
Forrest 151.
Forster, Georg **133ff.**
Franklin 218.

Grimm 173.

Haller, Albr. von 9 180.
Hannibal 278.
Hanway 11.

[1]) Die Register beziehen sich nur auf den Kantischen Text, nicht auf Einleitung und Anmerkungen des Herausgebers.

Hartung 301.
Hasselquist 8.
Haupt 302.
Heilsberg 186.
Heraklit 15.
Herkules („Alcides“) 66 260.
Herodot 88.
Hippel, von 302f.
Hobbes 291.
Hogarth 13.
Holberg 67.
Homer 6 10 13.
Horaz 64 A. 237 239.
Hume 55 289.

Ives 91.

Jachmann, R. B. 185f.
Jan von Leyden 72.
Jäsche 308.
Jason 56.
Jenisch 186.
Johann II. von Portugal 127.

Kant, Selbstbekenntnis über Rousseaus Einfluß auf ihn 273 f.; seine kleineren Schriften 301 302; seine Kritik der reinen Vernunft 307.
Kanter 106.
Karl XII. 24.
Kepler 6
Klopstock 13.
Kowalewsky 311.
Krockow, Graf 301.

Labat 57.
Labruyère 10 A.
Landriani 125.
Langhansen 311.
Lichtenberg 222.
Lilienthal 313.
Lind 124 143 A.
Linné 133f., 136 A.
Lukretia 34.
Lykurg 56.

Mahomet 72.
Manes 280.
Mangelsdorf 104f.
Marsden 148 A.
Maupertuis 81.
Mendelssohn 157.
Mesmer 173.
Mielcke 186.
Milton 6 9f. A. 13.
Monaldeschi 34.
Montesquieu 49.

Nelson 296f.
Nero 66f.
Newton 30 248 280 289.
Niebuhr 82.
Ninon Lenclos 34.

Olivier 191.
Omphale 66 260.
Orbil 64.
Ovid 13.

Pallas 122.
Pestalozzi 191.
Peter der Große 269.
Plato 41 229.
Pope 269 280.
Pyrrho 66.
Pyrrhus 66.

Ramsay 147f. A.
Reinhold K. L. [158f.] 160.
Richardson 259.
Rinck 189 308.
Rousseau 48 71 194 208 212 220 260 262 263 **266f.** **273f.** 280.
Ruhig 186.

Salomo 277.
Schlettwein 304—306.
Schott 143 A.
Schulz, Joh. 305f.
Segner 220.
Seneka 259.
Shaftesbury 138f.
Simonides 43.
Sokrates 229f., 283.
Sömmering 142 143 A. **175ff.**
Sprengel 147f. A.

Sterne 135 221.
Stoiker 260.
Swift 76.

Terenz 181.
Terrasson 75.
Theophrast 275.
Thunmann 186.
Tribonian 312.

Ulloa 149.

Vergil 10 13.
Vollmer 192 308.
Voltaire 91.

Wieland [158].

Young 10 A.

Zeno 290.

Sachregister.

A.

Abartungen der Tiere und Menschen 80 136; vgl. Rassen
Abenteuerliche, das 12 13 21 23 45 46f., bei verschiedenen Völkern 54 55 58.
Aberglaube 52f.
Aberwitz 73 76.
Abessynier 144f.
Abhängigkeit von anderen 266 267 282ff. 290, vgl. Freiheit, Leibeigenschaft.
Abstammung, gemeinschaftliche 136f., von einem Menschenpaare? 152 A.
Achtung und Liebe 257 258 278, fürs Menschenrecht 274 294.
Adel 265f., 292—294.
Afterphilosophie 186.
Albinos 116.
Alkali 126.
Alten, die, als Muster 282.
Alter und Jugend 11f. 41 72 264.
Amerikaner als Rasse 83f. 89 113f. 123 141 149f.
Andacht 264.
Angewöhnungen 215.
Anlagen, natürliche 85f., vorgebildete 86, vgl. Keime, ihre Entwicklung 101.
Anthropologie, Kants Vorlesungen über 98 303.
Araber, Charakter der 54, zur weißen Rasse gehörend 82 144.
Arbeit, fremde 271.
Arbeiten lernen der Kinder 222 229.
Arbeiter, die gemeinen (gewöhnlichen) 273f.
Aristokratie 295.
Ärzte der Seele 76 172, als Diener der Natur 265.
Arten der Menschen und Tiere 80 111, Unterschied von Rasse bezw. Gattung 131 A., vgl. 136ff.
Assoziationsgesetze 178.
Ästhetik, metaphysische Anfangsgründe der 275.
Aufgeblasenheit 281.
Ausschweifungen, geschlechtliche 258f. 276.
Auswendig lernen 224f.
Autodidakten 229.

B.

Begierden der Kinder 243, natürliche des Menschen 258, unnatürliche 261, geschlechtliche 276.
Belohnungen, künftige 264 266.
Beobachten = Erfahrung methodisch anstellen 131, vgl. 133 137.
Bescheidenheit 35.
Bestimmung der Menschheit 194.
Bewußtsein 163f., transzendentales und empirisches 164 167, reines 178 A., seine Einheit 178 180f.
Bibel 262.
Bildung zerfällt in Zucht (s. d.) und Unterweisung 195, scholastische, pragmatische und moralische 207f.

Blendlinge (= Bastarde) 80 84 115 126f., vgl. Mischrassen.
Blödsinnigkeit 64 68.
Blonde und Brunetten 114f. 138 146.
Brechen des Kinderwillens 212f. 231f.
Büchern, Überfluß an 272f. 288.
Buchstabe und Geist der Kantischen Philosophie 307.

C.

Canadier 56.
Charakter, Gründung dess. 232 239.
Chinesen, ihr Charakter 54f. 261, als Rasse 113 120.
Choleriker 18f. 22f. 281 282f.
Christen 289.

D.

Demagogie 294.
Demokratie 295.
Demut der Kinder 242f.
Denken, empirisches 180.
Denken lernen der Kinder 202.
Deputierte der Menschheit 102.
Despotismus 293 294 295.
Deutsche, ihr Charakter **45f. 50ff.**
Dressieren, das 202.
Disziplin s. Zucht.
disziplinieren, definiert 201f.
Dreistigkeit 217f. 278.
Dummkopf 64 277.

E.

Edel (unterschieden von schön) 10 17 28f. 42 45 50, vgl. 276 281.
Egoismus, logischer 261.
Ehe 36 40 258 259 261, in England 49, Einfluß auf die Rasse 115 140, Ideal derselben 43f., vgl. 281 283.
Ehre, Ehrgefühl, Ehrliebe 17 18f. 23 27 66 263, bei verschiedenen Völkern 50f., der beiden Geschlechter 259, als Wahn 277, des Adels 293f.
Eigennutz 25 26f. 284 290, E. und sein Gegenteil 26.
Eigentum 282, ländliches des Adels 294, an Schriften 304 A.
Einbildungskraft 163 164, vgl. 117f. 155 A. 167 178.
Einfalt 23 35 40f. 63 65 74f., der Natur 258 260f. 276 281, weise 311.
Einfaltspinsel 65.
Einheit der Gattung 79, E. und Einheiten 171.
Einigkeit 283.
Eitelkeit, weibliche 32f. 281, beider Geschlechter 42f. 51, E. überhaupt 273 274 284 290.
Ekel 28 33f. 276.
Empfindung, geht vor Begriff 265.
Empfindungsplatz, gemeinsamer *(sensorium commune)* im Körper 173, des Rechts 295.
Endursachen 131f. 158.
Engländer 45f. 49ff. 52 A. 264 292 (Adel), ihre Übermacht zur See 296.
Enthusiasmus 21 53 A. 78, ohne ihn nichts Großes in der Welt ausgerichtet 72.
Erblichkeit der Rasse s. d., des Adels s. d.
Erbuntertänigkeit 293.
Erfahrung, definiert 163, vgl. 164, innere 166f., übersinnliche 185, ihre Grenzen 153.
Erhabene, das **3ff.,** seine Arten 7f., vgl. 12 22f. 45 **257ff.**
Erkenntnis, empirische 163, und reine 159.
Erziehung 99ff., Einteilung 193 207, eine Kunst 197, das größte und schwerste Problem ebd., mechanisch oder judiziös 199, negativ oder positiv 204, private oder öffentliche 204f., häusliche 204f., ihre Dauer 205, ihr systematischer Zweck 227, physische **207ff.,** praktische 222 **237ff.,** moralische 227 **238ff.,** im Ggs. zur theologischen 262.

Eskimos 88.
Ethik und Recht 295.
Expedition, ägyptische Napoleons I. 296f.
Experiment 118 121 174, in der Erziehung 203.

F.

Fakultäten, Streit der philosophischen und medizinischen 177.
Fallen der Kinder 213 218.
Familienschlag 81 115 140.
Fanatismus 28 53 72.
Farbe der Augen 11, des Gesichts 37, der Haut **144ff.**, (vgl. Rassen).
Franzosen 44ff., bes. **47ff.**, in der Wissenschaft 45 A., und Kunst 46.
Fratzen 12 13 21 33 54 56 58 118.
Frauen 27 bis 44, **257ff.**, gelehrte 29, ihre Erziehung 30f., Schwäche 32f., in Frankreich 47 48 A., im Orient 56f., bei den Negern 57, Indianern 57, ihre Waffen 262.
Freiheit **285ff.**, im Gegs. zum Naturgesetz 164f., Hang zur Fr. 194, Fr. und Zwang in der Erziehung 206f., des Bürgers 293.
Freiheitsliebe 20f.
Freistaat 273 294, vgl. Republik.
Freundschaft 10 20 21 283, selten bei Frauen 36, falsche 307.
Frömmigkeit 262 264.
Fürsten, ihr Verhältnis zur Erziehung 200, ihre eigene 200f., zu den Untertanen 201, vgl. 272 291f. 295.

G.

Gattungen s. Arten.
Gebet **169f.**
Gedächtnisübung 224ff.
Geduld, Übung in der 230f.
Gefälligkeit 15f., französiche 47.
Gefühl der Schönheit und Würde der menschlichen Natur **16** 27, feines 25, moralisches 277, vgl. 257f.
Gegenwart, lokale und virtuelle (der Seele) 178 187.
Gehirn, als Seelenorgan 178f.
Gehorsam der Kinder 230.
Geistesgestörtheit 68 75.
Geiz 67 277.
Gemüt, definiert 178 A., vgl. 178f.
Genie 46 73.
Geographie, physische, ihr Nutzen 67f., als Unterrichtsfach 225 226f.; Kants Werk darüber 308.
Gerechtigkeit 269, natürliche und bürgerliche 271.
Geschichte, ihre Wortbedeutung 135, als Unterrichtsfach 224f.
Geschichtsphilosophisches 81f.
Geschicklichkeit 207 294.
Geschlechter, die beiden **27ff.** **257ff.**, vgl. Frauen.
geschlechtliche Aufklärung 248f.
Geschlechtsneigung, -trieb 35f. 39f. 258 276 290, vgl. Liebe, Ehe.
Geschmack an Kleinigkeiten 24f., derber und feiner 36 38, vgl. 259 276, gotischer 58, moralischer 259 275 u. ö., richtiger und zarter 226; noch weitere Arten 259.
Geschwindigkeit im Anfang des Falles 170f.
Geselligkeit 271, der Kinder 221.
Gesetze, praktische 131f.
Gewissen, definiert 247.
Glaube, natürlicher und übernatürlicher 280.
Gleichheit, Gefühl der 269, Begierde der 277.
Glückseligkeit 261 270, künftige (ewige) 263, eigene und fremde 271, vgl. 289, das Losungswort aller Welt 294.

Glückwürdigkeit 294.
Gott, sein Dasein unbeweisbar 131, vgl. 157 169f., seine Providenz s.d., Personifizierung 169f., Güte 268 281f., in der Erziehung 245f., vgl. Religion.
Grenzen der Wissenschaften 134f.
Grönländer 87.
Grundkräfte, keine ersten 117 155ff.
Grundsätze (Gegs. zu Gefühlen) 16 19f. 23 26 276, in der Erziehung 197, selten bei Frauen 32 34.
Gutherzigkeit 16f. 26 290.
Gütigkeit (Gegs. Gerechtigkeit) 270.

H.

Halbrassen 83, vgl. Mischrassen.
Harem 56.
Haß 284.
Hautfarbe s. Rassen.
Hindus s. Inder.
Hochmut 51 67.
Hoffart 51.
Hoffnung 230, auf Unsterblichkeit 261.
Hofleben 274 277 282.
Hofmeister 205f. 207f. 266f.
Holländer, ihr Charakter 45 46 50f., als Rasse 127.
hübsch (Gegs. zu schön) 37 38f.
Hypochondrie 70f.
Hypothesen in der Naturwissenschaft 114 132.

I.

Idealismus, dogmatischer 166, problematischer 166—168.
Idee des höchsten Guts 129, des Zwecks 156, materielle Ideen 178, I. einer Republik 197, des öffentlichen Rechts 294f., I. und Erfahrung 131.
Inder, ihr Charakter 54, als Rasse 90f. 94 113f. 124; vgl. 209 261.
Indianer s. Amerikaner.
Indifferentismus, religiöser 54.
Inspiration 185.
Instinkt der Tiere 193 194, teilnehmender 290.
Italiener 44f., in der Kunst 46, in der Liebe 52.

J.

Japaner, ihr Charakter 54.
Juden, als Rasse 127.

K.

kalmückische Rasse 82—84 88f.
Katechismus des Rechts 242.
Kategorien 171 Anm., ihre Deduktion und Exposition 159f.
Kausalität 164f.
Keime, ursprüngliche der Rassen 85f. 122 127 140 142ff., sittliche der Menschheit 197, zum Guten 200; vgl. Naturanlagen.
Keuschheit 34 277.
Kinderspiele 219ff.
Kirchenglauben 291.
Klasse in der Naturbeschreibung 136 A.
Kleidung 11f.
Klima, sein Einfluß auf die Rassen 85ff. 123f. 139ff.
Klugheit, politische 294.
Koalitionsversuche, wissenschaftliche 257.
Koketterie 11 257.
Kraft, definiert 156 A.
Krankheiten des Kopfes 61ff. und des Herzens 63 65, ihre körperliche Wurzel 75f., erbliche 86 A.; vgl. 172.
Kreolen 112 127.
Kritik der reinen Vernunft 307.
Kritizismus, echter 307.
Kultivieren, das, definiert 201.
Kultur der Gemütskräfte 217ff. 227f., der Seele 221f., freie und scholastische 222.
Kunst, ihre Entwicklung bei verschiedenen Völkern 57f.; vollkommene Kunst wieder Natur 244.

L.

Lachen, das 176.
Langeweile, die 265.
Lappländer 91f.
Laster 244f. 257f.
Leben, bloß genießendes ohne Wert 275.
Lebenskraft, Prinzip der **177ff.**
Leibeigenschaft 293.
Leidenschaften **65ff.** 279, verliebte 5 27f. 66 73 279.
Lernen, das 173.
Lesesucht 172f. 273.
Liebe 5 9f. 71 257ff., in der Ehe (w. s.) 44, der Deutschen 50 51f., vgl. Leidenschaft, Frauen, Ehe.
Litauer, die 186f.
Logik, reine 307, als Schrift Kants 308.
Logiker, der 133, als Arzt des Kopfes 63f.
logisches (Gegs. sittliches) Urteil bezw. Gefühl 275, Gründe 273.
Lüge bei Kindern 235 238f. 264f., aus Feigheit 264.
Lüsternheit 258f. 276f.
Lustspiel 10.
Luxus 268, vgl. Üppigkeit.

M.

Magnetisieren, das 174, vgl. 173 (Mesmers).
Majestätsbegriff 291f.
Malaien 84 112f. 122 148 A.
Materie, starre und flüssige 179.
Mathematiker und Philosoph 289.
Mechanismus und Teleologie 153.
Melancholiker, der 18 **19—21** 71 73 281 282f.
Mensch, der, im Naturzustand (vgl. Naturmensch) 79f. 193f. 198f., wird Mensch nur durch Erziehung 195, seine größte Angelegenheit 272, Wissenschaft von ihm 274.
Menschengeschlecht, ein künftiges glückliches 196.
Menschenliebe 251 265 274.
Menschenrechte 274 294 311 312.
Menschenschlag **80ff.** 138, vgl. Rasse.
Menschenstamm, erster 97 119f. 123 133 u. ö.
Menschheit, ihre Ehre 273, Rechte 274.
Metaphysik 178, im Gegs. zur Physik 131 154, wahre 155, eine Wüste 155, ihre Orakel heute verstummt 177, sittliche 275, Fichtes 306.
Mischrassen 80f. 84 97 115f. 144ff.
Mitleid 14 15 A. 260 269 290.
Mittelalter, das 11 12 58.
Modesucht der Kinder 237.
Möglichkeit und Möglichkeiten 172.
Mönchstugend 281.
Mongolen 82ff. 122 u. ö.
Moral 158, falsche und gesunde 266, grobe und chimärische 290.
Moralisierung 202.
Moralisten 263.
Musik 24 25 A. 202.
Musterschulen 103f.
Mut des Mannes und des Weibes 260, zu Lastern 257f.
Muttermilch 208f.
Mystik, als Gegenteil aller Philosophie 185.

N.

Nahrung der Kinder 208f. 215.
Naivetät 23 24 35.
Narr 13 22 33 **66ff.**
Narrheit 64 288.
Närrin 33.
Nationalcharakter **44ff.**
Natur, definiert 131, im Gegs. zum Menschen 97f., Möglichkeit überhaupt 158, ihre Stimme 274, Mutter Natur 101, feste Punkte in ihr 274, N. in der Erziehung 103.

Naturalist 153.
Naturanlage der Menschheit 194f. 200.
Naturbeschreibung 85 A. 94 119 **133 ff.**, in der Schule 226f.
Naturforschung (Naturwissenschaft **131 ff.**, physische und metaphysische 132, muß alles natürlich erklären 153.
Naturgattungen 79f. 128 152.
Naturgeschichte 85 A. 94 121 **133 ff.**
Naturkräfte, keine ersten 117, vgl. 134.
Naturmensch, der (vgl. Mensch) 258 261 262 267f. 276 279f. 280.
Naturtriebe 65.
Naturzustand s. Naturmensch.
Naturzwecke 131 ff.
Neid bei Kindern 243.
Neger, ihr Charakter 55, als Rasse 80 82f. 89f. 94 95f. 112f. 115f. 123 134 141 142 ff. 148 A 149 ff.
Nerven 179 180.
Normalschulen 203.

O.

Offenbarung 288.
Organisation, definiert 179, organischer Wesen 154, mathematisch-mechanische und chemisch-dynamische 179f.
Originalität, körperliche der Individuen 139.
Otaheite (= Tahiti), australische Insel 81 84, vgl. 206.

P.

Pädagogik **189 ff.** (vgl. Erziehung); sie muß ein Studium und eine Wissenschaft werden 196.
Pedant 13 A. 257.
Pedantin 35.
Perser, ihr Charakter 54, als Rasse 91 A.
Pflichtbegriff in der Erziehung 207 232f. 240 ff. 251.
Pflichten 251 261, gegen sich 240f. und andere 241f.
Phantasten 12 21 70—75 260.
Philanthropin, das Dessauer **99 ff.**, vgl. 203.
Philosoph, der, als Arzt des Gemüts 76, als Metaphysiker 177, der praktische 185, Ph. und Mathematiker 289.
Philosophie, ihr bedingter und unbedingter Wert 185, Nutzen 289, Fichtesche und kritische 307.
Phlegma, Phlegmatiker 17f. 19 23 45.
Phlogiston 124f.
Physik 131 153f.
Physiognomie 135.
Physiokratie 135.
Physiologe, der 177f., und Metaphysiker 181.
Plattform (= Plateau) 94 96.
Politik, definiert 294, wahre 294f., P. und Recht 295, englische 1798 296f.
Portugal 296f.
Portugiesen 126f.
Prächtige, das 7 8f. 45 55 261.
Prinzipien in der Naturwissenschaft 116f., Einigung über sie 132, reine praktische 157, teleologische s. d.
Providenz (Vorsehung) Gottes 168f.

R.

Raserei 73.
Rassen der Menschen **77 ff.** **109 ff.**, vier 82 ff. 115f., ihre unmittelbare Ursache 85 ff., Gelegenheitsursachen 93 ff., Begriff **118f.** 133 ff.
Raum, leerer 165, und relativer 164f.
Recht, öffentliches 291 294f., und Politik 295, positives und natürliches 312f.
Rechtslehre, reine und empirische 177.

Reichtum und Armut 12.
rein, definiert 171.
Reinlichkeit 28 34.
Reiz und Rührung 6f. 19 25 37.
Religion der verschiedenen Nationen 52ff., R. und Naturphilosophie 132, in der Schule 245ff. 266, die Sittlichkeit ihr Probierstein 263, natürliche und bürgerliche 268, und übernatürliche 279, R. und Moral 266.
Religionslehre, reine und geoffenbarte 177.
Renaissance 59.
Republik, Republikaner 276 291f. 295, die französische 296f., vgl. Freistaat.
Rittertum im Mittelalter 58.
Romanlesen 225, vgl. 259f.
römische Altertümer 271.
Russen 209ff. 269.

S.

Sanguiniker 18 21f. 281 282f.
Schäfergedichte 9 A. 24.
Scham, Schamhaftigkeit 17 34, bei Kinder 230, vgl. 264.
Schein, sittsamer 22, schöner 275 281.
Schöne, das **3ff**. **257ff**.
Schreibkunst, ihr Anfang der Anfang der Kultur 199.
Schreien, das der Kinder 216 220.
Schule, ihre Nützlichkeit 267.
Schwärmerei 53 72 **172ff**.
Schweizer 265.
Seele, Organ der **177ff**., ihr „Sitz" 177f. 181, gefühlvolle 259 261, Rousseaus 273.
Sinn, innerer 165ff. 178, und äußerer 181.
Sinnenwerkzeug 177.
Sittlichkeit 112 **264f**., natürliche 263.
Sklaverei 285 290 294.
Souverän 291f.
Sozialkontrakt 291.
Spanier 45 46 **47** 51 52 53 **145f**., vgl. **296f**.
Spartaner 277.
Spielarten 80f.
Sprachenlernen 224.
Staat, definiert 295.
Stammgattung 92f., die Weißen? 91 119.
Standesunterschiede 263 275 292f.
Stimmrecht 292.
Stolz 51.
Strafen der Kinder 213 **232f**., ihre Größe 288, ewige 263, und Lohn 264.
System, Natur- und Schul- 77 152, der kritischen Philosophie 306 307f.

T.

teleologische Prinzipien (Methode) 131ff., Sprache 153.
Teleologie, natürliche 158.
Temperamente, die **19ff**. 281 282f.
Theologie, christliche 279 280.
Theorie der Natur (Gegs. Zweckbestimmung) 131f., der Erziehung 196.
Tobsucht 74 76.
Tollheit 74.
Torheit 65f. 174.
Transzendentalphilosophie 158 306f.
Träume 21 69, im Wachen 70 173.
Trauerspiel 10.
Tugend, wahre, beruht auf Grundsätzen 8, echte und adoptierte 16f. 32 A., schöne (weibliche) und edle (männliche) 32, als Losungswort der Zeit 63, im Gegs. zur Natur 69, zur Frömmigkeit 264, ihre Stärke 274, in Ruhe und im Kampf 290.

U.

Ungerechtigkeit, das schlimmste Übel 270, vgl. 259.
Ungleichheit der Menschen 250 263 270.
Universität 177.

Unsterblichkeit 313.
Unterweisung 194.
Üppigkeit 271f. 276 283 290.
Urteilskraft 228.

V.

Varietäten 80ff. 136 137, vgl. Spielarten.
Vernunft als Losungswort der Zeit 63, reine praktische 131 185, spekulative und praktische 158, ihre Würde 174, ihr Endzweck 185, vgl. 228f. 259.
Vernünftler, rasche 133.
Verrücktheit 68f.
Verstand und Gefühl 25, schöner (weiblicher) und tiefer (männlicher) 29f. 37, feiner und gesunder 74 83, vgl. 228.
Verziehen der Kinder 230.
Volksrechte 291f.
Vollkommenheit der menschlichen Natur 196 197, V. und Vollkommenheiten 171.
Vorsehung, göttliche 168 198 280.

W.

Wahn 277.
Wahnsinn 68 72f., der Schwärmerei 174, erblicher 115.
Wahnwitz 68 73.
Wahrhaftigkeit der Kinder 238.
Wahrheit und Wahrheiten 172, W. und Irrtum 289.
Wahrnehmung, definiert 163.
Wartung der Kinder 193ff.
Wasser, das, seine Teile 180, im Gehirn 179f.
Weise, der 66.
Weißen, die, als Rasse 80 82ff. 97 114f.
Weltkenntnis 97.
Weltklugheit 238f.
Wiegen der Kinder 211.
Wilde, der, s. Naturmensch.
Wildheit 194f.
Windeln der Kinder 210.
Wissenschaft, ihre Grenzen 134f., ihr Zweck 259 274, Nutzen und Schaden 271 273, vom Menschen 274, Beruf dazu 274.
Wunder 164ff., ihre Einteilung 165f.
Würde der menschlichen Natur 16 20 22.

Z.

Zeit, die, ihre Bestimmung 164f.
Zeremonien 202.
Zigeuner 126 145f. 147 148 A.
Zirkassierinnen 38f.
Zivilisierung, definiert 202.
Zorn, der 268 269.
Zoten 5 34.
Zucht (Disziplin) in der Erziehung 193ff. 231f.
Zufälligkeit 168.
Zufriedenheit 283 294.
Zwang in der Erziehung notwendig 206.
Zwecke der Natur (s. Naturzwecke) und der Freiheit 157, einer oder mehrere in der Welt? 168f., gute 202.
Zweckmäßigkeit 131.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

BAND IV:

Logik (1800). 4. Auflage. Herausgegeben von W. Kinkel. 1920. M. 20.—, geb. M. 35.—

Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (1798). 5. Auflage. Herausgegeben von K. Vorländer. 1912. M. 50.—, geb. M. 70.—

Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. 3. Auflage. Herausgegeben von K. Vorländer. 1903. M. 25.—, geb. M. 45.—

BAND V:

Kleinere Schriften zur Logik und Metaphysik. Herausgegeben und eingeleitet von K. Vorländer.

Daraus einzeln:

1. Heft. Schriften von 1755—1765. (Versuch den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen u. a.) M. 25.—, geb. M. 40.—
2. Heft. Schriften von 1766—1786. (Träume eines Geistersehers u. a.) M. 25.—, geb. M. 40.—
3. Heft. Schriften von 1790—1796. (Streitschrift gegen Eberhardt. Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolf.) M. 25.—, geb. M. 40.—
4. Heft. Schriften von 1796—1798. (Der Streit der Fakultäten.) M. 25.—, geb. M. 40.—

BAND VI:

Kleinere Schriften zur Geschichtsphilosophie, Ethik u. Politik. Hrsg. von K. Vorländer. 1913 . . . M. 40.— geb. M. 55.—

Kleinere Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie. Hrsg. von F. M. Schiele. 3. Aufl. 1911. . . M. 25.—, geb. M. 40.—

BAND VII

Kleinere Schriften zur Naturphilosophie. Herausgegeben von O. Buek.

Band I. 1. Abt. Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels (1775). 3. Aufl. 1922. XXVI, 188 S. M. 30.—, geb. M. 45.—

Band I. 2. Abt. Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft (1786). 3. Aufl. 1922. XX, 151 S., M. 20.—, geb. M. 35.—

Band II. 2. Aufl. 1907 M. 75.—, geb. M. 100.—

BAND VIII:

Vermischte Schriften. Neu herausgeg. von K. Vorländer. 1922. VIII, 546 S. M. 30.—, geb. M. 45.—

Briefwechsel. Anastatischer Neudruck . M. 75.—, geb. M. 100.—

BAND IX:

Physische Geographie. 2. Auflage. Herausg. von Paul Gedan. 1905 M. 75.—, geb. M. 100.—

SUPPLEMENTBAND:

Vorländer, Karl. Kants Leben. Mit Bildnis Kants. 2. Aufl. 1922. M. 30.—, geb. M. 45.—, Geschenkbd. M. 75.—

Cohen, Herm. Kurzer Handkommentar zur Kritik der reinen Vernunft. 3. Auflage. 1920 M. 30.—, geb. M. 45.—

Preise freibleibend!

VERLAG VON FELIX MEINER IN LEIPZIG

Wissen und Forschen.

Schriften zur Einführung in die Philosophie.

Dem Bedürfnis nach Erläuterungen zu bestimmten philosophischen Klassikern und nach Einführungen in die Grundprobleme der Philosophie will diese Sammlung dienen. Frei von jeder Einseitigkeit und unter Anerkennung der Verschiedenheit der philosophischen Richtungen in der Gegenwart möchte sie einen Sammelpunkt bilden für alle Bestrebungen, die von wissenschaftlichem Boden aus, in allgemeinverständlicher Sprache in das weite Gebiet philosophischer Lektüre und philosophischer Forschung einzuführen beabsichtigen.

Bd. I: **Kants Lehre vom kategorischen Imperativ.** Eine Einführung in die Grundfragen der Kantischen Ethik im Anschluß an die „Grundlegung der Metaphysik der Sitten." Von Dr. A. Buchenau. 1913. XII, 125 S. M. 25.—, geb. 45.—

Bd. II: **Gegenwartsphilosophie und christliche Religion.** Im Anschluß an Vaihinger, Rehmke, Eucken dargestellt von Dr. H. Hegenwald. 1913. XII, 196 S. M. 30.—, geb. 50.—

Bd. III: **Grundprobleme der Kritik der reinen Vernunft.** Eine Einführung in die Kantische Erkenntnistheorie. Von Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau. 1914. VI, 194 S. M. 30.—, geb. 50.—

Bd. IV: **Wie ist kritische Philosophie überhaupt möglich?** Ein Beitrag z. systemat. Phänomenologie der Philosophie. Von Prof. Dr. Arthur Liebert. 1919. XVII, 228 S. M. 60.—, geb. 90.—

Bd. V: **Grundriß der Ästhetik.** Von Benedetto Croce. Deutsch von Dr. Th. Poppe. 1913. IV, 85 S. M. 20.—, geb. M. 40.—

Bd. VI: **Die Seele.** Ihr Verhältnis zum Bewußtsein und zum Leibe. Von Jos. Geyser. 1914. VI, 117 S. M. 20.—, in Hblwd. M. 40.—

Bd. VII: **Die Begründer der modernen Psychologie.** Lotze, Fechner, Helmholtz, Wundt. Von Stanley Hall, President of Clark University. Übers. u. m. Anm. vers. v. Raym. Schmidt. Mit Vorwort v. Max Brahn. 1914. 28, 392 S. M. 60.—, in Geschenkband M. 90.—

Bd. VIII: **Einführung in die Philosophie.** Vom Standpunkte des Kritizismus. Von Dr. Kurt Sternberg. 1919. XIII, 291 S. M. 30.—, geb. M. 50.—

Bd. IX: **Pestalozzis Sozialphilosophie.** Eine Darstellung auf Grund der „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts". Von Dr. Art. Buchenau. 1919. VIII, 183 S. M. 25.—, Geschenkband M. 45.—

Bd. X: **Die sittlichen Forderungen u. d. Frage nach ihrer Gültigkeit.** Von Gust. Störring. 1920. VIII, 136 S. M. 15.—, geb. M. 25.—

Bd. XI: **Einführung in die Erkenntnistheorie.** Von Aug. Messer. 2., umgearb. Aufl. 1921. IV, 221 S. M. 30.—, geb. M. 50.—

Bd. XII: **Geschichtsphilosophie.** Eine Einführung. Von Prof. Dr. Otto Braun. 1921. VIII, 120 S. M. 25.—, geb. M. 45.—

VERLAG VON FELIX MEINER IN LEIPZIG

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

FRITZ GÄHR
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kant, Immanuel,

Vermischte Schriften

Leipzig 1922

Ph.u. 52 ib-50
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11171883-7